Joh. Fischer

Das Dekameron.

Erster Theil.

Das

Dekameron

von

Giovanni di Boccaccio.

Aus dem Italienischen übersetzt

von

Karl Witte.

Dritte verbesserte Auflage.

Erster Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1859.

Dem

trefflichen Herausgeber und Erläuterer

des Dekameron,

Herrn Cav. Pietro Fanfani

in Florenz,

seinem werthen Freunde,

vom Uebersetzer.

Vorwort des Uebersetzers.

Nächsten Winter werden es fünfunddreißig Jahre seit die Verlagshandlung mich zu einer Uebersetzung des „Dekameron" aufforderte. Erginge dieser Antrag jetzt an mich, so würde ich, auch wenn die Arbeitsfrische und Muße der Jugend mir noch zu Gebote ständen, ohne Zweifel ihn ablehnen. Damals lockte den erst seit kurzem nach mehrjährigem Aufenthalt in Italien Heimgekehrten das genaue Studium des Begründers der italienischen Prosa. Jetzt kann ich, wenn ich auch wollte, das einmal seinen Lesern übergebene Buch, deren es in zwei Auflagen schon so manche gefunden hat, nicht mehr zurücknehmen. Nur dazu bin ich berechtigt wie verpflichtet, an meine Arbeit die bessernde Hand zu legen. Das ist denn auch in dieser dritten Auflage mit allem Fleiße

geschehen. Der siebente, achte und neunte Tag sind fast gänzlich umgearbeitet und die fünf letzten Lieder (Ballaten) neu übersetzt.

Besonders wichtig schien es mir, Text und Anmerkungen der vortrefflichen neuen Ausgabe von Fanfani sorgsam zu vergleichen. In der That hat sie eine nicht ganz unbedeutende Zahl von Berichtigungen geboten.

Halle, den 10. April 1859.

Karl Witte.

Inhalt des ersten Theils.

Dekameron.

Erster Tag.

Einleitung des Uebersetzers.

Giovanni di Boccaccio.

Dem Boccaccio di Chellino 1), einem mäßig begüterten florentiner Kaufmann, der aus dem Landstädtchen Certaldo im Elsathal 2) stammte, wurde im Jahre 1313 3) ein Sohn, Giovanni, geboren. Die Nachrichten über die Lebensschicksale dieses letztern, namentlich über die Schicksale seiner Jugend, sind ungenügend und voller Widersprüche. Selbst seine Geburt ist in Dunkel gehüllt. In einem allegorischen Roman („Ameto") erzählt Boccaccio 4) unter erdichteten Namen (Caleone und Fiammetta) sein Verhältniß zu der schönen Maria. Nachdem nun erwähnt worden 5), Mariens Mutter sei aus Frankreich gekommen, sagt Caleone (Boccaccio — S. 148): „Nicht gar weit

1) Diminutiv von Michael.

2) Vergl. Boccaccio, de montibus, sylvis., v. Elsa.

3) Petrarca, Epist. seniles, VIII, 1.

4) In dem ersten der Sonette, die durch die Terzinenanfänge der „Amorosa visione" gebildet werden (s. unter S. LVI, LVII), schreibt der Verfasser sich Giovanni di Boccaccio da Certaldo. Steht der Familienname allein, so muß es gleichfalls Boccaccio heißen. Geht aber der Vorname (ohne di) vorher so erfordert der italienische Sprachgebrauch Boccacci. So heißt in der zweiten Novelle des achten Tages der Kenner feiner Tuche, auf den sich der Pfarrer von Varlungo beruft, erst Buglietto, nachher aber Nuto Buglietti.

5) Moutier'sche Ausg., S. 142.

von den Gegenden geboren, aus denen deine (Mariens) Mutter stammte, suchte ich als Kind die hetrurischen Reiche heim." Da nun bekannt ist, daß Boccaccio di Chellino zweimal (mit Magherita di Gian Donato de' Martoli und mit Bice di Ubaldino Bosticchi) verheirathet war, keine der beiden genannten aber des Dichters Mutter ist, so scheint er die Frucht verbotener Liebe, und vermuthlich in Paris geboren zu sein.[1])

In der „Genealogie der Götter"[2]) erzählt uns Boccaccio, daß er noch vor erreichtem siebenten Jahr, kaum des Lesens und Schreibens kundig, ohne Unterweisung, ja ohne alle Bekanntschaft mit Dichterwerken, kleine poetische Erfindungen in Reimen verfaßt habe. Einigen grammatischen Unterricht ließ ihm nach Filippo Villani's Bericht[3]) der Vater, obwol poetischen Tändeleien abhold, durch Johannes de Strada ertheilen; doch wissen wir aus einem Antwortbrief des Petrarca[4]), daß Boccaccio noch in spätern Jahren sich rühmte, als Knabe, zuerst von Dante's „Göttlicher Komödie" emporgeleitet, nach Höherm gestrebt zu haben.

Bald indeß zog unsern Giovanni des Vaters Gebot von so lieben Beschäftigungen ab und nöthigte ihn zu kaufmännischer Thätigkeit.[5]) Noch im Knabenalter (adolescentiam nondum intrantem) wurde er einem bedeutenden Kaufmann anvertraut, bei dem er sechs Jahr verweilte, und der ihn (nach Manetti) auf seinen Geschäftsreisen (namentlich auch nach Frankreich) mit sich führte, endlich aber ihn, als der Fähigkeiten und des guten Willens ermangelnd, dem Vater zurücksandte. Nun mußte er auf des Vaters Befehl, mit nicht geringerm Widerwillen,

---

1) Mehus, Vita Ambrosii Camald., S. CCLXV. Baldelli, Vita di Giov. Boccacci, S. 277—80. Vgl. unten S. XLIII.

2) XV, 10.

3) Vita, Ausg. von Moreni, S. 69.

4) Epist. (Ausg. 1601), XII, 12.

5) Geneal. Deor., a. a. O.

kanonisches Recht (pontificum sanctiones) studiren, und obwol sein Lehrer zu den berühmtern zu zählen war, blieb diese, ungefähr ebenso lange fortgesetzte, Beschäftigung für den Schüler so fruchtlos, als die frühere kaufmännische.

Wer Boccaccio's Lehrer im kanonischen Recht gewesen sei, ist unbekannt. Ein Brief an Cino von Pistoja[1]) bezeichnet diesen; nicht allein aber ist dieser bekannte Feind der Kanonisten[2]) nie Lehrer des kanonischen Rechts gewesen, sondern auch aus andern Gründen ist die Unechtheit dieses den vielen Betrügereien des Doni beizuzählenden Briefs schon längst erwiesen.[3]) Indeß nehmen alle Biographen des Boccaccio an, daß die Zeit seines Rechtsstudiums, dem er bald in Bologna (wo damals Johannes Andreä blühete), bald in Paris, oder wo sonst immer, obgelegen haben soll, von seinem ersten Aufenthalt in Neapel zu unterscheiden sei, möge sie nun diesem voraufgegangen oder nachgefolgt sein.[4]) Ich halte dafür, daß sich nachweisen lasse, Boccaccio habe seine Rechtsstudien in Neapel gemacht, und vermuthe, daß sein Lehrer Benvenuto di Milo, oder dessen Schüler Biase di Morcone gewesen sei. In der „Genealogie der Götter" nennt Boccaccio die mit dem kanonischen Recht verlorene Zeit unmittelbar nach der, welche das kaufmännische Treiben ihn gekostet. Nach den bereits erwähnten Andeutungen mochte Boccaccio, als sein Vater ihn nach vollendetem grammatischen und arithmetischen Unterricht jenem florentinischen Kaufmann anvertraute, etwa 11 oder 12 Jahre alt sein. Sechs fernere Jahre führen uns in sein siebzehntes oder achtzehntes

---

1) Moutier'sche Ausg. der Lettere, S. 87.

2) v. Savigny, Geschichte des röm. Rechts im Mittelalter, 2. Ausg. VI, 70. Anm. f. 35. Anm. f.

3) Manni, Istoria del decamerone, S. 23. Mazzuchelli, Scrittori d'Italia, Vol. II, P. 3, S. 1320, N. 37. Ciampi, Vita e mem. di M. Cino', Dritte Ausg., S. 90, 143. N. 50.

4) Ersteres ist Baldelli's, letzteres Mazzuchelli's (S. 1320 und 1321) Meinung.

Lebensjahr (1330 oder 1331). Seine Ankunft in Neapel bezeichnet er aber, demgemäß, im „Ameto" (S. 111) als die età pubescente di nuovo, und weiterhin (S. 114) als seine puerizia; Villani's Nachricht (a. a. O., S. 69), daß Boccaccio bei seiner Ankunft in Neapel 28 (nach einer andern Lesart 25) Jahre gezählt habe (1341), ist also jedenfalls irrig. Nachdem er, wie im „Ameto" berichtet wird, sechs Jahre hier verweilt (1336 oder 1337), hatte er eine zweite Vision, die ihm das Bild der Fiammetta (Maria) vorführte, und 16 Monate später um Ostern (1338 oder 1339) sah er sie zum ersten mal in der Kirche San-Lorenzo.[1]) Vor diesem Moment war also für das Studium des kanonischen Rechts offenbar keine Zeit. Nun hat aber Ciampi[2]) neuerdings einen Brief des Boccaccio aufgefunden, den er an Andalone del Negro gerichtet glaubt, und in dem der Briefschreiber um ein Exemplar der „Thebaide" bittet, damit er sich daran von der Langenweile, welche seine „Decretalium lectores" ihm veranlaßten, erholen könne. Dieser Brief ist datirt sub monte Falerno apud busta Maronis Virgilii. Julii Kal. IV. Unter dem Mons Falernus versteht Boccaccio den Posilipo.[3]) Das gleiche Ortsdatum tragen zwei andere Briefe, deren einer[4]) die Jahreszahl 1339 (III. Non. Apr.) angibt. Filippo Villani berichtet, als Boccaccio auf des Vaters Befehl in Neapel geweilt habe, sei er eines Tags allein nach dem Orte gewandelt, wo die Asche des Maro begraben liege, und als er dies Grabmal unverwandten Blicks nachdenklich betrachtet und dabei erwogen habe, was es in sich schließe, und welcher Ruhm diese Gebeine verherrliche, seien plötzlich Schmerz und tiefe Trauer ob seines Geschicks über ihn gekommen, welches ihn zwinge, geisttödtende Ge-

---

1) Vergl. auch Filocopo, Moutier'sche Ausg., S. 5. Das Osterfest wird auch in der Fiammetta angedeutet.

2) Monum. di M. Giov. Bocc. (Mailand 1830), S. 308.

3) Ameto, S. 103.

4) a. a. O., S. 276.

schäfte (Villani sagt: schmuzige Krämerei) zu treiben, und, sofort von der Liebe zu den Musen erfüllt, habe er, heimgekehrt, von seinem bisherigen Treiben sich losgemacht und mit glühendem Eifer allein der Poesie sich ergeben. Wahrscheinlich steht dies Ereigniß im Zusammenhange mit dem Datum jener Briefe (vom Grabe Virgil's), und gibt man der Lesart bei Villani, welche das fünfundzwanzigste Lebensjahr (1338) angibt, den Vorzug, so trifft auch die Zeit zu, und Villani irrte nur darin, daß er Boccaccio's Ankunft in Neapel mit seinem Entschlusse, sich nur den Musen zu weihen, verwechselte. Ein gleichfalls sub monte Falerno datirter und von Ciampi aufgefundener Brief beschreibt [1]) Boccaccio's Aufenthalt in oder bei Neapel zwischen Dornen unter dem Schmuze und widrigem Geruche der Landleute bei schlechter Kost mit den abschreckendsten Farben. Wir dürfen dabei vielleicht an das Fischerdorf der Mergellina denken, wohin sich der den kanonistischen Hörsälen Entflohene zurückgezogen (quum libertatis officium sequerer inconcusse). Weiter heißt es alsdann: als er eines Morgens um den Anbruch des Tages längs der feuchten Ufer gegangen, sei ihm bei dem Grabe Virgil's plötzlich, wie ein Blitz aus unbewölktem Himmel, ein heiteres Weib erschienen, dessen Anblick ihn seinem ganzen Wesen nach umgewandelt. Man möchte geneigt sein, beide Begebenheiten so zu verbinden, sodaß Virgil's Grabmal nicht nur den Hang zur Poesie in dem strebenden Jüngling geweckt, sondern auch die Muse ihm zugeführt hätte, wenn nicht auf schwer zu erklärende Weise dieser Brief [2]) zum größern Theile mit einem vor einiger Zeit von mir be-

---

1) a. a. O., S. 284.

2) Da derselbe in den Worten amicus aetate scitulus ac prorsus argutulus vermuthlich auf Dionigi Roberti dal Borgo di San Sepolcro deutet, und dieser Ende 1339 oder Anfang 1340 von Paris über Avignon nach Neapel kam, so scheint der Brief dem letztern Jahre anzugehören.

kannt gemachten Briefe Dante's [1]) wörtlich übereinstimmte und dadurch die Echtheit einigermaßen verdächtig würde.

Schon zwei Frauen hatte Boccaccio seine Neigung zugewandt, bevor er Marien erblickte. Die eine nennt er im „Ameto": Pampinea, die andere Abrotonia (wol Ambrotonia). Jene verließ er; diese wandte sich von ihm ab. Von dem Gegenstand der neuen Liebe, die ihn dauernder fesseln sollte, erzählt er uns selber [2]), ihr Vater, ein Graf von Aquino, sei unter König Robert nach Neapel gezogen und habe sich dort mit einer schönen Französin vermählt. Bei einem Feste, das Robert bald nach seiner Thronbesteigung (2. Mai 1309) im Mai oder Juni (vermuthlich also 1310) gegeben, sei er in Leidenschaft für die junge Gräfin entbrannt. Bald darauf habe diese an den König eine Bitte zu richten gehabt, als Preis für deren Gewährung sie genöthigt worden sei, sich jenem zu ergeben. So sei Maria geboren, ungewiß, ob als Tochter Robert's, oder des Grafen von Aquino. Noch im zarten Alter sei sie in ein Nonnenkloster (vermuthlich von Santa-Chiara) gegeben, das sie erst wieder verlassen habe, um sich mit einem vornehmen Neapolitaner zu vermählen.

Nach jenem ersten zufälligen Begegnen in San-Lorenzo [3]) traf Boccaccio einige Tage später Maria in einem Nonnenkloster, das er als dem Erzengel Michael geweiht bezeichnet [4]), und hatte hier Gelegenheit, sie zu sprechen. Dürften wir der Erzählung im „Ameto" Glauben beimessen, so hätte der verwegene Jüngling, als gegen Ende des

---

1) Dante's Lyrische Gedichte, II, 235.

2) Im „Ameto". Den Namen Maria bezeugt Filocopo, a. a. O., in Buch 4, S. 30, und das Akrostichon der „Amorosa visione".

3) Im „Ameto" erwähnt Boccaccio noch ein zweites Begegnen am Ostersonntage in derselben Kirche. Aus eben jenem Büchlein ergibt sich, daß Maria um jene Zeit schon mehrere Jahre vermählt war.

4) Ein solches ist mir in Neapel nicht bekannt. — Baldelli paraphrasirt principe de' celestiali uccelli wol unrichtig mit santo spirito.

Jahres Mariens Gemahl nach Capua verreist war, die einsam Schlafende bei nächtlicher Weile überrascht und durch leidenschaftliche Beredsamkeit sie bewogen, sich ihm zu ergeben. In der Fiammetta dagegen weiß der Liebende, der sich dort den Namen Pamfilo beilegt, zuvörderst die Freundschaft der Verwandten, ja des Gemahls seiner Geliebten zu gewinnen, und gelangt erst nach längerer, erlaubter Vertraulichkeit an das verbotene Ziel seiner Wünsche. Welcher dieser beiden Berichte auch der Wahrheit besser entspreche, jedenfalls blieb Boccaccio's Liebe für Maria weder unerwidert noch unbelohnt und diese Tage des Glücks und des Genusses waren nicht nur flüchtig vorübereilend.[1]) Ueber die weitern Ereignisse fehlt es uns an genügenden Nachrichten. In dem mit dem fingirten Namen der Geliebten bezeichneten Büchlein (Fiammetta) verläßt Pamfilo (Boccaccio) zu winterlicher Jahreszeit (lib. 2) Fiammetten unter tausend Liebesschwüren und mit dem Versprechen, nach drei oder vier Monaten wiederzukehren, weil der Tod dem bejahrten und unbeweibten Vater alle übrigen Kinder geraubt und nur ihn noch gelassen habe.[2]) Die verabredete Zeit, und eine noch weit längere vergeht, ohne daß der Geliebte zurückkehrte. Ein reisender Kaufmann berichtet, Pamfilo sei in der Heimat vermählt (lib. 4). Später ergibt sich zwar, daß nicht Pamfilo, sondern sein Vater die Braut heimgeführt habe[3]), aber auch die berichtigende Kunde meldet, daß jener sich neuer Liebe ergeben habe (lib. 5). Noch einmal, um die Zeit, als ein neuer Frühling anbrach, leuchtete der liebenden Fiammetta erneute Hoffnung, den Geliebten wiederkehren zu sehen. Wirklich kommt ein Pamfilo von Florenz nach Neapel, aber es ist ein anderer als der Geliebte (lib. 6) und so schließt das Buch

1) „Quantunque sia stato lungo lo spazio" sagt er in der Dedication der „Theseide".

2) Vergl. die Schilderung des traurigen Lebens im väterlichen Hause im „Ameto", S. 201.

3) Baldelli, S. 275, 276.

in Wehmuth und Klagen. — In der Zueignung zur „Theseide" („An Fiammetten") dagegen klagt der Dichter, daß die Geliebte ungerechterweise ihm ihre Gunst entzogen, und frühere Hingebung in Zorn und Feindschaft verkehrt habe. Indeß hofft er die Wiederkehr glücklicher Tage und sendet Fiammetten die Geschichten zweier Liebenden, deren eine seinem Verhältniß zu ihr entspreche; — welche dies sei, will er aus Furcht vor den Neugierigen nicht verrathen, und auch uns hat es weder in den Schicksalen des Palämon noch in denen des Archytas gelingen wollen, den bisher erwähnten Ereignissen Entsprechendes zu entdecken. In der Atanagi'schen Briefsammlung[1]) trägt diese Zueignung das Datum: Neapel den 15. April 1341.[2])

Ein anderer Brief des Boccaccio an den nachmaligen neapolitanischen Großseneschall Niccola Acciajuoli ist in den Prose di Dante e Boccaccio und der Moutier'schen Ausgabe,

1) Rom 1554 und öfter. Vergl. Gamba, Serie dei testi di lingua. Ausg. 4, Nr. 1463 fg.

2) Da sich dies Datum mit Baldelli's (Vita di Giov. Bocc., Florenz 1806, S. 374) Annahme, daß der Dichter Fiammetten am 7. April 1341, also nicht länger als acht Tage vorher, zum ersten male gesehen habe, durchaus nicht verträgt, so hält er es für irrig. Jene Annahme stützt sich auf die im „Ameto" und Filocopo gleichmäßig vorkommenden Zeitbezeichnungen, nach denen am Tage jenes Zusammentreffens Ostersonnabend gewesen, und die Sonne im sechzehnten Grade des Widders gestanden. Letztere Angabe führt, den Eintritt in den Widder auf den 21. oder 22. März gesetzt, zum 5. oder 6. April; Ostersonnabend fiel aber 1341 auf den 7. April. Im Jahre 1338 war Ostern am 12. April, 1339 am 28. März und 1340 am 16. April. Nimmt man, mit Dante, sowie Boccaccio selbst (Commentar zu Inf., I, 43) ihn versteht, den 25. März als den Tag des Aequinoctium, so differirt für das Jahr 1338, in welches wir das erste Zusammentreffen mit Fiammetta setzen, der Ostersonnabend nur um einen Tag von Boccaccio's astronomischer Angabe, welche auf den 10. April führt. Vermuthlich beruht diese Differenz auf einem Rechnungsfehler. Gleiche Schwierigkeit macht bekanntlich Petrarca's Angabe, daß er am 6. April 1327, der der Charfreitag gewesen, Laura zuerst gesehen.

S. 89, von Florenz 28. August 1341 datirt, sodaß es scheint, die in der Fiammetta erwähnte Heimkehr in das Vaterland sei in dieses Jahr gefallen. Ciampi [1]) indeß bezweifelt die Echtheit auch dieses Briefes. Vermuthlich ist, wie schon Baldelli dafür hielt, die Jahreszahl um eins zu vermehren, da des schon erwähnten Dionigi Roberti als eines Todten gedacht wird. Es stimmt damit wol überein, wenn der Briefsteller sagt, daß der Empfänger seit kurzem von Florenz nach Neapel zurückgekehrt sei; denn wir wissen anderweitig [2]), daß Acciajuoli im Jahre 1341 als König Robert's Gesandter nach Florenz gegangen war. Auch im Jahre 1343 haben wir Boccaccio in Florenz zu suchen, denn er berichtet uns [3]), daß er bei der Vertreibung Walther's von Brienne, des Herzogs von Athen (26. Juli 1343) gegenwärtig war. Während dieses Aufenthalts in der Heimat entstanden vermuthlich der „Ameto" und die „Amorosa visione", von denen der erste dem König Robert (stirbt 19. Januar 1343) als noch lebend erwähnt und noch außerdem (S. 57) Andeutungen enthält, daß er zwischen 1340 und 1350 geschrieben sei. [4])

Mindestens im Jahre 1345 muß Boccaccio wieder in Neapel gewesen sein, da er den Tod der berüchtigten Filippa Catanese [5]) als unter seinen Augen erfolgt beschreibt. Unter den lateinischen Eklogen Boccaccio's handeln die vierte, fünfte und die sechste von der Vertreibung der Königin Johanna und Ludwig's von Tarent, ihres Gemahls, durch den Ungarkönig Ludwig (Anfang 1348), von der Trauer der Neapolitaner und von der siegreichen Heimkehr der Vertriebenen (August desselben Jahres). Baldelli [6]) schließt hieraus, daß der Dichter während dieser ganzen Zeit in

1) Monum., S. 588.
2) Matteo Villani, III, 9.
3) Casus virorum illustrium, lib. IX.
4) Baldelli, S. 49—51.
5) Casus virorum illustrium, IX, 26.
6) S. 376.

Neapel geweilt habe. Ein neuaufgefundener Brief[1]) gedenkt aber einer inextricabilis fuga und eines vulnus exitiale, die Boccaccio für den schon erwähnten Acciajuoli erduldet. Vermuthlich nahm er also Theil an der Flucht, auf welcher Acciajuoli Ludwig von Tarent nach Toscana begleitete.[2]) Aller Wahrscheinlichkeit nach hielten ihn die Pest, die er später so bered geschildert hat, und der Tod des Vaters auf einige Zeit in der Heimat zurück, wo wir ihn am 26. Januar 1349 als Vormund seines Bruders Jacopo handeln sehen.[3])

Am 15. Mai 1349 datirt Boccaccio einen Zueignungsbrief (vermuthlich vom Dekameron) an Francesco de' Bardi wieder aus Neapel. Zu Ende desselben Jahres, oder zu Anfang des folgenden finden wir ihn jedoch nicht nur aufs neue in Toscana einheimisch, sondern in öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt. Daß er um diese Zeit im Auftrage der florentinischen Republik zu Francesco degli Ordelaffi in Forli gereist sei und sich diesem näher befreundet habe, wußten wir schon lange.[4]) Nach einem von Ciampi[5]) aufgefundenen Briefe scheint er aber um die Zeit der zweiten Invasion des ungarischen Ludwig (1349—50) in einem nähern Verhältniß zu diesem Dynasten, den er wiederholt als seinen „dominus" bezeichnet, gestanden und dadurch in die, den neapolitanischen Angiovinen feindlichen Parteiungen gezogen zu sein.[6]) — Noch öfter sehen wir Boccaccio an die Höfe der kleinen Städtetyrannen der Romagna zurückkehren[7]); bemerkens-

1) Ciampi, Monum., S. 73.
2) Giov. Villani, XII, 111, 15.
3) Manni, Storia del dec., S. 21. Vermuthlich ist die Jahreszählung nach florentinischem Gebrauch, dann ist das Jahr 1350 zu verstehen. Baldelli, S. 276.
4) Manni, S. 56, 57. Mehus, Vita Ambrosii Camald., S. CCLXVII. Baldelli, S. 105—8.
5) Monum., S. 267.
6) Monum., S. 226 fg.
7) Ciampi, S. 495. N. b., S. 505.

werth aber ist es, daß sich vom Schlusse ebendieses Jahres (30. December 1350) die Nachricht erhalten hat, wie die Capitani von Or San-Michele durch Boccaccio's Vermittelung der Tochter ihres größten Mitbürgers, der Beatrice di Dante Allighieri, die Nonne in dem Kloster San-Stefano dell' Uliva in Ravenna war, ein Almosen von 10 Goldgülden zukommen ließen. [1])

Nach Neapel ist Boccaccio auch später, und zwar mehrfach, niemals jedoch zu bleibendem Verweilen zurückgekehrt. Die Zeit war verstrichen, wo jener Hof die Fülle der Lust zu bieten und keimende Talente zu wecken vermochte. Die noch übrigen Regierungsjahre der ersten Johanna waren von Kriegen und von Raubzügen der Condottieri, von Händeln und Ränken der Großen ausgefüllt. In Boccaccio's gepriesenem Landsmann, Acciajuoli, hatte der Hochmuth des Emporkömmlings das frühere Wohlwollen und das Interesse für Wissenschaft verdrängt. Anders war es in jenen Zeiten gewesen, wo König Robert am Ende seiner nicht unrühmlichen Regierung, selbst in Dichtkunst und Gelehrsamkeit erfahren, einen Kreis von kundigen Männern um sich versammelte, wo er es sich zur Ehre schätzte, Petrarca, der auf dem Capitol die Dichterkrone zu erlangen strebte, drei Tage lang öffentlich zu prüfen. Von solchem Schauspiel, das unter seinen Augen sich zutrug, angeregt, in südlich verzehrender Glut für die selbst glühende Königstochter entflammt, forderte der Krämerssohn aus Certaldo von den Musen, daß sie ihm Zutritt zu dem Palast der Angiovinen gewährten. Er wurde ihm gewährt [2]); aber die Liebe Mariens, die mit dem letzten Ziele begann, konnte dem Begünstigten nicht jene übersinnlichen und sorgsam geglätteten Liebesseufzer

---

1) Manni, S. 34.

2) Einen Brief Boccaccio's an den später hingerichteten Prinzen (Karl) von Durazzo vom April 1339 hat Ciampi (S. 274) neuerdings bekannt gemacht.

eingeben, über welche Petrarca's Zärtlichkeit für seine Laura durch zwei Jahrzehnde nicht hinauskam. Der Hof der wollüstigen Johanna, die gewohnt war, jeder Laune nachzugeben, liebte derbere Kost als die scheue Verehrung deutschen Minnegesangs, und wenn wir im vierten Buch des „Filocopo" den Florio einem Liebeshof beiwohnen sehen, der unter Fiammettens Vorsitz dreizehn spitzfindige Fragen verhandelt, so sind diese Spiele des Scharfsinns sich nicht selber Zweck, sondern ein Aufathmen der gesättigten Lust. Von jenen zweifelhaften Fällen des Liebeshofs der Fiammetta finden wir mehrere später im „Dekameron" wieder, und es ist kaum zu bezweifeln, daß die in diesem Werke vereinten ergötzlichen Geschichten, so wenig sie taugen mögen, von weiblichem Ohr vernommen zu werden, zuerst aufgezeichnet wurden, um der Königin Johanna und ihren Damen Unterhaltung zu gewähren. Rief doch drittehalb Jahrhunderte später das Wohlgefallen der jungfräulichen Königin des Westens die nicht eben zartern Späße der „Lustigen Weiber von Windsor" hervor. Eine Frucht von Boccaccio's erstem Aufenthalt in Neapel scheint der „Filocopo" zu sein, während vermuthlich nach seiner Rückkehr, die ihn mit Fiammetten in alter Liebe verband, das nach ihr benannte Büchlein und der „Filostrato", letzterer durch eine längere Abwesenheit der Geliebten veranlaßt, entstanden. [1])

Aber auch zur Erweiterung seiner gelehrten Kenntnisse war für Boccaccio der Aufenthalt in Neapel in hohem Grade förderlich. Sein Zusammentreffen mit Petrarca führte noch zu keiner persönlichen Bekanntschaft. Wohl aber erfreute er sich des nähern Verkehrs mit dem gelehrten Bibliothekar König Robert's, Paolo von Perugia,

1) Ueber die fernern Schicksale Mariens haben wir keine Nachricht; aus einigen Sonetten (Baldelli's Sammlung der „Rime", Nr. 51, 60, 73, 97) sehen wir indeß, daß sie vor Boccaccio starb.

aus dessen handschriftlichen Sammlungen er noch in späten Jahren zu schöpfen hatte, und mit dem vorzüglichsten Astronomen seiner Zeit, Andalone del Negro aus Genua. Daß ein neuerlich entdeckter, anscheinend an diesen gerichteter Brief ihre nähere Verbindung auf die Zeit zurückführt, wo Boccaccio noch kanonisches Recht studirte, ist schon erwähnt worden [1]), auch wurde unter den Freunden unsers Dichters ein dritter, Dionigi de' Roberti, bereits genannt. [2]) In diesem Kreise der ausgezeichnetsten Männer ihrer Zeit muß Boccaccio auch vom Griechischen, dessen Kunde damals im Occident gar selten war, wenigstens die Anfangsgründe erlernt haben, wenn ihn gleich erst gegen Ende seines Lebens der gelehrte Leontius Pilatus mit dem Vater der griechischen Dichtkunst genauer bekannt machte. Spuren einer Reise nach Calabrien finden sich [3]); ältere Biographen lassen Boccaccio bis nach Sicilien reisen, um das Griechische zu erlernen. Sicher fehlte es in Neapel selbst nicht an Gelegenheit dazu, und der Eifer für diese Studien, den Boccaccio mit Petrarca theilte, ist nicht das geringste seiner Verdienste. Daß in jener bücherarmen Zeit, wer irgend nach Kenntnissen strebte, suchen mußte, sich selber in den Besitz von Handschriften zu setzen, bedarf keiner Erwähnung. Boccaccio's beschränkte Mittel erlaubten ihm dies nur in geringem Maße, doch wissen wir durch seinen Schüler Benvenuto von Imola [4]),

1) Vermuthlich rührt der Brief aus dem Jahre 1339 her, denn er bezieht sich, was Ciampi nicht erkannt hat, auf die Fehde der della Marra und des Niccolò dei Gatti in Barletta. Vgl. Dom. de Gravina bei Muratori, Script. XII, 551.

2) Zanobi da Strada, den später auf Acciajuoli's Fürwort von Karl IV. gekrönten Dichter, preist Boccaccio in dem ersten Briefe an ihn (1350) überschwenglich; sehr verschieden lautet sein späteres Urtheil in einem Briefe von 1373. Baldelli, Rime di M. Boccacci, S. XLII, XLIII.

3) Baldelli, S. 255, 256.

4) Im Commentar zu Dante's Paradies, XXII, 74. Muratori, Antiq., I, 1296 (ital. Ausg. des Benvenuto, Imola 1856, III, 398).

daß er bis nach Monte-Cassino reiste, um Manuscripte zu ermitteln, und nach dem Briefe an den Priore de' Santi-Apostoli (1363) besaß er eine Anzahl von Handschriften, welche die Aufmerksamkeit der Kundigen auf sich zog. Daß er dem Varro „De lingua latina", den auch Petrarca in seiner Jugend gesehen hatte, eifrig nachforschte, erfahren wir aus dem schon erwähnten Briefe an Zanobi da Strada (1350) und noch in späten Jahren (1369?) sehen wir ihn in Ravenna mit dem Aufsuchen von Manuscripten eifrig beschäftigt.[1]) Wo indeß Boccaccio nicht zu kaufen vermochte, da machte er sich durch seinen Fleiß zu eigen, was ihm von den benutzten Büchern das Wichtigste schien. Solche Auszüge aus den Sammlungen des Paolo von Perugia dienten ihm, wie er selbst erzählt, als reichhaltiges Material zu der „Genealogie der Götter".[2]) Ein ähnliches Excerptenheft (Zibaldone) scheint das zu sein, das Ciampi vor einiger Zeit in der Magliabecchiani'schen Bibliothek aufgefunden hat.

Als Mittelpunkt der gelehrten Bestrebungen in Neapel wird von verschiedenen Seiten der florentiner Kaufmann Niccola Acciajuoli geschildert, der durch die Freundschaft der Katharina von Tarent, die sich den lateinischen Kaisertitel beilegte, von Stufe zu Stufe stieg, und, nachdem das ungarische Unwetter verzogen war, zum Großseneschall des Reichs ernannt ward. Auch Boccaccio stand zu ihm in näherer Beziehung, wie der Brief von 1341 (richtiger 1342), die gemeinsame Flucht, und noch in späten

---

1) Ciampi, Monum., S. 493—506. Auch den übersetzten Homer (vgl. S. XXXII, Anm. 2) und den Augustinus schenkte er dem Petrarca. Vgl. dessen Epist. variae 22. Baseler Ausg., S. 100. Genfer Ausg. der Briefe IX, 3. Der darauf folgende erwähnt das Geschenk eigenhändiger Excerpte aus Schriften Varro's und Cicero's.

2) Monum., S. 1—147. Vgl. Mazzuchelli, S. 1324. Na. 59, 60. Baldelli, S. 127, 28. Ciampi, Mon., S. 211—16, 252 fg.

Jahren die Zueignung des Buchs von den berühmten Frauen an Niccola's Gemahlin Andrea d'Altavilla beweist. Schon frühe scheint indeß dies Verhältniß getrübt zu sein. Ein mit Absicht räthselhaft geschriebener [1]) und von dem Herausgeber [2]) gar nicht verstandener Brief, der sicher aus sehr früher Zeit datirt und ein wunderliches Gemisch barbarischen Lateins und vermuthlich jüngst erlernter griechischer Brocken bietet, schilt den unbenannten Empfänger wegen eines Verraths, den er an dem Schreiber geübt, und besonders weil er dem Acciajuoli [3]) ein ihm anvertrautes Geheimniß mitgetheilt habe. Ein gleichfalls von Ciampi [4]) herausgegebener Brief an Zanobi da Strada, der seit 1352 unter Acciajuoli's Mäcenat in Neapel weilte (vom April 1353), enthält bittere Klagen über die geringschätzige Kargheit des ehrgeizigen Höflings, der neben Jagdhunden und Spaßmachern auch eine Anzahl Gelehrte fütterte, damit sie seine Thaten beschrieben und seine Großmuth in alle Welt verkündeten, und läßt abschreckende Blicke in ein den menschlichen Gefühlen verschlossenes Herz thun.

Wenn wir Boccaccio von der Mitte des Jahrhunderts an mit kurzen Unterbrechungen in Florenz heimisch finden so ist es keineswegs die Vorliebe für den Wohnort seines Vaters, welche ihn hier festhält. Schon in der „Fiammetta" sagt die Geliebte, um so geringern Grund habe er, sie zu verlassen, als er, wie sie wohl wisse, gegen seine Vaterstadt

---

1) „Catagraphavi obscure."
2) Ciampi, Monum., S. 277—81.
3) „Aeripedi." Aes ist Stahl, Acciajo. Vgl. indeß De Sade, Mém. pour la vie de Fr. Petrarque. Deutsche Uebers. (Lemgo 1778), III, 544. Die Indiscretion bezog sich auf einen belliger Quiritium. Unter jenen von Ciampi gedruckten Briefen ist einer (S. 283) mit der Anrede: Mavortis miles ex (sic) trenue, vermuthlich an einen Colonnesen in Avignon. Der Schreiber bewirbt sich darin um die Gunst des Empfängers. Vielleicht geschah dies hinter Acciajuoli's Rücken, dem der in jenem andern Briefe Angeredete das Geheimniß verrieth.
4) Monum., S. 72—81.

entschiedene Abneigung hege. In dem ebenerwähnten Briefe an Zanobi da Strada lobt er ein Strafgedicht dieses letztern gegen die Florentiner und schilt diese selber wegen ihrer Habsucht und ihres verweichlichenden Luxus so sehr, daß er sich in Zukunft nicht mehr von Florenz, sondern von Certaldo zu benennen verspricht.

Im Herbst 1350 berührte Petrarca, auf seiner Reise zum Jubiläum nach Rom, seine Heimat Florenz. Boccaccio sandte ihm lateinische Verse entgegen und empfing ihn mit dem Ausdruck der Bewunderung, die er seit dem neapolitanischen Schauspiele, neun Jahre zuvor, für ihn hegte. Hier begann eine Freundschaft, die nur der Tod löste, und die, besonders auf Boccaccio's Seite, ein fast rührendes Gepräge hingebender Innigkeit trägt. Nur den Schüler Petrarca's, nicht seinen Genossen, nennt er sich, und wo immer die Anforderung zu einem gelehrten Werke an ihn ergeht, da wünscht er die Aufgabe, welcher er sich nicht gewachsen fühlt, von dem kundigern Freunde gelöst.[1] Die kaufmännische Thätigkeit, die begonnenen Studien hatte er verlassen, den Zorn des Vaters sich zugezogen, nur um allein der Poesie zu leben. Dante war ihm das hohe, unerreichbare Vorbild gewesen; aber unter Dante die nächste Stelle, die war das Ziel seines Strebens gewesen.[2] Da fielen ihm Petrarca's Sonette und Canzonen in die Hände, und, schnell überzeugt, daß er nichts diesen Kunstwerken Gleichendes zu schaffen vermöge, warf er die Frucht mehrjährigen Fleißes ins Feuer und wollte noch in späten Jahren es nicht zulassen, daß Petrarca ihn einen Dichter nenne.[3] Petrarca nimmt diese überschwenglichen Huldigungen mit ebenso viel Selbstbewußtsein als Freundlichkeit auf, ist aber im übrigen

---

1) Vgl. die Einleitung zu der „Genealogie der Götter" und zu dem Buche über die Berge u. s. w.

2) Sonett 68 in Baldelli's Sammlung der „Rime".

3) Petrarca, Epist. sen., V, 3, S. 793—796 der baseler Ausg. Genfer Ausg. der Epist. Fam., IX, 5.

ein wohlgesinnter und zur That bereiter Freund. Wiederholt fordert er den mit steten Geldverlegenheiten Kämpfenden auf, ganz zu ihm zu ziehen, und eine die Sorgen um Rückzahlung tadelnde Aeußerung Petrarca's zeigt uns, daß er dem Boccaccio auch nicht unbeträchtliche Darlehne gemacht hatte. 1) Im April 1351 ging Boccaccio nach Padua, um Petrarca, dem die bei der Verbannung seines Vaters confiscirten Güter zurückgegeben waren 2), nun im Namen des Staats um seine Rückkehr nach Florenz zu bitten. In einem ungedruckten Briefe 3) schildert Boccaccio uns mit lebendigen Farben die schönen Tage, die er bei dem hochverehrten Freunde in wissenschaftlicher Thätigkeit und in begeisterten Gesprächen über Italiens alte Glorie und die Bestrebungen, das Vaterland aus seiner jetzigen Erniedrigung wieder zu erheben, verlebte. Die Hoffnung indeß, das Ziel seiner Gesandtschaft erreicht zu haben, erwies sich bald als ungegründet. 4) Zwölf Jahre später 5) finden wir Boccaccio noch einmal in Venedig bei seinem berühmten Gastfreunde, bei dem er drei glückliche Monate lang, der um jene Zeit Italien verheerenden Pest entrückt, in Studien und Erholung weilte. 6) Hier fanden sich der venetianische Kanzler Benintendi de' Ravignani und der gelehrte Donato d'Albanzani 7) aus Pratovecchio (Apennini-

1) Epist. sen., I, 4, S. 745.

2) Baldelli, S. 109.

3) Baldelli, S. 110.

5) Das Antwortschreiben Petrarca's steht Epist. var., 4. Baseler Ausg., S. 976.

5) Einen dritten Aufenthalt Boccaccio's bei Petrarca in Mailand (1358) erwähnt De Sade, Uebers. III, 572—574. Baldelli, S. 129, 130, versetzt ihn in das folgende Jahr. Von diesem Besuche handelt Boccaccio's funfzehnte Ekloge, Manni, S. 61, 62. Die Einladung Petrarca's steht Epist., IX, 5. Genfer Ausg.

6) Petrarca, Epist. sen., III, 1 (bald nach Boccaccio's Abreise vom 7. September datirt) und 2 (vom 20. desselben Monats).

7) Ihm widmete Boccaccio später seine Eklogen durch die sechzehnte derselben. Manni, S. 62.

gena) zu gemeinsamen Gesprächen und Gondelfahrten ein. Noch ein Fünfter nahm indeß an diesen Zusammenkünften theil, dessen Umgang den Freunden minder willkommen, aber desto lehrreicher war. Ein Calabrese, der sich Leontius Pilatus nannte und seine durch Barlaam aus Seminara erworbene Kunde der griechischen Literatur in der Levante vervollkommnet hatte, weilte um 1360 in Venedig. Boccaccio, dem es für die eigenen Lebensbedürfnisse so oft am Nöthigsten gebrach, eilte, von glühender Begeisterung für das classische Alterthum getrieben, dorthin und bewog den aufgeblasenen und durchaus unliebenswürdigen Mann, mit ihm nach Florenz zu kommen, wo er ihn jahrelang in seiner dürftigen Wohnung beherbergte. Endlich gelang es seinen oft wiederholten Bitten, dem habsüchtigen Griechen ein Jahrgeld von der Republik zu erwirken und ihn zu bewegen, daß er öffentliche Vorlesungen über Homer hielt. Wenige wohnten ihnen bei. Boccaccio aber ließ nicht ab, bis er von Leontius eine vollständige Uebersetzung der Homerischen Gedichte, ja selbst einiger platonischer Schriften erlangt hatte. [1]) Um diese Zeit schrieb Boccaccio im Namen Homer's einen seltsamen Brief an Petrarca, voll Klagen über die Vergessenheit, der seine Gesänge zur Beute geworden seien, und über die Undankbarkeit seiner Nachahmer. Uns ist nur die Antwort des Petrarca (Mailand 9. October 1360) erhalten, und auch diese ist ungedruckt. [2]) Nicht lange glückte es Boccaccio, den unbeständigen und stets unbefriedigten Mann an Florenz zu knüpfen. Plötzlich verschwand er, und erst in Venedig bei dem Freunde sollte Boccaccio ihn wiedersehen. Auch Petrarca's Gastfreundschaft vermochte indeß Leontius nicht auf die Dauer zu fesseln. Bald nach

---

1) Baldelli, S. 135—144, 256—269. Vgl. Petrarca, Epist. sen., VI, 2.

2) De Sade, deutsche Uebersetz., III, 705. Baldelli, S. 258—260.

Boccaccio's Abreise wandte er sich nach Konstantinopel, durch den Vergleich mit dessen Herrlichkeiten er stets bemüht gewesen war, Italien herabzusetzen. Kaum dort angelangt, versank er in tiefes Elend und beschwor Petrarca, ihm die Rückkehr zu ihm zu gestatten. Zwar weigerte sich dieser, doch auch ungerufen schiffte sich der Grieche im Geleite weiterer Manuscripte (des Sophokles und Euripides) wieder ein; im Adriatischen Meere indeß entlud ein schweres Gewitter sich über dem Schiffe, und ein Blitzstrahl (oder ein Meteorstein?) tödtete von allen, die sich darauf befanden, den einen Leontius. Nachricht von diesem allen gibt Petrarca dem Freunde Boccaccio in mehreren Briefen. [1])

Mehrfach klagt Petrarca, daß Glück und Freude mit dem Freunde von ihm geschieden seien [2]); bis zum Tode aber besprachen sich beide in ausführlichem Briefwechsel über die Dinge, die ihnen jedesmal zumeist am Herzen lagen. Bald vertraut Petrarca dem Freunde das lange und sorgsam geheim gehaltene Alter [3]), bald gesteht er seine Freude, das vielgefürchtete dreiundsechzigste Jahr überstanden zu haben [4]), bald weist er den guten Rath, in seinen alten Tagen sich Ruhe zu gönnen, nicht ohne Empfindlichkeit zurück [5]), bald beschwert er sich in langen Declamationen über die ihm entzogene Anerkennung und dankt dann ziemlich vornehm, und als ob die ganze Sache ihm gleichgültig sei, für die von Boccaccio verfaßte Apologie [6]), bald endlich beantwortet und widerlegt er des Freundes herbe Klagen über das karge Los, das ihm zu Theil geworden. [7])

1) Epist. sen., III, 5. V, 4. in f. VI, 1.
2) Ebendaselbst, III, 1. XIV, 8.
3) Ebendaselbst, VIII, 1 (vom 20 Juli 1366).
4) Ebendaselbst, VIII, 8 (vom selben Tage 1367).
5) Ebendaselbst, XVI, 1. 2. Vgl. De Sade, Uebers., III, 885, 886, 898. Der Brief ist vermuthlich aus Petrarca's letztem Lebensjahre.
6) Ebendaselbst, II, 1. XIV, 8. Baldelli, S. 210.
7) Ebendaselbst.....

Von Boccaccio's Briefen an Petrarca sind uns leider die meisten verloren gegangen [1]); nach dem aber, was wir davon wissen, waren es im Gegensatz zu den eiteln Selbstbesprechungen dieses letztern fast immer höhere Interessen, oder fremde Angelegenheiten, von denen sie handelten. Eine merkwürdige Mittheilung solcher Art werden wir noch zu erwähnen haben (S. XLII). Höchsten Preises werth ist aber der edle Muth, mit dem er es wagte, zwar in wohlverstandener Würdigung der Eigenthümlichkeit dessen, an den er schrieb, unter vielfachen und höchsten Lobpreisungen, ja unter Entschuldigungen, aber doch mit dem Bewußtsein der Heiligkeit der Sache, für die er stritt, dem Petrarca Dante's „Göttliche Komödie" (angeblich in eigenhändiger Abschrift) [2]) mit dem Bemerken zu übersenden, daß die vornehme Geringschätzung, mit welcher der Sänger des „Canzoniere" bisher dies höchste italienische Gedicht ignorirt habe, ihm allgemein als unwürdige Misgunst gedeutet werde. [3]) Petrarca's Antwort ist frostig und geschraubt und verräth alles andere eher, als Bereitwilligkeit, die maßlosen Verdienste des Vaters der italienischen Poesie, des vollendetsten Organs der mittelalterlichen Geistesentwickelung, anzuerkennen.

Zu den heimischen Verhältnissen Boccaccio's zurückkehrend, haben wir mehrerer Gesandtschaften zu gedenken, mit denen ihn die Republik betraute. Im Jahre 1352 wurde er, um gegen den Mailänder Giovanni Visconti Hülfe zu suchen,

---

1) Einen Brief von 1366 (?) theilt De Sade, Uebers. III, 811—814, mit. Boccaccio hatte Petrarca in Venedig besuchen wollen, aber nur dessen Schwiegersohn gefunden. Vgl. Baldelli, S. 192, 193.

2) Daß die Vaticanische HS. Nr. 3199 eine solche sei, kann nur ein Unkundiger behaupten.

3) Boccaccio's Brief ist uns verloren. Die begleitenden Verse sind oft gedruckt, z. B. bei Manni, S. 25, 26. Die Antwort Petrarca's steht nicht in der baseler Ausg. der Werke, wohl aber in der (genfer) Octavausg. der Briefe (1601), XII, 12, S. 445—451.

an den Markgrafen von Brandenburg gesandt.[1] Die italienischen Schriftsteller nennen den bairischen Ludwig; doch kann der Zeit nach nur dessen Bruder, der Römer, gemeint sein, dem seit dem Luckauer Vertrage (24. December 1351) die Mark bereits abgetreten war. Spiker[2]) hat nachzuweisen gesucht, daß Berlin das Ziel dieser Sendung gewesen sein müsse; jedenfalls war der Eindruck, den unsere Heimat auf den Dichter des „Dekameron" gemacht hat, kein besonders günstiger, denn einige Jahre später findet er es unerhört, daß Petrarca habe daran denken können, sich von den italienischen Wirren nach Deutschland zurückzuziehen.[3]) — Daß er entweder auf dieser Reise oder bei dem Römerzuge Karl's IV. diesen Kaiser gesprochen hat, ergibt sich aus dem Briefe an Francesco Nelli. — Nach einem ungedruckten Briefe, dessen Inhalt Baldelli[4]) mittheilt, reiste Boccaccio im Sommer 1353 über Forli zu Bernardino Polenta, der damals über Ravenna herrschte, von wo er Petrarca sein unmuthiges Erstaunen ausdrückte, daß dieser sich in den Dienst des verhaßten mailänder Erzbischofs (Visconti) begeben. Vermuthlich ist uns auch Petrarca's entschuldigende Antwort erhalten.[5])

Mehrere Gesandtschaften an die noch in Avignon weilenden Päpste wurden in den folgenden Jahren Boccaccio aufgetragen. Im Jahre 1354 sollte er erforschen, welches Sinnes Innocenz VI. in Betreff der Römerfahrt Karl's IV. sei.[6]) Was auch der Ausgang dieser Sendung gewesen

---

Ausführlich erläutert ist sie von Dionisi, Preparazione istorica alla n. ed. di Dante II, 3—28. Er vermuthet (S. 15), daß der Brief um 1360 geschrieben sei. De Sade setzt ihn 1363, Uebersetz. III, 574—583. Vgl. Baldelli, S. 130—135.

1) Manni, S. 37, 38. Mazzuchelli, S. 1326. Na. 73, 74. Baldelli, S. 112, 113.

2) Nach mündlicher Mittheilung.

3) Petrarca, Epist. sen., I, 4.

4) S. 114—118.

5) Epist. sen., VI, 2.

6) Manni, S. 38. Baldelli, S. 118—120.

sein möge, so hatte sie für Florenz geringen Erfolg, da die Stadt sich nach hochfahrenden Worten durchaus dem Willen des Kaisers fügte. [1])

Am 20. August 1365 begab Boccaccio sich abermals im Auftrage der Republik nach Avignon, diesmal um die Gunst Urban's V., der Florenz einen großen Theil der Schuld an dem Fortbestehen des Unwesens der Condottieribanden beimaß [2]), wiederzugewinnen. Seine nahe Verbindung mit Petrarca bereitete Boccaccio bei manchen, namentlich bei dem Patriarchen Philipp von Cabassolles, freundlichen Empfang. [3]) Seine Gesandtschaftsberichte sahen noch die Verfasser des Wörterbuchs der Crusca in dem Archiv der Riformagioni; gegenwärtig sind sie verloren. [4]) Gegen Ende des Jahres kehrte er über Genua [5]) zurück, von wo er dem damals in Pavia weilenden Petrarca schrieb. [6]) Auch eine Nachricht über die Tagegelder, die Boccaccio während dieser Gesandtschaft bezog, ist auf uns gekommen; sie betrugen zwei Goldgülden täglich.

Ein drittes mal reiste Boccaccio im November 1367 zum Papst, und zwar wieder zu Urban V.; diesmal aber nicht nach Avignon, sondern nach Rom, wohin dieser Kirchenfürst sich das Jahr zuvor, freilich nur auf kurze Zeit, begeben hatte. [7])

Noch sind mehrere Besuche zu erwähnen, die Boccaccio

---

1) Darüber spottet Boccaccio selbst in der siebenten und neunten seiner Eklogen. Vgl. die Erläuterungen bei Manni, S. 59.

2) Vgl. Baldelli, S. 124.

3) Petrarca, Epist. sen., V, 1.

4) „Tavola", der neuesten, nicht fortgesetzten, Ausg. des „Vocabolario", S. 33.

5) Vgl. Boccaccio's Erläuterung zu seiner dreizehnten Ekloge, in dem Briefe an den Maestro Martino da Signa bei Manni, S. 61.

6) Petrarca, Epist. sen., a. a. O.

7) Manni, S. 40. Mazzuchelli, S. 1326, Na. 77—81. Baldelli, S. 190—192. Diese Schriftsteller lassen Boccaccio auf seiner Rückkehr von dieser Reise nach Genua kommen. Wie irrig dies aber ist, ergibt sich daraus, daß Urban seit dem 16. Oct. in Rom weilte.

in Neapel machte. Nach dem von Ciampi herausgegebenen Briefe an Zanobi da Strada (1353) muß er seit 1349 noch einmal dort gewesen sein, vermuthlich 1352. Er erwähnt, mit Zanobi lange keine Briefe gewechselt zu haben, und erinnert ihn an Aeußerungen Acciajuoli's; Zanobi war aber erst seit 1352 in Neapel.[1]) Er erklärt, solange das Glück des Großseneschall anhalten werde, nicht mehr nach Neapel kommen zu wollen.[2]) Dennoch besitzen wir einen äußerst langen, Venedig, 28. Juni (1363) datirten Brief Boccaccio's an Francesco Nelli, den Prior von Santi-Apostoli (den Simonides des Petrarca), der nach Zanobi's Beförderung zum päpstlichen Geheimschreiber 1361 in Acciajuoli's Dienste getreten war, erfüllt von bittern Klagen über die Wortbrüchigkeit, die der Schreiber, nachdem Acciajuoli ihn nach Neapel berufen, dort von ihm erfahren habe, und über die ungastliche Bewirthung und das geringschätzige Betragen, durch welches jener nach wenig Monaten veranlaßt worden sei, die ihm von den Jugendjahren her liebe Stadt zu verlassen.[3]) Um eine solche Inconsequenz nicht annehmen zu müssen, hat Ciampi den ganzen Brief für untergeschoben erklärt[4]) und in der Fehde, die sich hierüber entspann, selbst seine Gegner überzeugt.[5]) Dennoch ist die Echtheit des Briefes als völlig unzweifelhaft zu betrachten, und nur zuzugestehen, daß nicht das Original, sondern eine italienische Uebersetzung auf uns gekommen ist.[6]) Der Hergang ist im wesentlichen so zu denken: Im Mai 1362

---

1) De Sade, deutsche Uebersetz., III, 253. Mehus, Ambr. Camald., S. CXCII. Ciampi, Monum., S. 32, vermuthet, Acciajuoli habe den Zanobi an Boccaccio's Platz berufen.

2) „Immotum sedet animo, nunquam felicitate Magni tui florente, me regnum Ausonicum revisurum."

3) Ciampi, Monum., S. 153—209.

4) Ebendaselbst, S. 538—576, 581—589.

5) Gamba, Serie de' testi di I. Ed. IV, S. 59, Nr. 115.

6) So vermuthete schon Salvini, vgl. Ciampi, a. a. O., S. 566 fg., 485, 486.

(in quello dì, che il nostro re Lodovico morì — 26. Mai) nahm der Priore de' Santi-Apostoli in Messina[1]) Gelegenheit, dem Großseneschall von der drückenden Lage Boccaccio's (bei dem gerade damals Leontius herbergte) zu sprechen, Acciajuoli schrieb einen eigenhändigen Brief voll guter Verheißungen, um Boccaccio zu sich zu laden. Nelli begleitete denselben mit seinen eigenen Bitten. Boccaccio, den frühere Erfahrungen mistrauisch gemacht hatten, stellte seine Bedingungen und kam erst, als diese bewilligt waren, im November.[2]) Weder den ersten Willkommen, noch die fernere Aufnahme fand er seinen Erwartungen, ja den bestimmten Zusagen entsprechend[3]), und Boccaccio zog nach einiger Zeit zu seinem Freunde und Landsmann Mainardo de' Cavalcanti.[4]) Noch einmal wurde er an den Meerbusen von Bajä zu Acciajuoli mit dem Bemerken, daß er seine Manuscripte mitbringen möge, beschieden; aber auch hier erlangte er nur durch die vermittelnde Theilnahme eines besuchenden Neapolitaners ein menschliches Lager und wurde endlich mit seinen Schätzen allein am wüsten Strande zurückgelassen. In Neapel suchte sich Boc-

1) Dort verweilte er damals: De Sade Uebers., III, 671.

2) Der Brief sagt: l'aere fresca, e stante pestilenzia. Daß gerade 1362 und 1363 die Pest mit erneuerter Heftigkeit wüthete, was Ciampi ganz übersehen hat, ergibt sich aus Matteo Villani, XI, 57, und besonders aus Petrarca's sehr lehrreichem Briefe. Epist. sen., III, 1.

3) Im Gegensatze zu der erniedrigenden Bewirthung Acciajuoli's gedenkt Boccaccio des Wohllebens, das er in seiner Jugend mit Jünglingen von Stande zu Neapel geführt. Ciampi, S. 559—562, findet darin einen Widerspruch mit den frühern Schilderungen seiner Armuth, vgl. Anm. 1, S. XIX. Gewiß konnte er aber, besonders nachdem er mit dem Vater ganz gebrochen, vorübergehend Mangel leiden, und dann wieder an dem Glanze von Johannens Hofe theilnehmen.

4) Ihm widmete er später das Buch von den unglücklichen Berühmten. S. den Widmungsbrief bei Baldelli, S. 388—391, vgl. S. 160 fg.

caccio, da Mainardo abgereist war, andere Herberge bei einem dürftigen Kaufmann, verabschiedete sich bei dem Seneschall und reiste ohne Florenz zu berühren nach Venedig zu Petrarca (Silvano, wie er ihn auch sonst nennt; Baldelli, S. 116, 117). Am 22. April 1363 sandte ihm Nelli einen begütigenden, aber zugleich vorwurfsvollen Brief nach, in dem er ihn einen Mann von Glas nannte und ihn zurückzukehren bat. Die Antwort darauf ist der Gegenstand des Streits. — Nun finden alle darin vorkommenden geschichtlichen Daten anderweitig volle Bestätigung. So sehen wir namentlich aus dem schon erwähnten, von Ciampi übersehenen Briefe Petrarca's, daß Boccaccio von einem längern Aufenthalt in Neapel kommend, Juni bis August 1363 in Venedig bei ihm zubrachte; wir wissen ferner, daß Boccaccio mit Recht sagen konnte [1]), daß er sich wohl erinnere, wie vor etwa 30 Jahren Acciajuoli als kleiner Kaufmann, von einem einzigen Diener begleitet, nach Neapel gekommen sei. Auch ist die ganze Schilderung, so ungünstig sie auch von sonstigen Lobpreisungen absticht, schwerlich ungerecht: in ebendiesem Jahre hatte der von Acciajuoli vielgepriesene und wegen seines universellen Ansehens gewiß auch gefürchtete Petrarca Anlaß, sich gegen ihn zu beschweren, daß er ihm keine seiner vielen Versprechungen erfüllt habe. [2]) War indeß Boc-

---

1) S. 182.

2) Epist. sen., III, 3. „Dolebis, quod, nescio quibus aliis curis, fortasse majoribus, nescio an et pulchrioribus, distractus, nihil unquam pro me feceris, quum potueris semper, ét saepe promiseris." Später heißt es noch, er habe sein Versprechen interposita jurisjurandi religione bekräftigt, und Petrarca besitze darüber chirographum non unum, tuis scriptum digitis; nicht nur sei alles unerfüllt geblieben, sondern auf Petrarca's Bitte habe Acciajuoli ne unicum quidem verbum, justum, honorificum, teque dignum, et tuis in labiis et in auribus audientium honestissime soniturum (vermuthlich beim Papste) für ihn, illi tuo electo et dilecto,

caccio, wie auch sein Briefwechsel mit Petrarca ergibt, empfindlich und leicht gereizt, so dürfen wir auch die eigenthümliche, nicht eben würdige Stellung nicht außer Augen lassen, welche die Literaten jener Zeit, besonders die ärmern, den Machthabern gegenüber einnahmen. Aus den trivialen Späßen der Jongleurs war die moderne Poesie herangewachsen, und diejenigen, an deren Höfen sie Schutz fand, konnten diesen Ursprung noch nicht vergessen. Cangrande della Scala fand Dante's tiefsinnige Worte langweilig im Vergleich mit dem Geschwätz eines herumziehenden Spaßmachers, und die plumpste Schmeichelei war die Bezahlung, ohne die das kümmerliche Gnadenbrot nicht gewährt ward. An dieser ließ selbst ein Petrarca es mitunter nicht fehlen, nur war er geschickt genug, dem Dinge einen vornehmern Mantel umzuhängen. In der That liegen diese Zustände uns nicht gar so fern. Noch ist wenig mehr als ein Jahrhundert verstrichen, seit die Hofnarren Gundling, Graben zum Stein und Morgenstern Leibniz' Stuhl einnehmen durften.

Francesco Nelli, welchem selber Boccaccio in jenem Briefe schwere Vorwürfe gemacht hatte, überlebte dessen Empfang nicht lange. Schon am 7. September hatte Petrarca an Boccaccio zu melden, daß die Pest ihn hinweggerafft habe. Drei Jahre später (25. October 1366) starb auch Acciajuoli.

Noch einmal kehrt Boccaccio, durch einen Unmuth, dessen Ursachen wir nicht kennen, aus der Heimat vertrieben [1]), im Herbste 1372 nach Neapel zurück. Mainardo de' Cavalcanti, Ugo da San-Severino und andere Freunde empfingen ihn liebevoll; selbst die nun auch betagte und vielgeprüfte Königin Johanna suchte ihn dauernd an Neapel zu fesseln [2]); doch blieb seine äußere Lage dabei

---

einlegen wollen. Ego te bis requisivi; utinam vel negasses cito, vel implesses, sero licet, aut saltem lentius promisisses. Ecce nunc tertiae, et ultimae preces meae.

1) Baldelli, S. 197.

2) Ungedruckte Briefe bei Baldelli, S. 196.

fortwährend drückend. An den sicilischen Logotheten Jakob Pizinghe mußte er schreiben [1]), so schwer es ihm Alter und Corpulenz gemacht haben, sei er doch außer Stande gewesen sich zu dem öftern Besuche des Minoriten Ubertino, der auf der Höhe des Vomero wohnte, ein Pferd zu miethen. Im Frühjahr kehrte er nach Toscana zurück.

Diese ganze Zeit (seit 1363) hatte er indeß, mit Ausnahme der erwähnten Reisen, und der Zeit wo er (1367) das Amt eines Offiziale del Magistrato della condotta degli Stipendiarj bekleidete [2]), vermuthlich nicht in Florenz, sondern in Certaldo, der Heimat seines Vaters, zugebracht, mit literarischen Arbeiten, namentlich der „Genealogia Deorum", dem Buche „De montibus, sylvis, fontibus et lacubus", ferner „De claris mulieribus" und „De casibus virorum et foeminarum illustrium", sowie mit den 16 Eklogen eifrig beschäftigt. Diesem Zurückziehen von dem störenden Getreibe der Stadt war aber ein anderes merkwürdiges Ereigniß vorhergegangen. Am 29. Mai 1361 starb in der Kartause zu Siena ein frommer Einsiedler, namens Pietro Petroni, der später selig gesprochen wurde. Vor seinem Tode hieß er seinen Gefährten Gioachino Ciani, sich mit geheimen Aufträgen zu mehreren namhaften Männern der Zeit begeben, um sie von ihrem weltlichen Treiben abzuziehen. Auch Petrarca war von der Zahl. Einer der ersten aber, die Ciani heimsuchte, war Boccaccio. Nach dem gleichzeitigen Berichte des später ebenfalls seliggesprochenen Giovanni Colombini [3]) verkündete er diesem, wie Christus dem Petroni auf dem Sterbebette erschienen sei und ihm Boccaccio's verborgenste Geheimnisse und dessen zukünftige Schicksale offenbart habe. Nur wenig Jahre habe er noch zu leben; drum möge er in sich gehen und bei Zeiten seinen, der Sinnenlust fröhnenden,

1) Baldelli, Rime di Boccaccio, S. XXXVI.
2) Mazzuchelli, S. 1326, Na. 80.
3) Manni, S. 85—87.

Wandel und die Schriften, die den Samen der Sünde verstreut, durch aufrichtige Reue büßen.[1]) Wesentlich aber sei dazu, daß er den poetischen Studien entsage und einem ganz andern Leben sich ergebe[2]); wo nicht, möge er erwarten, daß ein schleuniger Tod zugleich seinen profanen Studien und der Möglichkeit seiner Rettung ein Ende mache. — Boccaccio ward durch diese drohenden Worte um so gewaltiger erschüttert, als Ciani ihm zu deren Beglaubigung von einem frühern Ereignisse genauen Bericht gab, von welchem, wie jener glaubte, niemand auf der Welt Kunde haben konnte. Auch diesmal schüttete er sein stürmisch bewegtes Herz gegen Petrarca aus, der ihm in einem ebenso salbungsvollen als gelehrten Briefe[3]) viel schöne Sachen von der richtigen Art, dem Tode entgegenzugehen, und von dem Nutzen der Studien und der Poesie schrieb. Es scheint indeß nicht, als ob damit der Eindruck jenes Besuches ausgetilgt sei. Wenn auch aus dem Verkaufe seiner Bibliothek, die Boccaccio dem Freunde angeboten hatte, nichts wurde, so gewinnt doch seine Thätigkeit als Schriftsteller, wie schon angedeutet worden, von nun an einen neuen Charakter, und es fehlt nicht an bestimmten Erklärungen, wie sehr er seine frühern Schriften verdamme.[4]) — Später finden wir ihn auf kurze Zeit (zu Ende des Jahres 1370) in dem Kartäuserkloster San-Stefano

---

1) Luxum coecosque simul errores, in quibus misere ad eam diem jacuerat, ad amatoria studia incumbendo detegit, indicatque pariter, quas peccandi occasiones mortalibus obtulerit, suis videlicet vulgatis lucubrationibus.... Quae adhuc scripta edidisti, instrumenta perinde diaboli sunt, ad instruendas et alliciendas in Venerem animas.

2) Poetica studia abjicias, et exitialem poeticen illam detestatus, quae tibi hactenus fuit impedimento, quominus verae virtutis cultorem te cunctis exhiberes, honestiorem ... disciplinam ineas.

3) Epist. Sen., I, 4.

4) Baldelli, S. 160—162.

in Calabrien, hoch auf dem Apennin zwischen Pizzo und Squillace, wo er indeß von dem Abte, seinem Freunde Niccolò di Montefalcone, höchst ungastlich aufgenommen ward, wie er in einem ungedruckten Briefe diesem vorwirft.[1]) Schon glaubte man, er habe das Ordensgewand der Kartäuser genommen[2]); war dies aber auch voreilig, so scheint er doch, wie besonders aus der erwirkten Dispensation wegen seiner unehelichen Geburt erhellt, geistliche Weihen erhalten zu haben.[3])

So große Pietät auch Boccaccio für den gelehrten Sänger der Laura hegte, so hatte dessen obenerwähnter Brief in keiner Art vermocht, seine Verehrung für Dante zu schmälern, die er schon um die Mitte des Jahrhunderts durch seine Lebensbeschreibung des Dichters bekundet. Wieder und immer wieder warf er den Florentinern die Schmach ihrer Undankbarkeit gegen den größten ihrer Mitbürger vor, und endlich, am 9. August 1373, wurde beschlossen, zu Gunsten derer, „die zu den Tugenden aufzustreben wünschten", einen Lehrstuhl für die Erklärung von Dante's „Göttlicher Komödie" zu errichten, „aus welcher auch die Nichtgelehrten unterwiesen werden könnten, sowol die Laster zu meiden und gute Sitten zu erwerben, als auch die Zierde der Beredsamkeit zu erlernen". Sonntags den 3. (es muß heißen den 23.) October begann Boccaccio, dem gegen ein Jahrgeld von 100 Goldgülden dieser ehrenvolle Auftrag ertheilt war, in der Kirche San-Stefano seine öffentlichen Erklärungen.[4]) Nicht allein aber mußte er Schmähungen und Spott erfahren,

---

1) Baldelli, S. 195, 196, 383.

2) Bottari's Vorrede zu den Novellen des Franco Sacchetti, Silvestrische Ausg. S. 19.

3) Baldelli, S. 164, 165, vergl. mit Mazzuchelli, S. 1327 Na. 88.

4) Chronik des Monaldi in den Anmerk. der Deputati zum Dekameron, S. 39.

daß er es unternommen, das erhabene Gedicht dem großen Haufen zu erklären [1]), sondern schon nach etwa drei Monaten nöthigte ihn schwere Krankheit, seine Vorlesungen zu unterbrechen. [2]) Mannichfache Uebel verbanden sich mit demselben ekelhaften Ausschlage, an dem früher auch sein Freund Petrarca gelitten [3]), und ein ungedruckter Brief schildert in den grellsten Farben den unleidlichen Zustand, in dem er sich monatelang befand. [4]) Gewissensbisse quälten ihn und voller Schrecken sah er dem Tode entgegen; noch einmal indeß gab ihn entweder seine kräftige Natur, oder die Kunst des Arztes [5]) dem Leben zurück.

Außer der körperlichen Schwäche aber, welche die Krankheit zurückließ, und die ihn nie mehr verlassen sollte, drückte ein tiefer geistiger Schmerz während des kurzen Restes seines Lebens ihn nieder. In der Nacht vom 18. zum 19. Juli 1374 war Petrarca in Arquà am Schlage gestorben, und mit Recht schreibt Boccaccio in dem schon erwähnten Briefe an den Schwiegersohn des Verstorbenen: „er hat mich in dieser Welt, wie in einem Schiffe, das ohne Steuermann in einem unruhigen Meere umhergetrieben wird, zurückgelassen.“ [6]) In seinem Testamente vom 4. April hatte Petrarca seinem Freunde 50 Goldgülden vermacht: „um sich ein Winterkleid zu seinen nächtlichen Studien zu kaufen.“ [7]) Boccaccio nahm das Legat dank-

---

1) Seine Antwortssonette, in denen er selber sein Unternehmen fast bereut, finden sich in der Baldelli'schen Sammlung der Rime, Nr. VII—XI, S. 4—6; vgl. S. 178.

2) Vgl. den Brief an Franz von Brossano vom 3. November 1374 bei Mehus, Vita Ambr. Cam., S. CCVI.

3) Epist. sen., III, 4.

4) Baldelli, S. 199—201.

5) Daß er einen solchen in einer frühern Krankheit (1364) zugezogen, wurde ihm von dem bekannten Feinde der Aerzte, Petrarca (Epist. sen., V, 4), sehr verdacht.

6) De Sade, Uebers., III, 895.

7) De Sade, Uebers., III, 830, 831.

bar an, obwol er wünschte in den Umständen zu sein, daß er es ablehnen könnte.

Einen Entwurf zu seinem eigenen Testamente hatte Boccaccio schon am 21. August 1365 (italienisch) gemacht.[1]) Nach Petrarca's Tode (28. August 1374) ließ er es zu Florenz in der Kirche Santa-Felicità feierlich (lateinisch) durch einen Notar aufnehmen[2]). Zu Erben ernannte er seine Neffen, während der Nießbrauch dieses Vermögens deren Vater, seinem Bruder, bleiben sollte. An Legaten hinterließ er unter anderm dem Mönchskloster Santa-Maria di San-Sepolcro dal Poggetto (dalle Campora)[3]) bei Florenz „alle heiligen Reliquien, die er mit vielem Zeitaufwande und großer Mühe aus verschiedenen Theilen der Welt zusammengebracht", der Kirche San-Jacopo in Certaldo einige Kirchengeräthe, der Madonna Sandra, Frau des Francesco di Lapo Buonamichi[4]), ein Marienbild, und seiner Haushälterin Bruna, der Tochter des Ciango da Montemagno, Betten und Wäsche. Außerdem vermachte er seinem Beichtvater und Freunde Martino da Signa im Kloster San-Spirito[5]) seine ganze Bibliothek, jedoch so, daß nach dessen Tode die Bücher dem Kloster zufielen. — In der That wurde die gewiß sehr werthvolle Sammlung fast ein Jahrhundert lang in jenem Kloster verwahrt, und das Zimmer, in dem sie sich befand, von Niccolò Niccoli verziert; als aber in der Nacht vom 22. zum 23. März 1471 dem Galeazzo Visconti zu Ehren ein geistliches Schauspiel mit Feuerwerk aufgeführt

1) Ueber die Ausgaben vgl. Gamba, Serie de' testi, Nr. 234.

2) Manni, S. 113—117. Vgl. auch Ciampi, Monum., P. 581—184. Das Original, auf Pergament, findet sich jetzt bei den Brüdern Bichi-Borghesi in Siena und ist neuerdings buchstäblich treu abgedruckt worden (durch Gaetano Milanesi?) (Siena 1853 und 1855).

3) Manni, S. 121—123.

4) Manni, S. 125.

5) Manni, S. 123, 124.

wurde, ward mit dem ganzen Kloster auch Boccaccio's Bibliothek ein Raub der Flammen.[1])

Ob nach jener Krankheit Boccaccio seinen Wohnsitz noch einmal nach Florenz verlegt und die Vorträge über Dante fortgesetzt habe, scheint mir deshalb sehr zweifelhaft, weil in einer, dem Ende jener Vorträge (Inf., XVII, 17) ziemlich nahen, Stelle (Inf., XV, 118) ein Vers des Petrarca in einer Weise aufgeführt wird, die vorauszusetzen scheint, daß derselbe damals noch lebte. Jedenfalls leitete das Studium des größten Dichters der modernen Welt, sowie es den Knaben der Poesie zugeführt hatte, so den Greis in jene Welten hinüber, von denen Dante gesungen.

Am 21. December 1375 starb Boccaccio in Certaldo, der Heimat seiner Vorfahren und sein Leichnam wurde dort in der Mitte des Fußbodens der schon erwähnten Kirche des heiligen Jakobus und Philippus[2]) unter einer Marmorplatte mit der Grabschrift beigesetzt, die er selbst verfaßt hatte:

Hac sub mole jacent cineres ac ossa Johannis.
Mens sedet ante Deum, meritis ornata laborum
Mortalis vitae. Genitor Boccaccius illi,
Patria Certaldum, studium fuit alma poësis.

Eine Tafel an der Seitenwand der Kirche wiederholte diese Inschrift, verbunden mit 12 Versen des Coluccio Salutati, welche die lateinischen Werke Boccaccio's aufzählen und preisen, von den italienischen aber nur sagen:

... Te vulgo mille labores
Percelebrem faciunt.

Im Jahre 1503 schmückte der Podestà Lattanzio Tedaldi das Denkmal noch weiter aus und fügte ein marmornes Brustbild des Gefeierten, der das „Dekameron" in der Hand hält, hinzu. Da das toscanische Gesetz vom 19. März

1) Baldelli, S. 211, 212.

2) „La Canonica", Giuseppe de Poveda, Del sepolcro di M. Giov. Boccaccio (Colle 1827), S. 3.

1783 die Begräbnisse in den Kirchen verbot, so glaubte man auch das des Boccaccio mit vandalischem Gehorsam zerstören zu müssen. Die Marmorplatte wurde zertrümmert und die Gebeine des berühmten Novellendichters wurden wieder ans Licht gezogen. Auch eine bleierne (oder blecherne) Kapsel mit 15 (oder 13) Pergamenturkunden fand sich in dem Grabe, doch wußte keiner der Anwesenden die Schrift zu lesen. Der Pfarrer (Rettore di San-Jacopo) nahm Schädel und Pergamente an sich und wies sie noch lange der müßigen Neugier der Fremden vor; seit indeß 10 Jahre später der Geistliche in das obere Arnothal versetzt worden, weiß man nichts mehr von diesen Reliquien. Wenn Lord Byron sagt [1]:

. . . . . . even his tomb
Uptorn, must bear the hyaena bigot's wrong,
No more amidst the meaner dead find room,
Nor claim a passing sigh, because it told for
whom!

so irrt er vermuthlich in der Voraussetzung, daß der Haß des Klerus gegen den Verfasser des „Dekameron" an jener Entweihung theilgehabt habe; indeß haben jene Verse und die sehr lesenswerthen Erläuterungen, die der Dichter dazu gibt, in Italien eine lebhafte Polemik hervorgerufen. [3]) — Auch das Denkmal an der Wand der Kirche blieb nicht unverschont; seine Theile wurden auseinandergerissen und in einen Winkel verbannt.

Das jahrhundertelang fast verödete Certaldo, dem erst in neuerer Zeit die Eisenbahn von Empoli nach Siena wieder regern Verkehr zugeführt hat, beherrscht

---

1) Childe Harold, IV, 58.

2) Der Kanonikus Cateni griff Byron in zwei Sendschreiben Sopra la tomba di M. Giov. Boccaccio, 1825—26, an. Dagegen schrieb Giuseppe de Poveda, 1827 (vgl. d. Anm. 2, S. XLVI. Noch nahmen De Angelis und Rosellini an dem Streite theil. Vgl. auch Valery, Voyages histor. et littéraires en Italie, liv. X, chap. 9.

von der Höhe eines Tuffsteinhügels das Elsathal, dessen Anblick noch heute so freundlich und wohlthuend ist, als Boccaccio ihn vor nun bald fünf Jahrhunderten meisterhaft schilderte.[1]) Mehr als eines seiner mittelalterlichen Häuser ist zu Schutz und Trutz mit einem Wartthurme versehen. Eines derselben ist es, das Boccaccio von seinen Vorfahren überkommen, und in dem er jahrelang den Studien nachging. Cosmus II. ließ es durch eine Inschrift bezeichnen; im vorigen Jahrhundert ward es von einer Weberin bewohnt. Zufällig stieß eines Tages die alte Frau an eine übertünchte Blendnische: der verborgene Raum lag nun offen, und sie fand ein umfangreiches Packet Papiere. Denkt man daran, daß nach Boccaccio's eigener Erzählung die dreizehn Schlußgesänge der „Göttlichen Komödie" nach des Dichters Tode in ganz ähnlicher Weise gefunden wurden, so liegt die Vermuthung nahe, daß jene Papiere Bedeutendes enthalten haben mögen. Indeß hatte jene Alte in seltsamer Furcht, daß Gottloses darin stehen könne, das ganze Packet dem Feuer übergeben! —

Vor einigen Decennien hat die kunstsinnige, im laufenden Jahre (1859) verstorbene, Marchesa Carlotta Lenzoni (geborene Medici) das Haus angekauft und ganz im Stile des 14. Jahrhunderts wiederherstellen und mit Hausgeräthe versehen lassen. Ein Frescobild von Benvenuti's geschickter Hand, welches Boccaccio schreibend darstellt, schmückt dessen Arbeitszimmer, und die alterthümlichen Schränke enthalten eine reiche, nur Boccaccio betreffende Bibliothek.[2]) Jetzt gehört dies Haus durch Vermächtniß dem florentiner Museum.

Noch lebt im Munde des Volks der Dichter, der sich nach diesem Städtchen zu nennen pflegte. Gleich Virgil hat ihn die Sage halb zum Zauberer gestaltet. Certaldo

---

1) Epistola a M. Pino de'Rossi, S. 26.

2) Rosellini in der florentiner Antologia, Nr. 59, S. 86 fg. Valery, a. a. O.

nahe gegenüber liegt ein regelmäßig abgerundeter anmuthiger Hügel, der dem Volke Poggio del Boccaccio heißt.[1]) Allnächtlich, so wird erzählt, baute Boccaccio sich von Certaldo nach jenem Hügel, auf dessen Gipfel er einen reichen und dicht verwachsenen Garten besaß, eine luftige Brücke, und zauberte dort in sein umschränktes Gebiet die Geister vergangener Zeiten um sich her.

Verheirathet war Boccaccio nie. Außer der Ehe hatte er indeß Kinder. Den Tod einer im zarten Alter gestorbenen Tochter, Violante (dort Olympia genannt), beklagt er in der bedeutend später geschriebenen vierzehnten Ekloge. Noch wenig Jahre vor seinem Tode schildert er seine schmerzliche Bewegung bei dem Anblick von Petrarca's gleich alter Enkelin.[2]) Eine Stelle jenes Gedichts bezeichnet Neapel als den Wohnort des Kindes, und so liegt die Vermuthung nahe, daß es eine Frucht des verbotenen Umgangs mit Marien gewesen sei. Eine andere Stelle scheint auf noch früher verstorbene Geschwister hinzudeuten.[3])

Indem wir uns nunmehr zu einer Uebersicht von Boccaccio's Schriften wenden, fassen wir zuerst seine Eigenthümlichkeit als Schriftsteller und Gelehrter im allgemeinen ins Auge. Zwei verschiedene Richtungen des Geistes kämpfen im Mittelalter, besonders in dem spätern, um die Herrschaft. Auf der einen Seite Begeisterung für das eigene Gut der neuern romantisch-germanischen Welt, für den katholischen Glauben und die sich ihm anschließenden Heiligen- und Heldensagen, für Ritterthum und Minne;

1) Targioni Tozzetti, Reisen durch verschiedene Gegenden des Großherzogthums Toscana. Auszug von Jagemann (Leipzig 1787), II, 291—292.
2) De Sade, Uebersetzung, III, 813.
3) Manni, S. 61. Baldelli, S. 93 – 94.

auf der andern Seite Bewunderung für die formelle Meisterschaft des Alterthums, für den berechneten Sieg der Idee über den Stoff, für die starre Willenskraft der antiken Welt. War den germanischen Völkern die erste dieser Richtungen angestammt, so lag den romanischen der Rückblick auf die hohen Vorbilder der classischen Zeit von jeher nahe, und seit dem 12. Jahrhundert wandte ein immer größer werdender Theil der geistigen Thätigkeit sich der Wiederauffrischung des Besitzthums zu, das Rom und Griechenland errungen. In früherer Zeit wurden die antiken Namen und äußern Begebenheiten auf das naivste nur als Rahmen benutzt, um moderne Gesinnung und Anschauungsweise auszusprechen, wie wenn in einem alten Commentar der „Göttlichen Komödie" (Inf., XXVI, 62) Thetis den Achilles in ein Nonnenkloster bringt, dem Lykomedes vorsteht, oder wenn ein alter Chronist den Catilina am Morgen des Ausbruchs seiner Verschwörung in der Domkirche von Fiesole Messe hören und communiciren läßt. Es bedurfte Jahrhunderte langer Anstrengungen, um die modernen Völker zu lehren, in classischer Objectivität sich ihrer eigenen Natur zu entäußern, und die mühsamsten Versuche blieben unvollkommen genug. Um wie weit hatte nicht die Zeit des Polizian jene kindische Auffassung der antiken Welt im 13. Jahrhundert zurückgelassen, und dennoch konnten die Tragödien im siècle de Louis le grand nur geringschätzend auf einen Orfeo oder eine Sofonisbe zurückblicken, während wieder wir im Gedanken an die mit dem Galanteriedegen über das Theater von Versailles schreitenden frisirten griechischen Heroen ein Lächeln schwer zu unterdrücken vermögen. Die antike Bildung nur als eines der Elemente zu erkennen, aus deren wechselseitiger Durchdringung unser geistiges Eigenthum hervorgegangen ist, das vermochte nur Dante. Seine wenigen Vorgänger gehören noch, auf niederm Standpunkt, der romantischen Richtung an; seine Nachfolger verzehren sich in dem Bestreben, der Sprache und der Gesinnung nach Rö-

mer oder Griechen zu sein. Natürlich trägt dies letztere den Charakter der Unausführbarkeit an der Stirn und gewinnt dadurch im günstigsten Fall eine ergötzliche Färbung von Ironie; im ungünstigern streift es hart an das Lächerliche, wie wenn wir Petrarca alles Ernstes eine beträchtliche Anzahl von Briefen an die berühmtesten Männer des Alterthums schreiben sehen, oder wenn Cardinal Bembo als päpstlicher Geheimschreiber die Jungfrau Maria stets Diana, Christum Apollo und die Nonnen Vestalinnen nennt.

Stellen wir nun Petrarca und Boccaccio in dieser Beziehung zusammen, so ist das Ziel, wonach beide mit Bewußtsein streben, das gleiche. Dem erstern aber gelingt jene Entäußerung mittelalterlicher Sinnesart in viel höherm Maße, und so löst er die gestellte Aufgabe weit vollkommener. Die größtentheils in seiner Jugend entstandenen Gedichte des „Canzoniere" abgerechnet, die ihn wider seinen Willen unsterblich gemacht haben, hat er den bunten Blütenstaub der Romantik fast vollständig sich abgestreift; in den Sagen, welche das Volk bewahrt, erkennt er nur den Aberglauben des Pöbels, und die Romane von Artus und von Karl taugen ihm höchstens für die Spinnstube; er ist der entschiedene Rationalist seines Jahrhunderts. Boccaccio [1]) wäre sicher gern ebenso aufgeklärt; aber das frische Leben des Volks mit seiner ganzen Anschauungsweise rinnt zu mächtig in seinen Adern, und so sehr es ihm Ernst ist, uns Theseus und die Amazonen, oder die Helden vor Troja im richtigen Costüm zu schildern, und so angestrengt er auch zu dem Ende die ganze complicirte mythologische Maschinerie arbeiten läßt, so erkennen wir unter der Maske immer wieder bald einen toscanischen Ritter, bald ein Hoffräulein der Königin Johanna. Liegt nun schon hierin ein Anklang von Parodie, so führt das fernere Streben, jene Heroen möglichst edle Gesinnun-

1) Vgl. zu seiner Charakteristik überhaupt: F. Schlegel, Sämmtliche Werke, X, 4 — 36.

gen nach dem Vorbilde des Livius in volltönenden Worten, künstlich gebauten Perioden und regelrecht gegliederten Gedanken aussprechen zu lassen, namentlich in den frühern Schriften, nicht selten zu falschem Pathos und ermüdendem Redeschwall. — Später spaltete sich Boccaccio's Thätigkeit in zwei Hälften: in den letzten Lebensjahren waren ihm die classischen Studien zur ausschließlich gelehrten Aufgabe, und er leistete in den lateinischen Werken, die aus ihnen hervorgingen, für seine Zeit Außerordentliches. Vorher aber hatte er es in einer geringen Anzahl von Schriften gewagt, in der durch jene unreifern Versuche durchgebildeten Muttersprache, der lebendigen Gegenwart entnommene Stoffe zu behandeln, ja selbst den Ansprüchen auf antike Redepracht fast ganz zu entsagen, und diese wenigen Schriften, auf welche er sicher geringere Mühe verwandt hat, sind es, um derentwillen er noch heute der erste Meister der italienischen Prosa genannt wird.

Die älteste unter Boccaccio's Schriften (unter denen hier zuerst die italienischen aufgeführt werden sollen) scheint der „Filocopo" [1]) zu sein, ein Roman in Prosa, in dem die alte schöne Geschichte von Flos und Blancflos [2]) für endlose Allegorien von Tugend und Liebe zum Träger dienen muß. Durch das unablässige Vermengen von Heidnischem und Christlichem, von Antikem und Modernem und durch den völligen Mangel an Individualisirung ist der Erzählung jeder historische Hintergrund geraubt, und die überschwenglich tugendhaften Reden mit ihren auseinander gerenkten Perioden langweilen den Leser aufs äußerste. Naiv sind einzelne Züge, z. B. wenn (Bd. 1, S. 63 der Ciccarelli'schen Ausgabe) die weisen Lehrer der beiden an

---

1) Baldelli, S. 27—30. Vgl. Gräße, Die großen Sagenkreise des Mittelalters, S. 275—276. Ueber die Ausgaben Gamba's, Serie Nr. 198—199. Zur Charakteristik Schlegel, S. 13—17.

2) Ueber die Geschichte selbst vgl. Ferdinand Wolf, Ueber die französischen Heldengedichte, S. 13—72.

einem Tage geborenen und durch das Geschick füreinander bestimmten Kinder, diese, sobald sie die Buchstaben gelernt haben, „das heilige Buch des Ovid [1]) lesen lassen, in dem der große Dichter Unterricht ertheilt, wie die heiligen Feuer der Venus in den kalten Herzen mit Sorgsamkeit zu entzünden seien". „Filocopo" heißt das Buch, weil Flos, nachdem seine Mutter dem von der Universität Zurückgekehrten verrathen hat, Blancflos sei nicht, wie man ihn glauben machen wollte, gestorben, auszieht, sie zu suchen, und zu dem Ende sich jenen Namen, als Bezeichnung aller der Mühen, die er willig auf sich nehmen will [2]), beilegt. „*Colos* in greco tanto in nostra lingua resulta, quanto *fatica*" (I, 354 der Moutier'schen Ausgabe); offenbar muß es κόπος heißen, doch findet man im fünften und sechsten Buche überall Filocolo. [3]) — Eine alte Ueberlieferung behauptet, Boccaccio habe diese seine Arbeit über alle spätern gestellt [4]); wäre sie begründet, so gäbe sie einen neuen Beweis für die oft gemachte Bemerkung, wie unsicher das Urtheil des Vaters über seine eigenen Kinder ist. — Gabriel Rossetti, ein Schriftsteller, der in bändereichen Werken mit vieler Belesenheit und großem Scharfsinn fast der gesammten Literatur des romanischen Mittelalters den Sinn von Geheimschriften gegenpäpstlicher religiöser und

---

1) Sehr verschieden lautet allerdings die Stelle in der neuen Moutier'schen Ausgabe (1829, S. 76), nämlich: „Il saltero e'l libro d'Ovidio", also den Psalter und das Buch des Ovid.

2) In der altfranzösischen Romanze aus dem 12. Jahrhundert bei Wolf, a. a. O., S. 71, nennt er sich: chante-pleure.

3) Nach Moutier's Zählung sind jene Bücher das vierte und fünfte. Dieser Herausgeber ändert mit dem zweiten Bande seltsamerweise die Seitenüberschriften des Werkes, das ihm im ersten Bande „Filocopo" geheißen hatte und nun den Namen „Filocolo" erhält. Wie übrigens Schlegel (den Rosenkranz, Handbuch der allgemeinen Geschichte der Poesie, II, 235, abschreibt) auf den Namen Filopono verfallen ist, weiß ich nicht zu errathen.

4) Mazzuchelli, S. 1345, Na. 234.

politischer Sekten untergelegt hat, findet auch im „Filocopo" nichts als eine Schilderung der Initiationen in die sieben Grade einer den Tempelherren verwandten ghibellinisch-paterinischen Verbindung.[1]) Seine Deutungen sind um so weniger zu widerlegen, als er in einer oft bei ihm wiederkehrenden Weise, statt sie im einzelnen aufzustellen und zu begründen, sich darauf beschränkt, in den langen Auszügen, die er aus den fraglichen Schriften macht, die Worte, die nach seiner Ansicht den Schlüssel des Räthsels enthalten, mit ausgezeichneter Schrift drucken zu lassen und dann voraussetzt, daß jeder Leser sie in eben jenem Sinne verstehen werde. Erwähnen will ich nur, daß Rossetti noch außer der Schlußrede (in welcher Boccaccio die großen Schriftsteller, mit denen er sich nicht zu messen wagt, aufzählt, und unter ihnen Dante, dem sein Buch come picciolo servitore molto dee reverente seguire) in dem „Filocopo" die wunderbarsten Anspielungen auf Dante, als auf das Haupt jener Sekte, entdeckt haben will. Zunächst ist ihm, wenn (I, 15) Quintius Lälius Africanus, um seine Ehe mit Julia Topazia durch Kinder gesegnet zu sehen, zu dem Heiligen betet, um dessenwillen Galizien besucht wird (Jakob von Compostella), dieser Heilige kein anderer als Dante. Wenn ferner Philenus, der später über seine Liebe zu Blancflos zu Grunde geht, aus Marmorina fliehend, durch Ravenna kommt[2]), so geschieht dies wieder einzig, weil Dante dort begraben liegt. Wenn endlich Blancflos (die, beiläufig gesagt, nach Rossetti die weiße Partei von Florenz — Biancofiorenza — ist) an einen Admiral von Alexandrien verkauft wird, und dieser sie in einen Thurm von hundert Kammern (II, 38) sperrt, so ist der Admiral abermals Dante und die hundert Kammern sind die hundert Gesänge der „Göttlichen Komödie".

---

1) Sullo Spirito antipapale, che produsse la riforma, S. 183—204.
2) I, 289.

Ungefähr gleichzeitig mit dem „Filocopo" scheint die „Theseide"[1]) entstanden zu sein. Die seltsam componirte Fabel ist im wesentlichen folgende: Theseus besiegt die Amazonen und heirathet ihre Königin Hippolyte. Bei seiner Heimkehr vernimmt er die Niederlage, welche die Athenienser vor Theben erlitten. Er eilt, sie zu rächen, und nimmt Palämon und Archytas gefangen, welche von ihrem Kerker aus sich in Emilie, die Schwester der Hippolyte (nicht des Theseus, wie Schlegel sagt) verlieben. Auf Pirithous' Fürwort befreit Theseus den Archytas, doch kehrt dieser aus Liebe zu Emilien zurück, worauf er sich dem Diener des Palämon, Pamphilus, entdeckt. Palämon, von Eifersucht gequält, entflieht dem Gefängniß und trifft mit Archytas, um mit ihm zu kämpfen, zusammen. Theseus und Emilie trennen sie und bestimmen, daß ein feierliches Turnier über den Besitz der letztern entscheiden solle. Nicht nur der athenienfische Adel, sondern auch viel fahrende Ritter nehmen an diesem festlichen Kampfe theil, der nach allen Regeln der Courtoisie im Theater gehalten wird, und in den auch die Götter sich einmengen. Archytas bleibt Sieger; weil ihm aber bei der Heimkehr eine von Venus abgeschickte Furie in den Weg kommt, überstürzt sich sein Pferd und verletzt ihn. Das hindert nicht, daß die Verlobung mit Emilien in Freuden und großer Zärtlichkeit gefeiert wird. Nach einigen Tagen aber verkündigt der Arzt, daß Archytas nicht am Leben bleiben könne. Emilie pflegt ihn bis zum Tode und nimmt unter Thränen und Küssen rührenden Abschied; dann aber vermählt sie sich nach des Verstorbenen Geheiß mit nicht minderm Aufwand von Glück und Liebe dem Palämon. Es hat dies Gedicht lange für das erste gegolten, das in achtzeiligen Stanzen, einer Form, die später zur fast ausschließlichen für ähnliche Werke ward, geschrieben ist; neuerdings hat indeß

---

1) Baldelli, S. 30—35. Schlegel, a. a. O., S. 11—13. — Gräße, a. a. O., S. 433. — Gamba, Nr. 216 fg.

Lord Vernon eine in gleichem Versmaß geschriebene Episode aus der Sage von Geron dem adelichen, deren schon Crescimbeni gedenkt, herausgegeben („Il Febusso e Breusso", Florenz 1847), welche von den meisten für älter als die „Theseide" gehalten wird. Jedenfalls ist es völlig irrig, wenn Mazzuchelli [1]) behauptet, Boccaccio bezeichne sich in der 84. Stanze des 12. Gesanges selbst als den Erfinder der ottava rima, da jene Stelle nichts anderes sagt, als das Gedicht sei das erste, das in Italien von Kriegsthaten singe. [2]) — Die Behandlung leidet entschieden an den oben gerügten Fehlern der Jugendarbeiten Boccaccio's, doch sind die Verse leicht und angenehm, wenn auch mitunter etwas flüchtig und auch in der Sprache angemessener Würde mitunter ermangelnd. Einzelne Schilderungen, namentlich von Naturscenen, sind anmuthig und geschickt, und ein ausgezeichneter Schriftsteller der neuern Zeit [3]) hat dem ganzen Gedichte das größte, vielleicht ein zu hoch gesteigertes Lob gegeben. — Im 16. Jahrhundert wurde die „Theseide" in gereimte neugriechische Verse übersetzt. [4])

Der „Ameto" [5]), dessen Scene Boccaccio, der inzwischen von Neapel nach Florenz heimgekehrt war, in das Mugnonethal am Fuß des Hügels von Fiesole verlegte, schildert einen Jäger (nicht Hirten, wie Schlegel sagt), ein rohes Kind der Natur, der durch Liebe und Bewunderung für Schönheit und Tugend zum Höchsten hingeführt wird.

---

1) S. 1332, Nr. 124.

2) Ueber den Ursprung der Octaven vgl. Baldelli, S. 33, Nr. 2, und Ginguené, Storia della letteratura italiana. Uebersetzt von Perotti, III, 248. Blanc, Italienische Grammatik, S. 783—786.

3) Panizzi, An essay on the romantic narrative poetry of Italians. London 1830, S. 159—190.

4) Θησέος καὶ γάμου τῆς Ἐμήλιας (Venedig 1529), 4.

5) Auch „Ninfale d'Ameto" genannt. Schlegel, S. 17—25. Gamba, Nr. 200—202. Baldelli, S. 49—52.

An Allegorien ist auch dies Idyll nur allzu reich [1]), doch sind die frostigen Fictionen in lebenswarmen Gestalten und Geschichten verkörpert. Die Prosa ist gehaltener und klangvoller als im „Filocopo", und die eingestreuten 19 Capitoli in Terzinen bekunden eine größere Herrschaft über die Sprache als die Verse der „Theseide".

Die „Amorosa visione" [2]), ein Gedicht in Terzinen, in dem die Anfangsbuchstaben der Verse zwei Sonette an Maria und eine Art Ballate an den Leser bilden, führt in wohlklingenden, sorgfältig behandelten Versen den Autor zum Tempel des menschlichen Glücks, wo er in einzelnen Visionen den Triumph der Weisheit, des Ruhms, des Reichthums, des Glücks und endlich der Liebe sieht, was ihm zu einer Schilderung der schönsten Florentinerinnen und Neapolitanerinnen seiner Zeit Gelegenheit gibt. Bemerkenswerth ist in diesem Gedichte das mit den Farben glühender Begeisterung geschilderte Zusammentreffen mit Dante. [3])

Die „Fiammetta" [4]) schildert in tönender, zuweilen gekünstelter und überladener Prosa das Verlangen und den Schmerz des liebenden Weibes über die Trennung von dem Geliebten. Schlegel bezeichnet diese kleine Schrift als das Bedeutendste unter Boccaccio's Werken, dem gegenüber alle andern nur für Annäherungen und Vorbereitungen gelten könnten (S. 32). Ohne indeß den kunstreichen Bau dieser wohllautenden Rede zu verkennen, kann ich nicht umhin, zugleich in ihr eine, an das Zeitalter der Antonine erinnernde, oft preciöse Rhetorik zu finden.

---

1) Rossetti, a. a. O., S. 207—209, findet in ihnen wieder die Mysterien der Aufnahme unter die Albigenser.

2) Baldelli, S. 61—64. Schlegel, S. 20—21. Gamba, Nr. 224—25.

3) Auch hier findet Rossetti, S. 205—207, Anspielungen auf die Geheimbünde.

4) Baldelli, S. 35—38. Schlegel, S. 8—11. Gamba, Nr. 195—197.

Ein zweites Gedicht in achtzeiligen Stanzen, „Filostrato" [1]), ist bestimmt, an dem Exempel der unbeständigen Chryseis (Griseida, daraus bei Shakspeare Cressida) und der Verzweiflung des Troilus Fiammetten die unheilvollen Wirkungen der Treulosigkeit zu zeigen. Die Octaven sind leicht und gefällig, nicht ohne Anflug Ariostischen Scherzes; die Erzählung ist behaglich und breit, mitunter in einem Tone, der den Glauben an absichtliche Ironie fast gewaltsam aufdrängt. Der Name Philostratus soll nach der Widmung an Fiammetten, wunderlich genug, einen Mann bedeuten, der von der Liebe bis zu völliger Machtlosigkeit überwunden ist.

In gleichem Versmaß, aber in vielleicht noch elegantern Octaven gedichtet, ist das „Ninfale Fiesolano". [2]) Africus, der Sohn eines Landmanns im Thal unter Fiesole, sieht unter den der Diana geweihten Nymphen, die ewige Keuschheit gelobt haben, die Mensola und folgt, von ihr unbemerkt, ihr oft in Liebe nach. Endlich mischt er sich auf den Rath der Venus in Frauenkleidung unter die Schar der jagenden Nymphen. Später ladet die Hitze des Tages zum Bade, und als die übrigen Nymphen, wie sie gewahr werden, daß Africus ein Mann sei, entfliehen, gelingt es ihm, Mensola zu halten, und endlich sogar, sie zur Liebe zu bewegen. Sie verspricht, am nächsten Tage zurückzukehren, wird aber von Scham und Reue zurückgehalten, weshalb Africus verzweifelnd sich den Tod gibt. Mensola gebiert ein Knäblein, das Pruneus genannt wird; Diana aber entdeckt ihre Schande und verwandelt die Fliehende in das Bächlein, das noch heute ihren Namen führt. Pruneus indeß erwächst zur Freude seiner Großältern, und als Atalan und Elektra (lange vor

---

1) Baldelli, S. 58—61. Schlegel, S. 8—11. Gräße, S. 130. Gamba, Nr. 221—223.

2) Baldelli, S. 64—65. Schlegel, S. 21—23. Gamba, Nr. 226—228.

dem trojanischen Kriege) mit ihrem Astrologen Apollonius ins Land kommen, um Fiesole zu gründen, wird Pruneus ihr Seneschall und baut die Domkirche von Majano. — Die ersten zwei Zeilen einer Strophe (274) stimmen so ganz mit einem Sonette Petrarca's („Benedetto sia'l giorno e'l mese e l'anno") überein, daß nothwendig der eine von diesen zwei Freunden den andern abgeschrieben haben muß; — doch wol Boccaccio den Dichter von Vaucluse. — Schlegel (S. 35) hält dafür, daß Boccaccio in diesem Gedichte seine Eigenthümlichkeit am vollständigsten ausgesprochen habe.

Nur flüchtige Erwähnung verdient die schmuzige Schmähschrift „Il Corbaccio", auch „Labirinto d'Amore"[1]) genannt, in welcher Boccaccio (um 1355), freilich im erlesensten Italienisch, an einer Witwe, die seine brieflichen Liebeswerbungen, ohne seinen Namen zu wissen, willig aufgenommen, dann aber den in Jahren schon zu weit vorgeschrittenen Verehrer mit Spott zurückgewiesen, dadurch Rache nimmt, daß er den Geist ihres verstorbenen Mannes erscheinen und sich von diesem, nach vielem Schlimmen, das von den Frauen überhaupt gesagt wird, alle die nicht eben saubern Mysterien seiner Ehe berichten läßt. Die thatsächliche Grundlage ist offenbar dieselbe, die Boccaccio auch im „Dekameron" bearbeitet hat (achter Tag, siebente Geschichte), wo in dem „Gelehrten" der Verfasser selbst nicht zu verkennen ist. Doch ist das Verhältniß wol unbedenklich dahin aufzufassen, daß die breitere unter den beiden Bearbeitungen, also der Corbaccio, jünger ist. — Unerklärlich ist mir, wie Schlegel dazu gekommen sei, Corbaccio durch Geisel zu erklären. Baldelli sagt, die Witwe selbst solle mit diesem Worte bezeichnet werden; doch finde ich sie wol Drago, nicht aber Corbaccio genannt. Ich

1) Baldelli, S. 121 — 123. Schlegel, S. 22 — 23. Gamba, Nr. 203 — 206.

vermuthe, der Autor habe das Buch, als einen bösartigen mit dem Schnabel hackenden Raben, so nennen wollen.

Rühmend zu nennen ist dagegen der „Trostbrief an Messer Pino de Rossi“ 1), der, als in die ghibellinische Verschwörung des Jahres 1360 verwickelt, exilirt worden war. Die männliche und edle Sprache, die in wohldurchdachter Ordnung zusammengestellte Reihe von Trostgründen, machen einen durchaus würdigen Eindruck, und das Ganze schließt friedlich und wohlthuend mit der anziehenden Schilderung des Landlebens in Certaldo.

Die übrigen Briefe Boccaccio's, lateinische und italienische, soweit sie gedruckt vorhanden, oder ihrem Inhalte nach bekannt geworden sind, namentlich auch der an Nelli, den Prior von Santi-Apostoli 2), sind oben in der Biographie zum größten Theile erwähnt. Als Curiosität pflegt noch angeführt zu werden, daß wir einen Brief in neapolitanischer Mundart von Boccaccio besitzen; so oft derselbe aber auch unter denen des Boccaccio gedruckt ist, so genügt es, ihn einmal durchzusehen, um zu erkennen, daß er von einem Jeannet de la Roche aus Paris herrührt, und mit Boccaccio nur insofern zusammenhängt, als der Briefsteller den Adressaten, Francesco de' Bardi, auffordert, seinen Freund, den „Abbate“ Boccaccio, von übermäßigem Arbeiten abzumahnen, da derselbe nin juorno, ni notte etwas anderes thue als schreiben. Leider liegt ein beträchtlicher Theil echter Briefe noch ungedruckt in mehreren Bibliotheken, besonders in der von Siena; ein Mangel, den wir bei der Schilderung des Lebens schmerzlich empfunden haben.

Zwei glänzende Denkmale, die Boccaccio seiner Verehrung für Dante errichtet hat, mögen hier zusammen genannt werden, obwol sie zu sehr entlegenen Zeiten ent-

---

1) Baldelli, S. 146—150. Gamba, Nr. 211—213.
2) Baldelli, S. 168—170. Gamba, Nr. 214—215.

standen sind: das „Leben Dante's"[1]) und der „Commentar zu den ersten sechzehn Gesängen der göttlichen Komödie". [2]) Ueber die Entstehungszeit des letztern, der nichts als Boccaccio's Heft zu seinen Vorträgen in San-Stefano ist, wurde schon oben das Nöthige beigebracht (Winter 1373 auf 1374); ungewiß ist dagegen das Jahr, in dem die „Vita di Dante" geschrieben ward. Ein Zeugniß, das allerdings viel zu neu ist, um Autorität zu verdienen [3]), bezeichnet die Schrift als eine Jugendarbeit des Verfassers; doch ist die Sprache unverhältnißmäßig reifer als im „Filocopo" und selbst im „Ameto", auch ergibt sich aus zwei Stellen[4]) mit ziemlicher Sicherheit, daß Boccaccio, als er dies Büchlein schrieb, schon in Ravenna gewesen war. Baldelli[5]) vermuthet, allerdings auf nicht allzu sichern Grundlagen, daß diese Biographie um 1351 verfaßt sei. — Was den Inhalt anlangt, so wird uns hier eine hochwichtige, noch immer nicht ausgenutzte Quelle für das Leben des großen Dichters geboten, und dabei möchten die manchen Excurse und überschwenglichen Declamationen ruhig mit hingehen. Zu beklagen ist nur der gänzliche Mangel an Kritik, mit dem der Verfasser, Visionen und Allegorien zu geschweigen, offenbar häufig die zu berichtenden Thatsachen so modificirt, wie er es für den poetischen Effect zuträglich findet. [6]) Edel gehalten und von glühendem Eifer ist dagegen die Apostrophe an die Florentiner, daß sie Dante

1) Baldelli, S. 101 — 105. Schlegel, S. 23 — 24. Gamba, Nr. 207—210, und ausführlicher in der Vorrede seiner „Due illustri prose di M. Giovanni Boccaccio" (Venedig 1825), S. XXVI fg.

2) Baldelli, S. 202 — 206. Gamba, Nr. 229 — 230.

3) Jak. Gaddi bei Mazzuchelli, S. 1323, Na. 55 in f.

4) S. 43 und 90 der Gamba'schen Ausgabe.

5) S. 378—379.

6) Aus solchen Gründen wird er zu Zeiten sogar gegen seinen eigenen Heroen ungerecht, z. B. wenn er S. 81 sagt: „Fra cotanta virtù .... trovò ampissimo luogo la lussuria." —

im Exil sterben ließen. Handschriften und Ausgaben enthalten diese Schrift in zwei völlig verschiedenen Redactionen, deren Verhältniß zueinander noch nicht aufgeklärt ist. Diejenige, die aus einer Bossi'schen Handschrift (zuerst Mailand 1809) herausgegeben ist, hat nur etwa zwei Drittheil des Umfangs der andern, in den Manuscripten häufigern, und enthält doch manche anscheinend echte Stücke, die in jener fehlen.

Der Commentar ist ein Werk mühsamen Fleißes, bei dem auch die ältern Erklärer zugezogen sind. Die sprachlichen Bemerkungen sind immer, die geschichtlichen häufig gut; außerdem wird von den Allegorien, am Ende eines jeden Gesanges, sehr ausführlich, aber oft mit gar willkürlichen Deutungen gehandelt, obwol Boccaccio sich gelegentlich gegen ein zu weit getriebenes Allegorisiren erklärt hatte. Die Sprache nimmt nur an einzelnen Stellen den Schwung früherer Zeiten wieder an; doch streift der Eifer einzelner Invectiven, z. B. über die florentinische Männertracht, nahe ans Lächerliche.

Unter dem Namen „Postille" ist ein die ganze „Göttliche Komödie" umfassender kurzer Commentar bis auf neuere Zeit vielfach dem Boccaccio zugeschrieben.[1]) Daß diese Angabe falsch sei, mußte jedem Kundigen längst einleuchten; Rigoli[2]) hat aber zum Ueberfluß vollständig nachgewiesen, daß dieser Postillator theils in Boccaccio's Todesjahr, theils noch nach demselben geschrieben hat. Herausgegeben ist die nicht sehr werthvolle Arbeit durch Lord Vernon (Florenz 1846). Einen abgeschlossenen Canzoniere, wie der des Petrarca ist, besitzen wir von Boccaccio nicht; doch finden sich einzelne Gedichte von ihm

---

Man sieht, der Certaldese wünschte seine eigene Leichtfertigkeit durch das Beispiel des göttlichen Dichters zu entschuldigen.

1) Vgl. Baldelli, a. a. O., S. 206—208, Nr. 1.

2) Lezione letta nell' adunanza il di 10 Marzo 1829 sopra un testo a penna .... falsamente attribuito al Boccaccio. — Vgl. Florentiner Anthologie, 1829, XXXV, 35—44.

zahlreich in Handschriften. Baldelli hat daraus seine Sammlung der „Rime"[1]) zusammengestellt; außer einem Sonette jedoch noch ein Gedicht in achtzeiligen Stanzen („La Ruffianella") wegen seines unsittlichen Inhalts ausgeschieden. Die große Mehrzahl dieser Gedichte empfiehlt sich durch ausgezeichnete Leichtigkeit, manche enthalten frische, anmuthige Schilderungen von Naturscenen oder Lebensereignissen; ferner haben sie das negative Verdienst, frei zu sein von den gesuchten Antithesen und epigrammatischen Spitzen des Petrarca und seiner Nachahmer. Dagegen ist die Sprache nicht selten vernachlässigt und oft ermangelt auch der Gedanke gehöriger Anordnung.

Der neueste Herausgeber aller italienischen Werke Boccaccio's, der verdienstliche Ignazio Moutier[2]), hat im 14. Bande ein bisher ungedrucktes Gedicht: „La caccia di Diana", bekannt gemacht, welches auch schon von andern Boccaccio beigelegt war. [3])

Noch ist ein kleines Büchlein, „Urbano"[4]), zu erwähnen, das die Abenteuer eines natürlichen Sohnes des Kaisers Friedrich Barbarossa erzählt und häufig unter Boccaccio's Namen gedruckt ist. Schon die Urheber des „Dizionario della Crusca" zweifelten indeß an der Echtheit, und obwol Ginguené[5]) noch in neuern Zeiten sie verfochten hat, kann es jetzt für ausgemacht gelten, daß Giovanni Buonsignori di Città di Castello der wahre Verfasser ist. [6])

Unter Boccaccio's lateinischen Schriften ist bei weitem die bedeutendste die „Genealogia Deorum"[7]),

1) Livorno 1802.
2) Florenz 1827—34, 17 Bde., 8.
3) Mazzuchelli, S. 1367, Nr. XXXIV.
4) Gamba, Nr. 1053.
5) Storia della letterat. ital. Uebers. von Perotti, III, 264.
6) Ueber Geta und Birria vgl. Baldelli, Rime, S. 171—175.
7) Mazzuchelli, S. 1336—38. Manni, S. 68—70. Baldelli, S. 176—179.

welche er für den Titularkönig Hugo von Cypern und Jerusalem, der um jene Zeit Senator und Capitano von Rom war, auf Bitten des Donninus von Parma, der in dessen Diensten stand, und als Boccaccio später in Ravenna weilte, auf fernere Mahnung des Becchino Bellincioni, verfaßte. Der Reichthum an Kenntnissen, den der Verfasser in diesem umfangreichen Werke niedergelegt hat, ist für jene Zeit und bei der geringen Bekanntschaft mit griechischer Literatur wahrhaft erstaunenswerth, und bleibt es nicht minder, wenn man sich auch daran erinnert, daß die schon von Paolo da Perugia (der auch den oft angeführten Pseudo-Theodontius zu verantworten hat) gesammelten Materialien benutzt werden konnten. Geschrieben scheint das Buch zu Anfang des siebenten Jahrzehnds in jenem Jahrhundert, da in der Schlußschrift Bellincioni, von dem nach Manni[1]) bis in jenes Decennium Nachrichten vorhanden sind, als lebend genannt wird. Indeß hielt der Verfasser jahrelang mit seiner Arbeit an sich, und nach einem ungedruckten Briefe, von dem Baldelli[2]) berichtet, wurde sie erst im Winter 1372 auf 1373 bekannt. Das Buch hat eine außerordentliche Verbreitung genossen und wurde noch im 16. und 17. Jahrhundert sowol im Original als in Betussi's italienischer Uebersetzung häufig gedruckt.

Eine Art Anhang zu der „Genealogie der Götter" bildet das Büchlein „De montibus, sylvis, fontibus, fluminibus, stagnis, seu paludibus et de diversis nominibus maris", in dem nach alphabetischer Ordnung über die in dem größern Werke vorkommenden geographischen Bezeichnungen Auskunft ertheilt wird.

Die Schrift „De claris mulieribus"[3]) handelt nicht nur von den berühmten, sondern auch von den berüchtigten

---

1) S. 69.
2) S. 285—286.
3) Baldelli, S. 179—182.

Frauen, und macht es sich zum Geschäft, die übeln Lehren, welche Boccaccio in seinen frühern Werken den Frauen ertheilt hatte, durch bessere zu ersetzen.

Verwandt damit ist das Buch „De casibus virorum et foeminarum illustrium" [1]), welches von den Unglücksfällen handelt, welche berühmte Personen erlitten, und dadurch Petrarca's bekannte Schrift „De viris illustribus" gewissermaßen ergänzt. Beide Schriften sandte er im Jahre 1374 an Mainardo Cavalcanti; in beiden kommt die Geschichte der Päpstin Johanna vor, und gewiß mit Unrecht ist sie neuerdings für ein späteres Einschiebsel gehalten. [2])

Der Werth der sechzehn Eklogen [3]) Boccaccio's, über deren Inhalt größtentheils schon oben berichtet ward, ist seltsam überschätzt worden. Wir würden wenig von ihnen verstehen können, hätte der Dichter sie nicht in dem Briefe an Martino da Signa selbst erläutert.

Das „Compendium romanae historiae", das Boccaccio beigelegt ist, könnte leicht der von Ciampi aufgefundene Auszug aus der Geschichte des Paulinus Venetus sein. [4])

Von dem „Dekameron", als dem Hauptgegenstande unserer Aufgabe, zu handeln, haben wir, mit Beiseitesetzung der historischen Reihenfolge, bis zum Schlusse dieser Untersuchung verspart.

Unsicher ist zunächst die Zeit der Entstehung. Das Werk beginnt mit der beredten und schwerlich je zu viel gepriesenen Schilderung der Pest, die nach Matteo Vil-

1) Baldelli, S. 182—184.
2) Ciampi, Monum., S. 529.
3) Baldelli, S. 184—185.
4) Ciampi, a. a. O., S. 4 fg.

lani [1]) vom April bis zum September 1348 ungefähr drei Fünftel der Bevölkerung von Florenz hinwegraffte. Jedenfalls also muß es später geschrieben sein. Aus einer Stelle des „Commentars zur Göttlichen Komödie" (Gesang VI, Moutier'sche Ausg., S. 105) ergibt sich, daß Boccaccio beim Ausbruch der Pest nicht in Florenz war. Vermuthlich kam er mit Ludwig von Tarent während die Seuche noch anhielt dorthin, und sammelte die Eindrücke, die er wenigstens zum Theil als Augenzeuge schildert (S. 7 der Einleitung in gegenwärtiger Uebersetzung). Ferner erhellt aus der Einleitung des vierten Tags, daß die drei ersten Giornaten damals schon selbständig verbreitet und Gegenstand ungünstiger Beurtheilung geworden waren. [2]) Man möchte vermuthen, daß die übrigen sieben Tage ebenfalls in zwei Hälften (etwa Tag vier bis sieben, und Tag acht bis zehn) in Umlauf gesetzt seien; doch findet sich davon keine Spur. Am Schluß des ganzen Buchs (S. 302) nennt Boccaccio seine Arbeit eine langwierige; es ist also nicht zu bezweifeln, daß das „Dekameron" erst mehrere Jahre nach 1348 vollendet sein kann. Die neuern Schriftsteller nehmen das Jahr 1353 an und citiren Salviati [3]) dafür als Gewährsmann; dieser sagt aber nur, wenn es anders wahr sei, daß das Dekameron im Jahre 1353 vollendet worden, sei der Brief an Pino dei Rossi um sieben bis acht Jahre jünger. So bleibt denn jene Angabe nur eine annähernde. Ein ebenfalls nur hypothetisches, jedoch übereinstimmendes Ergebniß gewährt die S. LIX in Betreff des „Corbaccio"

---

1) „Cronica", I, 2.

2) Ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß Boccaccio diese drei Giornaten dem Francesco dei Bardi mit dem S. XXIV erwähnten Briefe schon 1349 zusandte. Das übersandte Buch nennt Boccaccio in dem Briefe ausdrücklich ein heiteres und leichtes, das den Empfänger nach ernstern Geschäften zerstreuen sollte.

3) Avvertimenti della lingua, II, 12.

gemachte Bemerkung, der zufolge, wenn anders Baldelli diese kleine Schrift mit Recht in das Jahr 1355 setzt, das „Dekameron" früher beendet sein muß.

Als Anlaß der Arbeit erwähnt Boccaccio in dem Briefe an Mainardo Cavalcanti [1]), er habe majore coactus imperio geschrieben. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist an einen Befehl der Königin Johanna zu denken, an deren Hofe die Mehrzahl dieser Geschichten vermuthlich schon früher erzählt worden war.

Die sieben Mädchen und die drei Jünglinge, die der Pest entfliehend in anmuthig ländlicher Einsamkeit sich diese hundert Geschichten erzählen, als historische Personen zu ermitteln, ist mehrfach versucht worden; entschieden aber wol mit Unrecht. Allerdings kommt ein Theil dieser fingirten Namen schon in Boccaccio's frühern Schriften vor („Fiammetta", „Pamfilo", „Filostrato", „Dioneo"); aber schon in diesen wechselte der Verfasser mit der ihnen beigelegten Bedeutung, wie er denn sich selber bald Pamfilo, bald Dioneo u. s. w. nennt, während umgekehrt in der „Theseide" Pamfilo der Name eines Dieners ist. Ueberhaupt dürfte nur der Charakter des Dioneo als ein fest ausgeprägter zu erkennen sein. Sowie aber Boccaccio die im „Dekameron" redenden Personen bereits in frühern Schriften uns theilweise vorgeführt hat, so ist auch die ganze Anlage, unter den Genossen eines heitern Kreises wechselnder, ein gemeinsames Ziel verfolgender Erzählungen von dem Verfasser schon im „Filocopo" und „Ameto", obwol mit unvollkommenem Erfolg, versucht worden. Einzelne Geschichten sind sogar, wie bereits hervorgehoben ward, dem „Filocopo" mit dem „Dekameron" gemeinsam.

Wenn in den meisterhaften Naturschilderungen, die wie ein reich geschmückter Rahmen zwischen den Erzählungen zu Anfang und zu Ende der einzelnen Tage sich hinziehen,

---

1) Tiraboschi, Storia della letteratura italiana Ed. Molini, (Florenz 1807), V, 560.

der heitere Charakter des Florenz zunächst umgebenden Hügellandes nicht zu verkennen ist, so haben die Bewohner jenes glücklichen Thals es auch an sorgsamen Untersuchungen nicht fehlen lassen, um die geschilderten Scenen in der Wirklichkeit speciell nachzuweisen. Außerhalb der Porta a Pinti, kaum zwei Miglien von der Stadt entfernt, liegt der Poggio Gherardi, der vermuthliche Schauplatz der zwei ersten Giornaten (vier Tage, Mittwoch bis Sonnabend). Wer dagegen von dem San-Gallothor ausgehend den Weg nach Fiesole einschlägt, trifft kurze Zeit, nachdem er aus dem Mugnonethal aufzusteigen begonnen, in der Gegend, wo links im Thal die Badia sichtbar wird, auf einem Vorhügel behaglich ausgebreitet, über bedeutenden Substructionen eine palastähnliche Villa. Dies ist die Villa Schifanoja, oder Tre visi, nach ihren Besitzern Villa Palmieri genannt [1]), wohin die heitere Gesellschaft, wie die Einleitung der dritten Giornata schildert, am Montag morgens zog, und wo sie volle zehn Tage (bis zum Mittwoch morgens) verweilte. Dort endlich, wo dem fiesolaner Berge gegenüber der Affrico in die Thalebne mündet (unter dem Claustro della Doccia), erkennt man das am Schlusse der sechsten Giornata so anmuthig beschriebene Frauenthal. [2])

In Handschriften und Ausgaben trägt das Werk einen doppelten Titel an der Spitze: „Dekameron", von der Zahl der Tage, an deren jedem zehn Geschichten erzählt werden, und „principe Galeotto". Auch bei Dante (Inf., V, 137) kommt das Wort Galeotto in dem Sinne von Kuppler vor; offenbar weil in der Geschichte des Lancelot vom See Galealt es ist, auf dessen Bitte die Königin Ginevra dem Lancelot ihre Liebe zugewendet und ihn küßt. Vermuthlich also wählte Boccaccio diesen Beinamen

---

1) Vgl. die nicht sehr getreue Abbildung bei Baldelli zu S. 75.

2) Vgl. die Abbildung bei Baldelli, zu S. 284.

seines Werks, um anzudeuten, er sehe voraus, daß ebenso wie Paolo Malatesta, als er mit Francesca von Rimini die Schilderung der Liebe von Lancelot und Ginevra las, den Muth gewann, seine Francesca, obwol zitternd, zu küssen, auch in Zukunft das „Dekameron" noch häufig schüchterne Liebeswünsche werde zur kecken That werden lassen. — Anscheinend im Widerspruch mit einem solchen Titel, sogar einem doppelten, steht es, wenn Boccaccio im Eingang der vierten Giornata sagt, er habe das Buch senza titolo (ohne weitere Bezeichnung) geschrieben, und es hat daher nicht an solchen gefehlt, welche Dekameron und principe Galeotto für willkürliche Zusätze der Abschreiber gehalten haben. [1]) Die Deputati meinen, das senza titolo solle nur so viel heißen, als: der Verfasser habe dem Buche seinen Namen nicht vorangestellt, und dem pflichtet Fiacchi [2]) bei. Da indeß Boccaccio am Ende der „Genalogie der Götter", nachdem er von der Zueignung des Buchs an den König Hugo von Cypern gesprochen hat, sagt: „Stant et alia opuscula, ex quibus nullum est ullo hujusmodi titulo insignitum, praeter bucolicum carmen, quod ut sibi intitularem petiit Donatus Apenninigena", so hat Salviati [3]) nebst andern daraus geschlossen: senza titolo solle nur so viel heißen, als niemand dedicirt. Zur Unterstützung dieser Ansicht ist noch zu erwähnen, daß in der „Vita di Dante" Boccaccio intitolare für dediciren gebraucht. — In dem „Commentar zur Göttlichen Komödie" (Inf, IV., 90) sagt Boccaccio, eine Schrift des Ovid werde von einigen liber Amorum und von andern Sine titulo genannt (wie denn in der That alte Ausgaben der „Amores", z. B. Rom, 1471, „De sine titulo" überschrieben sind), auch ließen beide Na-

---

1) Fiacchi, Osservazioni sul Decamerone (Florenz 1821), S. 73.

2) a. a. O., S. 68.

3) Avvertimenti, I, 13.

men sich rechtfertigen: *sine titulo*, perciocchè d'alcuna materia continuata, dalla quale si possa intitolare, non favella; ma alquanti versi d'una, ed alquanti d'un' ultra, e così possiam dir di pezzi, dicendo procede. Aus dieser Stelle hat Dionisi[1]) mit vieler Wahrscheinlichkeit geschlossen, senza titulo solle so viel heißen, als mannichfaltigen Inhalts. — In dem früher (S. XIX) erwähnten Briefe an einen Miles Mavortis sagt Boccaccio (wenn jener Brief anders echt ist), er sei von Unwissenheit umnachtet, roh, träge und ungestaltet sine titulo vivens; was kaum anders verstanden werden kann, als, ohne einen bestimmten höhern Zweck zu verfolgen. Hierdurch scheint Dionisi's Ansicht, der auch Colombo beigetreten ist, bestätigt zu werden, daß der Verfasser mit jener Bezeichnung nur habe sagen wollen, die hundert Geschichten des „Dekameron" seien, wie zufällig, ohne eine gemeinsame Aufgabe zu verfolgen, aneinandergereiht. — Verschweigen will ich indeß nicht, daß ich, besonders auf Anlaß einer zweiten Stelle des Dante-Commentars (Inf., IV, in f., S. 332 der Moutier'schen Ausgabe) vorübergehend daran gedacht habe, Boccaccio möge Amores und sine titulo für synonym gehalten und sein Werk statt: Buch der Liebesgeschichten, als Euphemismus mit senza titolo bezeichnet haben.

Von dem Eingange des „Dekameron", von der berühmten Beschreibung der florentiner Pest, hat man oft behauptet, daß er im wesentlichen aus frühern Schriftstellern entlehnt sei. Namentlich ist in dieser Hinsicht Thucydides genannt worden. Daß in jeder Schilderung einer Pestseuche ähnliche Scenen wiederkehren müssen, versteht sich von selbst, und eine solche Verwandtschaft kann gewiß nicht für einen Beweis der Nachahmung gelten. In der That ist aber die Anlage des ganzen Gemäldes bei Thucydides und bei Boccaccio so durchaus verschieden

1) Blandimenti funebri, S. 99—100.

(wie denn namentlich die psychologische Seite bei dem Italiener unverhältnißmäßig mehr hervortritt als bei dem Griechen), ja selbst die Krankheitsphänomene, die beide Schriftsteller schildern, sind so unähnlich, daß man versucht wird, zu zweifeln, ob die jene Nachahmung behaupten wirklich die Geschichte des peloponnesischen Kriegs gelesen haben. Mir ist es im ganzen nur bei drei Stellen gelungen, eine gewisse Aehnlichkeit zu entdecken: Thucyd., II, 50 mit den Worten der Einleitung (S. 6): „Dabei schien es, als ob zur Heilung“ u. s. w.; ferner die zweite Hälfte des 51. Kapitels mit den Worten der Einleitung (S. 7): „Diese Seuche gewann“ u. s. w. und (S. 10): „Obgleich nun“ u. s. w.; endlich das Kapitel 53 mit S. 8 der Einleitung: „Andere aber waren der entgegengesetzten Meinung“ u. s. w. Nicht nur sind aber alle diese Parallelen sehr entfernte und offenbar zufällige, sondern es kann als unzweifelhaft gelten, daß Boccaccio den Thucydides überall nicht gekannt hat. — Bekanntlich ahmte Lucrez am Ende seines sechsten Buchs den attischen Geschichtschreiber nach, nicht ohne jedoch einzelne Züge und Ausschmückungen hinzuzufügen. In den letzten siebzig Versen des Römers finden sich nun allerdings kleine Einzelheiten, die es mir nicht unglaublich machen, daß Boccaccio ihn gekannt und im Gedanken gehabt habe.

Aehnlicher Streit ist über die Originalität der einzelnen Novellen geführt worden. Seltsam genug sehen wir aus der Einleitung zur vierten Giornata und aus Boccaccio's Schlußschrift, daß man beim ersten Erscheinen des Buches dem Verfasser zum Vorwurf machte, jene Geschichten seien nicht wahrhafte, sondern von ihm erfundene oder doch umgestaltete; während man neuerdings ihn deshalb getadelt hat, daß er den Inhalt seiner Erzählungen nicht selbst erfunden, sondern frühern Quellen entlehnt habe. So interessant es nun sein kann, eine vielverbreitete Geschichte durch alle die Umbildungen zu verfolgen, die sie von Land zu Land und von einem zum andern

Jahrhundert im Munde der sie Wiederholenden erfährt, so hätte auf eine solche Uebertragung doch niemals ein Tadel gegründet werden sollen. Unter den unzählbaren Sammlern von Erzählungen, die seit dem ersten Beginn der Literatur und in allen Welttheilen ihre Leser ergötzt haben, macht schwerlich einer darauf Anspruch, den ganzen Vorrath seiner Geschichten selbst erfunden zu haben. Gerade die Erzählung geht ihrem Wesen nach von Mund zu Munde und wächst und vervollständigt sich bei fortschreitender Ueberlieferung. Wer alsdann die Begebenheiten zuerst zu einem wohl zusammenhängenden und abgeschlossenen Ganzen gerundet hat, wer der ursprünglich dürftigen Anekdote lebensfrische Gestalten als Träger untergelegt und sie mit wohlthuender, angemessener Rede bekleidet hat, der gilt mit vollem Recht als Eigenthümer.

Es ist aber nicht einmal wahr, daß Boccaccio einen beträchtlichen Theil seines Materials aus frühern Erzählungen entlehnt habe. Soll von einer Novelle nicht schon um deswillen fremder Ursprung behauptet werden, weil dieser oder jener in sie verwobene einzelne Zug auch anderwärts vorkommt (z. B. die Kriegslist mit der engen Kerbe der Pfeile, in der zweiten Geschichte des fünften Tages, bei Boso da Gubbio oder Giovanni Villani, VIII, 35), so ist die Zahl derjenigen, die in das „Dekameron" aus andern Quellen übertragen sind, gering. Der Ursprung einiger Geschichten läßt sich bis in den Orient, ja bis nach Indien verfolgen; natürlich waren sie indeß an Boccaccio nicht nur aus der zweiten Hand, sondern durch eine ganze Kette von Vermittelungen gekommen. Häufig ist sogar dieselbe, ursprünglich orientalische, Geschichte auf mehr als einem Wege nach dem Westen gedrungen, sodaß es in solchem Falle schwer sein kann, zu entscheiden, in welcher Gestalt sie zu Boccaccio's Kunde gelangte.

Wenigstens von einer Novelle (VII, 8) finden sich die Grundzüge schon in dem sanskritischen „Pantschatantra" oder

dem Auszuge daraus: „Hitôpadesa". Bekanntlich wurde diese Fabelsammlung unter dem Namen des Bidpai schon frühe ins Persische, und aus diesem bald darauf unter dem Titel „Kalilah va Dimnah" ins Arabische übersetzt. Sowol die griechische Uebersetzung des Simeon Sethus aus dem letztern (1100), als die lateinische Version, welche Johannes von Capua 1262 nach einer hebräischen Uebersetzung des indischen Originals (vom Rabbi Joel) machte, waren im Occident verbreitet. Auch war die spanische Bearbeitung des arabischen Textes (1251) ins Italienische übertragen und Stücke daraus, wie namentlich das hier in Rede stehende, in französischen Fabliaux bearbeitet.[1])

Eine andere Novelle derselben Giornata (die sechste) stammt aus dem „Dolopathos" des sogenannten Syntipas, der wieder durch syrische Vermittelung aus Indien gebracht ist. Syntipas ist aber bekanntlich die Quelle des weit verbreiteten Buches von den „Sieben weisen Meistern", das nach der ersten lateinischen Bearbeitung von Dam Jehans de Hauteselve als Volksbuch fast in alle neuern Sprachen überging[2]), obwol gerade diese Geschichte in den occidentalischen Bearbeitungen der „Sieben weisen Meister" fehlt.[3]) Dagegen steht sie in der „Disciplina clericalis" des Petrus Alphonsi[4]), der, wie wir wissen, fast ausschließlich aus morgenländischen Quellen schöpfte, und dessen Buch in der altfranzösischen Uebersetzung „Chastoiement d'un père à son fils"[5]) im Westen weit verbreitet war.

---

1) Görres, Teutsche Volksbücher, S. 163—73. Val. Schmidt, Anmerk. zum Straparola, S. 308. Rosenkranz, Allgemeine Geschichte der Poesie, I, 72—74. Edéléstand du Méril, Histoire de la poésie Scandinave, S. 354. Göttinger gelehrte Anzeigen von 1830, S. 1700—720, von 1843, S. 721.

2) Görres, a. a. O., S. 154—63.

3) Val. Schmidt, zu Petrus Alphonsi, S. 127 u. 128.

4) Ausg. von Schmidt, S. 49—50.

5) Val. Schmidt, a. a. O., S. 17—24.

Aus eben diesem Werke scheint eine zweite Novelle (VII, 4) entlehnt [1]), wenn Boccaccio sie nicht unmittelbar aus den „Sieben weisen Meistern" genommen hat. [2]) Endlich findet sich noch eine dritte Geschichte von orientalischem Ursprunge (X, 8) bei Petrus Alphonsi [3]) wieder; doch konnte Boccaccio sie ebensowol auch aus den „Gesta Romanorum" entlehnt haben. [4])

Aus den „Gesta Romanorum" können noch zwei andere Novellen geschöpft sein, nämlich I, 3, und X, 1. Die erste [5]) indeß (von drei Ringen) findet sich schon bei zwei ältern Italienern: dem „Avventuroso Ciciliano" des Bosone da Gubbio [6]) und dem sogenannten „Novellino" [7]) oder „Cento novelle antiche" aus dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts [8]), die zweite dagegen, oder wenigstens ihr einigermaßen Verwandtes außer in den „Gesta Romanorum" (Kap. 109) noch in des Johannes Damascenus vielverbreiteter Geschichte von „Barlaam und Josaphat", und in dem „Speculum historiale" des Vincentius Bellovacensis. [9])

Ebenfalls im „Barlaam und Josaphat" findet sich die kleine, in die Einleitung der vierten Giornata verwobene Geschichte [10]), welche aber auch in den „Cento novelle antiche" wiederkehrt (Nov. 14); Vincentius Bellovacensis

---

1) Ausg. von Schmidt, S. 54, 55.

2) Vgl. Schmidt, S. 135. 136.

3) S. 36—38. Vergl. S. 98—101 und Val. Schmidt, Beiträge, S. 110—112. Gräße, Märchen und Legendenbuch, II, 277.

4) Die Aehnlichkeit zwischen VIII, 10, und Kap. 16 der Disciplina ist nur eine ganz entfernte.

5) Gesta Romanorum, übersetzt von Gräße, Kap. 89.

6) Ausg. von Nott, S. 347.

7) Novelle 73 der mailänder Ausg. von 1825.

8) Vergl. Lami, Appendice all' illustrazione istorica del Mann. (Mailand 1820), S. 12, 13.

9) Val. Schmidt, Beiträge, S. 100—102.

10) Derselbe, S. 27—29.

dagegen bietet noch (aus der Chronik des Helinandus) die als achte Novelle, in dem fünften Tage aufgenommene Erzählung. [1])

Von allen diesen Geschichten unzweifelhaften, oder mehr oder weniger wahrscheinlichen orientalischen Ursprungs hat die Vermittelung, durch welche sie an Boccaccio gelangt sein mögen, nachgewiesen werden können. Anders verhält es sich mit X, 5 (die schon im „Filocopo" vorkommt), für welche Du Méril [2]) indische, und VI, 4, und X, 3, für welche Schmidt [3]) arabische [4]), sowie VII, 9, für die er persische Abkunft nachgewiesen. [5])

Zwei Geschichten (V, 10, und X, 2) stammen, wahrscheinlich unmittelbar, aus Apulejus.

Dem bereits erwähnten Avventuroso Ciciliano (1311) ist ferner die zweite Geschichte des ersten Tages entlehnt [6]), während sich für X, 9, nicht füglich das Gleiche mit Lami [7]) behaupten läßt.

In den gleichfalls schon genannten „Novelle antiche" (Nov. 51) findet sich die Quelle von I, 9, und am Schluß der letzten Geschichte jenes Büchleins steht der zweiten Geschichte des dritten Tages Verwandtes.

Den französischen Quellen haben französische Schriftsteller, wie Ginguené [8]) mit ehrenwerther Aufrichtigkeit anerkennt, viel zu großes Gewicht beigelegt. Außer IV, 9, welcher Novelle die provençalische Biographie des Guillem von Cabestaing, die auch in Lais bearbeitet wurde, zum

---

1) Val. Schmidt, Beiträge, 44—60.
2) a. a. O., S. 358; vergl. Schmidt, Beiträge, S. 108.
3) Beiträge, S. 63, 103.
4) Irrig zählt Du Méril auch VI, 1 hierher.
5) a. a. O., S. 81—82. Nach Du Méril, S. 354 u. 55, kommt die Geschichte auch in einem Fabliau vor.
6) Ausg. von Nott, S. 349.
7) a. a. O., S. 14.
8) Storia della lett. ital., III, 274—278.

Grunde liegt[1]), und außer V, 4, die aus „Marie de France"[2]) stammt, lassen sich nach Du Méril nur III, 8; VII, 7; VIII, 1; VIII, 4; IX, 6, und IX, 10 (einigermaßen auch VI, 5) auf Fabliaux zurückführen. In welcher Gestalt dagegen die Geschichte der Griseldis (X, 10) in Frankreich verbreitet gewesen, bleibt auch nach den Mittheilungen von Du Méril noch zweifelhaft. — Bretonischen Ursprungs wäre nach Val. Schmidt[3]) die fünfte Geschichte des zehnten Tags.

Gewiß die Mehrzahl von Boccaccio's Novellen gründet sich, wie großentheils schon die lokale Färbung anzeigt, auf unmittelbare Ueberlieferungen, und wenigstens von IV, 6, ist die geschichtliche Wahrheit durch Manni[4]) nachgewiesen. Mehrere dieser einheimisch italienischen Geschichten führen bis auf die der florentiner Pest unmittelbar vorhergehende Zeit herab: so z. B. die den Calandrino betreffenden und die zehnte des achten Tags.

Die Forschungen über die Quellen des „Dekameron" sind von Manni, Lami, Valentin Schmidt und Edélestand du Méril in den mehrfach erwähnten Schriften mit vielem Fleiß angestellt; doch sind die Materialien ohne Zweifel noch lange nicht in gehörigem Umfange zugänglich und durchforscht, um die Untersuchung für beendigt halten zu können. Alle diese Schriftsteller haben zwei andere Aufgaben mit der von uns ausschließlich berücksichtigten verbunden: nämlich die Erläuterung der im „Dekameron" enthaltenen historischen Anspielungen und die Angabe der Schriftsteller, welche jene Geschichten später benutzt und umgearbeitet haben. Die erste dieser Aufgaben ist indeß nur als eine von den mehreren zu betrachten, welche ein (leider noch nicht geschriebener)

1) Diez, Leben und Werke der Troubadours, S. 77—90.
2) Oeuvres, I, 14 393.
3) Beiträge, S. 106—107.
4) Istoria, S. 293.

Commentar unserer Novellensammlung zu verfolgen hätte, und die zweite ist nur durch ein gewisses Interesse der Curiosität mit dem „Dekameron" verknüpft.

Sinnreiche Einfälle und anziehende Geschichten sich erzählen zu lassen, war von jeher eine Lieblingsunterhaltung der Müßigen. Die Schachs im Osten, die Signori im Westen hielten sich dazu eigene Erzähler, die im romanischen Mittelalter Jongleurs, giullari, uomini di corte heißen. Das niedere Volk kauert noch heute dort um das nächtliche Feuer der Wüste, hier auf den Lavafliesen des Molo von Neapel, um den Geschichten seiner Rhapsoden zu lauschen. Ursprünglich genügte eine trocken erzählte Anekdote, am liebsten auf bekannte, im Munde des Volkes lebende Personen bezogen. Bald knüpft sich an das bemerkenswerthe Ereigniß eine moralische Betrachtung, eine Lebensregel; die Geschichten werden zu belehrenden Beispielen. So schon im Orient und in den „Sieben weisen Meistern", noch mehr aber in den allegorisch ausgedeuteten „Gesta Romanorum" und in der „Disciplina clericalis" des Petrus Alphonsi. Noch später wird die bloße Begebenheit zur Novelle, d. h. zum Kunstwerk, in dem wir nicht nur ein Bruchstück des Lebens in scharf gezeichneten Zügen wiedergegeben, sondern zugleich eine Ansicht, eine kecke Behauptung, vielleicht eine Grille des Verfassers durch Handlungen oder durch Worte verfochten sehen. Dieser letzte Schritt ist es nun, den in dem weiten Gebiete der Literatur zuerst Boccaccio gethan hat, und von ihm aus hat die moderne Novelle, bis auf die äußerste Höhe, die sie in Tieck erreicht, ihren weitern Weg genommen. Um zu ermessen, ein wie gewaltiger dieser Schritt war, genügt es, eine der Erzählungen, deren Quellen vor Boccaccio wir nachgewiesen, in dieser ältern Gestalt mit derjenigen zu vergleichen, die sie im „Dekameron" gewonnen. Dort haben wir eine mehr oder minder gut erzählte Anekdote, hier ein abgerundetes Kunstwerk, in dem alle Theile wohl berechnet zu dem Gedanken hin-

leiten, für den das Ganze ein Ausdruck sein sollte. Die weise Oekonomie der erzählten Thatsachen und ihre treffliche Gruppirung erweckt unsere um so größere Bewunderung, je vertrauter wir mit dem Autor werden, und je mehr wir ihn mit der breiten Redseligkeit und den zerstreuenden Detailschilderungen der modernen vergleichen. Meisterhaft ist die dramatische Wahrheit der Reden fast aller im „Dekameron" auftretenden Personen, wie sie in diesem Grade schwerlich einem der spätern italienischen Novellisten gelungen ist. Die köstliche Dummheit eines Calandrino, oder Ferondo, das frömmelnde Gewäsch des Bruder Puccio, die eitle Einfalt der Madonna Lisetta, die klösterliche Bornirtheit der Nonnen des Masetto, die Prahlereien der Madonna Fiordaliso und die edelmüthigen Phrasen der Jancofiore, die verschiedenen Abstufungen heuchlerischer Salbung in Chapelet, Rusticus, Bruder Alberto und Bruder Cipolla, die pedantische Jämmerlichkeit des Ricciardo da Chinzica und Messer Simone sind alle mit wahrhaft wunderbarer Menschenkenntniß und mit einer Herrschaft über die Sprache gezeichnet, wie sie seit Boccaccio keinem zweiten in Italien zu Gebote gestanden. An andern Stellen, wie im Tedaldo, im Gentil de' Carisendi, oder in Titus und Gisippus, erhebt sich die Sprache zu wahrhaft rednerischem Schwunge; obwol auch nicht gerade selten das Bestreben nach Wohlredenheit, wie in des Verfassers frühern Schriften, in falsche Rhetorik ausartet, und einigemal sogar die kunstreich verschlungenen Perioden, in ihre eigenen Verwickelungen gefangen, den Weg nicht mehr zum Ziele zu finden wissen. Häufiger noch zeigt es sich, daß die flüchtig weiter eilende Feder ein Wort, auf dem die frühern Theile des Satzes zu ruhen bestimmt waren, einzufügen vergessen, oder daß sie ein anderes, welches zuvor schon seinen Platz gefunden, zum Ueberflusse wiederholt. [1])

1) Vergl. überhaupt Fr. v. Schlegel, Werke, IX, 21, 22, 32 fg.

Wenn im Obigen versucht ist, das „Dekameron" nach seinen eigentlichen Verdiensten zu bezeichnen, so darf nicht verschwiegen werden, daß es keineswegs ausschließlich, ja nicht einmal vorzugsweise diese sind, um derentwillen man sich gewöhnt hat, die hundert Novellen des Boccaccio als eines der bedeutendsten Werke der italienischen Literatur zu bezeichnen. Drei Eigenschaften sind es hauptsächlich, welchen das „Dekameron" seine fast beispiellose Verbreitung zu verdanken hat: seine Wichtigkeit für Constituirung des italienischen Sprachkanon, die heftigen Invectiven gegen die Geistlichen, besonders gegen die Mönche, und die nicht unbedeutende Zahl schlüpfriger Geschichten, die es enthält.

In der ersten Beziehung haben schon andere, namentlich Foscolo[1]), es arge Verkehrtheit genannt, wenn im 16. Jahrhundert der Municipalpatriotismus der Florentiner und die Pedanterei einiger Grammatikenschreiber die gesammte italienische Prosa unter das Joch des ausschließenden Wortvorraths und der allein mustergebenden Redeweisen des „Dekameron" zu zwängen versuchten, sodaß der ernste Geschichtschreiber, oder der öffentliche Redner von Calandrino und Ferondo die Sprache borgen sollten. Jene Fesseln können in Italien jetzt als in weiterm Umfange gesprengt gelten, sodaß ausführlicher davon zu reden unnöthig, für den Ausländer sogar vielleicht ungeziemend wäre.

Die Geiselhiebe dagegen, mit denen die keck gewordene Novelle unter Boccaccio's Händen den Klerus jener Zeit überschüttet, sind auf der einen Seite dem „Dekameron" zur Quelle ausschweifenden Lobes geworden und haben ihm auf der andern die gefährlichsten Verfolgungen zugezogen. Inmitten des protestantischen Deutschland wird es schwerlich einer Rechtfertigung dieser Angriffe auf

---

1) In dem „Discorso sul testo del Decamerone" vor der Pickering'schen Ausgabe, besonders S. XIX fg. u. S. LXXVII fg.

die im spätern Mittelalter vielfach tief gesunkene Geistlichkeit bedürfen. Wie sehr sie entartet war, weiß, wer immer auch nur mit einzelnen der wahrheitliebenden, edlern Schriftsteller jener Zeit genauer bekannt ist. Ein italienischer Geistlicher des vorigen Jahrhunderts hat selber die Mühe übernommen, nachzuweisen, wie genau Boccaccio's Beschuldigungen mit anderweitigen Zeugnissen zusammentreffen.[1]) Also dachte die Kirche aber nicht um die Zeit der Reactionen, welche durch die Reformation hervorgerufen waren. Die Väter des Concils zu Trento hielten dafür, daß schwere Beschuldigungen gegen die Geistlichkeit, begründet oder nicht, indem sie dieser die Achtung des Volkes raubten, zugleich dem Glauben selbst Gefahr brächten, und sie nahmen das „Dekameron" in die Zahl der verbotenen Bücher auf, jedoch mit dem beschränkenden Beisatz: bis es werde gereinigt sein (Boccatii Decades, sive novellae centum, quamdiu expurgatae non prodierint). Durch dies Verbot geriethen diejenigen in eigene Verlegenheit, die in dem obenangedeuteten Sinne die Gesetze der italienischen Sprache festzustellen bemüht waren: nur aus einem Buche sollte der zu verwendende Wortschatz geschöpft, nur die Schreibart dieses einen nachgeahmt werden; dies eine aber durfte niemand lesen, wenn er nicht den Strafen der Inquisition verfallen wollte. Die florentiner Sprachforscher, welche eben damals ihr berühmtes Wörterbuch vorzubereiten anfingen, erwirkten das Fürwort des Großherzogs Cosmus zuerst bei Pius V. und dann bei dem etwas weniger strengen Gregor XIII. Die Sache wurde mit einer diplomatischen Wichtigkeit betrieben, die sich bei einem Buche leichtfertiger Geschichten fast komisch ausnimmt. Der Magister sacri palatii sandte 1571 ein Exemplar des „Dekameron" von

---

1) Giovanni Bottari, Lezioni sopra il Decamerone (2 Bde. Florenz 1818).

Rom nach Florenz, in dem alle Stellen bemerkt waren, welche ausgemerzt oder umgestaltet werden müßten. In Florenz ernannte der Großherzog auf Vorschlag der Akademie, welche später den Namen der Crusca annahm, eine Deputation, bestehend aus Vincenzo Borghini, Antonio Benivieni, Agnolo Guicciardini und Bastiano Antinori. Alle Stellen, in denen auf Geistliche ein ungünstiges Licht fiele, sollten getilgt, oder dadurch unschädlich gemacht werden, daß die Mönche in Kaufleute, Soldaten, Zauberer, die Nonnen in ledige Mädchen verwandelt würden und dergleichen. Es ist unglaublich, welche Albernheiten in solcher Weise zu Stande gekommen sind. So ist z. B. in der zehnten Geschichte des dritten Tages alles gestrichen, was auf die Worte: „und richtete an ihn dieselbe Frage, die sie schon an die andern gethan hatte" bis: „geschah es, daß in Capsa ein Feuer auskam", folgt, wodurch denn die Geschichte in der That eine mehr als orientalische Einfachheit erhalten hat. Der Magister sacri palatii, mit dem verhandelt werden mußte, war ein Spanier, namens Thomas Manrique, und des Italienischen nicht allzu kundig, so fand er denn mitunter Scrupel, wo auch nicht der kleinste Grund dazu vorlag.[1]) Besonderes Bedenken erweckte die sechste Geschichte des ersten Tages; sie hatte keinen Sinn, wenn man den Mönchen andere Personen unterstellte. So mußte sie denn wegbleiben, und es wurde ernsthaft darüber verhandelt, ob man nicht neunundneunzig Geschichten füglich als hundert bezeichnen könne. Wohl zu bemerken ist aber, daß bei diesem ganzen, seltsamen Unternehmen die Sittlichkeit auch nicht im mindesten in Betracht kam. Die Schilderungen der Unkeuschheit und des

---

1) Z. B. wollte er den Ausdruck „bellezze eterne del cielo" gestrichen wissen, weil der Himmel nicht von Ewigkeit her, sondern geschaffen sei; er verwechselte also eterno und perpetuo

Ehebruchs ließ Monsignor Manrique unangefochten, nur Mönche sollten es nicht sein, welche darin handelten. — So entstand die Ausgabe der Deputati (Florenz, Giunti, 1573). Weder dem einen, noch dem andern Theile genügte indeß diese Säuberung. Die Sprachfreunde und diejenigen, welche das „Dekameron" zu ihrem Ergötzen lasen, vermißten viele der schönsten Stellen; die römischen Rigoristen dagegen fanden, daß immer noch viel zu viel mit durchgeschlüpft sei. Diesen letztern Antrieben gehorsam, unternahm der berüchtigte Widersacher Tasso's, Cavalier Salviati, eine neue, noch viel willkürlichere Umarbeitung, die mit dem vollen Beifalle Roms 1582 in zwei Auflagen erschien, aber allgemein als unberufene Verunstaltung des „Dekameron" verworfen ward. Ungefähr in dem gleichen Sinne und mit noch minderm Beifall verfuhr Luigi Grotto, der sogenannte Cieco d'Adria (Venedig, Zoppini 1588). Fast ein Jahrhundert lang erschien keine unverstümmelte Ausgabe des „Dekameron"; dann wagte man sich, zuerst in Holland und England, mit einzelnen Abdrücken hervor; noch später setzte man in Italien selbst sich über das Verbot hinweg, und gegenwärtig liefert jedes Jahr ein ganzes oder halbes Dutzend Ausgaben unter den Augen der Kirche, welche zu dem Misbrauche, den sie nicht mehr zu hindern vermag, ein Auge zudrückt.

Die schlüpfrigen Erzählungen, deren das „Dekameron" leider eine nicht geringe Anzahl enthält, haben dem Buche von jeher viele Leser zugeführt. Wie hart schon Pietro Petroni den Verfasser darüber durch Ciani tadelte, und welche Vorwürfe Boccaccio sich in späten Jahren selbst über den lüsternen Inhalt dieser Arbeit machte[1]), ist be-

1) „Nosti, quot ibi sint minus decentia et adversantia honestati, quot Veneris infaustae aculei, quot in scelus impellentia etiam si sint ferrea pectora, a quibus, etsi non ad incestuosum actum illustres impellentur foeminae, et potissime quibus sacer pudor frontibus insidet, subeunt

reits erwähnt worden. Noch strenger haben andere geurtheilt [1]), und es ist schwerlich zu leugnen, daß diese, die Sinne kitzelnden Geschichten schon für manchen vom nachtheiligsten Einflusse gewesen sind. Alle die zahlreichen Schriftsteller, die, besonders in Frankreich und theilweis auch in Italien, planmäßig daran gearbeitet, junge Gemüther durch sittenlose Schilderungen zu vergiften, haben aus dem „Dekameron", als einer willkommenen Fundgrube, reichlich geschöpft, und manche von unsern Novellen hat, mit den grellsten Farben frech ausgemalt, in der obscönen Literatur die Runde gemacht.

Aeußerst fern liegt mir gewiß eine Apologie der Unzucht; nothwendig scheint es aber, dem Dekameron die richtige Stellung anzuweisen, durch die es alsdann vielleicht sich als minder strafbar erweisen dürfte. Die unerlaubte Geschlechtsliebe, besonders der Ehebruch, hat offenbar neben dem verbrecherischen ein komisches Element, und aus der Vereinigung von Lust und Angst, von hochfliegender Leidenschaft und feigem Schuldbewußtsein entwickeln sich die lächerlichsten Antithesen, und der ausbündigste Scharfsinn muß aufgeboten werden, um das zwiefache Schande zugleich scheuende Vergehen vor Entdeckung zu schützen. So kehrt denn dies Element, wenn es nicht durch die Sitte gewaltsam zurückgedrängt wird, überall wieder, wo die Aufgabe verfolgt wird, Beispiele von komischen Verflechtungen der Ereignisse und von schlau gefundenen Aus-

---

tamen tacito passu aestus illecebrae, et impudicas animas obscoena concupiscentiae tabe nonnunquam inficiunt irritantque." Brief an Mainardo de' Cavalcanti.

1) Z. B. Bonifazio Vanozzi bei Mazzuchelli, S. 1335, Nr. 149: „Chi potesse contare, quante puttane ha fatto il Decameron del Boccaccio, rimarrebbe stupido e senza senso... Per conto delle materie e delle cose narrate da esso in quel suo Novelliere, non si può dire, quanto e quale sia stato e perseveri tuttavia il danno che se ne sente."

wegen aus schlimmer Verlegenheit zu erzählen; ebenso wie im „Dekameron“ und seinen Nachfolgern, in den ältern französischen Fabliaux und Contes.[1]) Es ist dies Element für diese Gattung von Literatur ein wesentliches, und man kann es kaum völlig verbannen wollen, ohne dieser Gattung zugleich die reichlichste Lebensader abzuschneiden. In einer zwiefachen Weise kann nun aber dasselbe von dem Erzähler verarbeitet werden: entweder so, daß es nur um seines lächerlichen Effects willen auf die Scene gebracht wird, gerade wie jede sonstige Verwickelung, Schlauheit und dergleichen; oder so, daß der Schriftsteller bei diesem Element um seiner selbst willen, weil es ein unzüchtiges ist, wollüstig ausmalend verweilt. Offenbar ist nur die letzte Behandlung die frivole zu nennen. Wir begegnen demselben Gegensatz auch in der bildenden Kunst, nur daß wir in dieser nachsichtiger zu sein gewohnt sind. Wir werden, wo der an sich nicht frivole Gegenstand das Nackte fordert, dem Maler das Recht zugestehen, es mit aller Meisterschaft uns darzustellen, sollte seine Darstellung auch geeignet sein, sinnlich zu erregen; die Sinnenlust als solche, wie in der Io und Leda Correggio's, oder in der Danaë Titian's, werden wir aber nie als einen würdigen Gegenstand der Kunst anerkennen, und nur um der Trefflichkeit der Technik willen solche Abirrung entschuldigen können. — Es darf nun behauptet werden, daß Boccaccio, fast ohne Ausnahme, das Unzüchtige nur als nothwendigen Baustein benutzt, um die komische Situation, auf die es ihm eben ankommt, aufzubauen, und daß er ebendeshalb oft gar unfein mit derben unverhüllten Worten gleich das Ding beim rechten Namen nennt; während seine frivolern Nachahmer der Sünde einen lüstern kokettirenden Schleier umwerfen und mit Vorliebe dabei verweilen,

---

1) Rosenkranz, Geschichte der Poesie, II, 92—93.

ihn immer nach einer andern Seite zu lüften. In weit höherm Grade unsittlich als jene einzelnen verfänglichen Situationen finde ich die mehrfachen Versuche, die Unkeuschheit, ja den Ehebruch durch Sophismen zu rechtfertigen, wie z. B. im Tedaldo. Theils aber ist es allerdings die, von Tieck im weitesten Umfange verfolgte, Aufgabe der Novelle, Paradoxes, ja völlig Verkehrtes nach den verschiedensten Richtungen hin scharfsinnig zu verfechten, theils liegen jene Verkettungen von Trugschlüssen gerade unserer Denkweise gewiß zu fern, um von ihnen Gefahr besorgen zu können. Aehnliches gilt von der einzigen Novelle, wegen welcher man Boccaccio wol Mangel an Ehrfurcht für die christliche Religion vorgeworfen, für die Novelle von den drei Ringen, wie dies erst vor kurzem wieder im Gegensatze gegen Lessing's „Nathan" eine Stimme, die man keiner Parteilichkeit für Boccaccio zeihen wird, sehr gut ausgeführt hat.[1])

Zwischen dem Entstehen des „Dekameron" und den ersten gedruckten Ausgaben[2]) desselben ist wenig mehr als ein Jahrhundert verstrichen. Den vermuthlich ältesten Abdruck (um 1470) pflegt man nach den Schlußworten der Unterschrift des Buchdruckers: Deo gratias zu nennen. Die Valdarfer'sche Ausgabe von 1471 (Venedig) genießt bei den Bibliomanen ein von keiner andern typographischen Seltenheit erreichtes Ansehen. Der Marquis Blandford erkaufte ein vollständiges Exemplar von ihr in der Roxburgh'schen Auction im Jahre 1812 für 2260 Pfund Sterling. Dieser Kauf war es, der zu der Errichtung des Roxburghclubs Anlaß gab, indem die Bibliomanie

---

1) Evangelische Kirchenzeitung von 1856, Nr. 23, fg. K. Hase, Das geistliche Schauspiel, S. 249—274.

2) Vgl. Gamba, Serie dei testi, Nr. 166 fg.

ex professo betrieben ward. Schon sieben Jahre später kam indeß dasselbe Exemplar noch einmal unter den Hammer, und wurde von Lord Spencer für 918 Pfund erstanden. — Wie hätte selbst diese letzte Summe genügt, um den Geldverlegenheiten des armen Boccaccio für immer abzuhelfen! — Unter den ziemlich zahlreichen Ausgaben des 15. Jahrhunderts, die noch außer diesen beiden uns bekannt sind, verdient eine, vom 20. April 1482 bis zum 13. Mai 1483 aus der Druckerei von St. Jacopo di Ripoli hervorgegangene, als ein Curiosum Erwähnung. Jene Druckerei gehörte nämlich zu einem Nonnenkloster; die frommen Schwestern setzten, druckten, hefteten selbst, was ihnen von Buchhändlern aufgetragen ward, wie die noch erhaltenen Klosterrechnungen darüber Nachricht geben. Hier war nun der Besteller ein Ser Piero da Pescia, durch Vermittelung eines Giovannni di Nato, und die Auflage betrug 200 Exemplare.[1]) Mir scheint aber die Situation höchst komisch, wie ehrbare Nonnen in ihrem Ordensgewande, hier die Novelle des Masetto von Lamporecchio setzen, dort die Abdrücke der Geschichte von der Aebtissin mit dem seltsamen Psalterium auf dem Kopfe, nach Druckfehlern spähend, eifrig corrigiren.

Bei der Kürze der Zeit, während welcher es handschriftlicher Vervielfältigung des „Dekameron" bedurfte, und bei der beträchtlichen Anzahl von gedruckten Ausgaben, die schnell aufeinander folgten, möchte man vermuthen, daß der uns überlieferte Text jenes Buches hinlänglich gesichert sei. Das ist jedoch nur in minderm Maße der Fall; vielmehr gehören die Handschriften und noch mehr die alten Drucke des „Dekameron" zu den größten Seltenheiten. Der Grund davon liegt zum Theil in einer merkwürdigen Carnevalsscene, die sich in den Jahren 1496

1) Vinc. Follini, Lezione sopra due edizioni del sec. XV (Florenz 1831).

und 1497 zu Florenz zutrug. Der Geschichtschreiber Nardi [1]) erzählt, Fra Domenico da Pescia, der Genosse des Savonarola, habe um jene Zeit, wiewol gelehrter Bildung ermangelnd, mit solcher Frömmigkeit und Salbung gepredigt, daß er in der kurzen Zeit vom Advent bis zum Carneval die Florentiner überredet, alle schlüpfrigen und unsittlichen Bücher und alles Bildwerk oder Gemälde aus ihren Häusern zu schaffen, das geeignet wäre, sinnliche Gedanken zu erwecken. „Zu diesem Ende beauftragte er Kinder, unter der Leitung von Obern, die aus ihrer Mitte gewählt waren, viertelsweise in die Häuser der Bürger zu gehen und demüthig und sanft von einem jeden das Anathema (denn so nannten sie alle dergleichen unanständige Dinge), als von Gott und von den Kirchengesetzen verflucht, zu erfordern. Wurde ihnen darauf dergleichen verabfolgt, so segneten sie das Haus mit einem eigenen, gar erbaulichen Spruche, den ihnen Fra Girolamo zu dem Ende verfaßt hatte. So brachten sie denn in kurzer Zeit eine erstaunliche Menge ungeziemender Bilder, falsche Locken, allerhand Putzsachen und Wohlgerüche, Bretspiele von erlesener Schönheit, Spielkarten und Würfel, vielerlei musikalische Instrumente, Exemplare von den Werken des Boccaccio und dem „Morgante maggiore" sowie Traum- und Zauberbücher zusammen. Alle diese Gegenstände wurden am Carnevalstage auf einem großen Gerüste ausgestellt, das auf dem Domplatze errichtet war. Von einer breiten Unterlage erhob sich dies Gerüst im allmählicher Verjüngung gleich einer Pyramide, auf deren Stufen alle jene Sachen, mit Reisig und andern brennbaren Stoffen abwechselnd, angeordnet waren. Zu diesem Feste strömte das Volk in Scharen, ohne sich für dies Jahr um die sonst gewohnten Carnevalslustbarkeiten zu kümmern. Die

---

1) Istorie f. 34 der Originalausg. (Lyon 1582). Vgl. f. 43.

Kinder aber hörten am Morgen in der Domkirche eine feierliche Engelsmesse und zogen am Nachmittage von den einzelnen Vierteln, in denen sie sich unter ihren Obern versammelt hatten, weiß gekleidet, mit Olivenkränzen auf dem Haupte und rothen Kreuzlein in den Händen, erst nach der St. Marcuskirche und dann nach dem Domplatze, wo sie in der Loge der städtischen Obrigkeiten Platz nahmen. Dabei sangen sie fortwährend lateinische Psalmen oder italienische Kirchenlieder, bis endlich die vier Obern mit brennenden Fackeln herabstiegen und jenes Gerüste anzündeten, welches alsdann mit seinem gesammten Inhalte bei dem Schmettern der Trompeten niederbrannte." [1])

So waren denn schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts correcte Exemplare selten geworden, und obwol Nicolò Delfino [2]) sich um die Berichtigung des Buchs Verdienste erwarb, und aus den berühmten Druckereien des Giunta [3]) und Aldo [4]) neue Ausgaben hervorgingen, lag der Text noch sehr im Argen. Da verbanden sich sieben ausgezeichnete junge Florentiner (Bernardo Segni, Antonio degli Alberti, Francesco Guidetti, Schiatta Bagnesi, Pier Vettori, Ant. Francini und Bartol. dei Cavalcanti) zu einer sorgfältigen Berichtigung des „Dekameron", und die Frucht ihrer Arbeit war die berühmte Giuntiner Ausgabe von 1527 (die sogenannte Ventisettana). [5]) Die Mehrzahl der übrigen, im 16. Jahrhundert erschienenen

---

1) Vgl. Rudelbach, Hieron. Savonarola und seine Zeit, S. 177. Meier, Girol. Savonarola, S. 123.

2) Venedig 1516.

3) Florenz 1516.

4) Venedig 1522.

5) Gute Exemplare pflegen nicht unter 30 Louisdor verkauft zu werden. Die zu Venedig 1729 von Pasinelli gefertigte Nachbildung ist nicht selten.

Ausgaben: von Ant. Brucioli[1]), von Lod. Dolce[2]), von Franc. Sansovino[3]), von Girol. Ruscelli[4]), von Franc. Giuntini[5]), von Nic. Alunno[6]) u. s. w., ist lediglich als Handelsspeculation zu betrachten, und die in ihnen gemachten Veränderungen des Textes sind fast ohne Ausnahme Entstellungen.

Erst die durch den oben erwähnten Beschluß des Tridentiner Concils hervorgerufene Nothwendigkeit, das „Dekameron" umzuarbeiten, wurde Anlaß einer weitern Berichtigung des Textes. Baccio Baldini, der Leibarzt des Großherzogs Cosimo, hatte eine Handschrift wieder aufgefunden, die vermuthlich vor der Revolution von 1494 bereits der Familie Medici gehört hatte, auch wol bei der Ausgabe von 1527, wenngleich nicht regelmäßig, benutzt, seitdem aber verloren war. Es war diese Handschrift am 13. August 1384 durch Francesco (den Sohn des Amaretto) Mannelli, der 1357 geboren und angeblich ein Taufpathe Boccaccio's war, beendet worden. Darüber, daß dieser äußerst einsichtige Schreiber seinem Original die größte Autorität beilegte, und daß er es mit der gewissenhaftesten Sorgfalt copirte, kann kein Zweifel obwalten. Daß es indeß, wie die Deputati und die meisten Spätern angenommen haben, Boccaccio's eigenhändige Urschrift gewesen sei, ist bloße, nicht eben wahrscheinliche Vermuthung. Dieses Manuscript nun legten die vier Obengenannten (S. LXXXI) ihrer Berichtigung zum Grunde, verglichen aber daneben noch eine große Anzahl von Handschriften und einige ältere

1) Venedig 1538 und öfter.

2) Venedig 1541 und öfter. Dolce selbst tadelte in jeder seiner spätern Ausgaben die frühern.

3) Venedig 1549.

4) Venedig 1552.

5) Lyon 1555.

6) Venedig 1557.

Drucke. Die Erwägungen, welche sie bei der Verarbeitung dieser Materialien geleitet hatten, legten die Deputati in ausführlichen „Annotazioni" nieder, die zu dem Besten gehören, was über italienische Philologie jemals geschrieben ist. So entstand die Ausgabe von 1573, die allen Anforderungen genügt haben würde, wenn nicht die von Rom gebotenen Verstümmelungen sie entstellt hätten. Wie neun Jahre später Salviati nicht nur noch mehr vom „Dekameron" hinwegschnitt, sondern auch mit dem stehen gebliebenen Texte auf das willkürlichste umsprang, ist schon erwähnt worden. Dabei ging er von der verkehrten Annahme aus, Boccaccio habe zwei voneinander abweichende Manuscripte hinterlassen, zwischen deren Lesarten uns zu wählen freistehe. Zur Rechtfertigung seines Verfahrens sollten die zwei Bände „Avvertimenti" dienen, die bei den italienischen Sprachforschern höchstes Ansehen genießen, in der That aber eine Ausgeburt pedantischer, auf unsichern Grundlagen aufgebauter Silbenstecherei sind.

Die nächsten, für das „Dekameron" sehr unfruchtbaren 180 Jahre ließen diese Arbeiten der gelehrten Florentiner unberücksichtigt und strebten nur nach Herstellung eines unverstümmelten Textes, den man aus der Ventisettana zu entlehnen pflegte. Den Anfang machte die zierliche Elzevir'sche Ausgabe von 1665, die mehrmals nachgemacht wurde. Es folgten der Rolli'sche Abdruck der Giuntiner Ausgabe (London, Edlin 1725) und die schon erwähnte Venezianer Contrefaçon[1]) derselben (1729 gedruckt von Pasinello). Die schlechte Ausgabe von Ciccarelli (Neapel, angeblich Amsterdam 1718) verdient

1) Die Kennzeichen zu wissen, an denen man Original und Nachahmung unterscheiden kann, gehört zu dem ABC der Bibliomanen. Gleich am Anfange des Registers hat das Original Cento novella, die Contrefaçon aber novelle u. s. w.

aus keinem andern Grunde Erwähnung, als weil die Crusca in der vierten Ausgabe des „Vocabulario" sich ihrer bedient hat.

Später wandte sich die Aufmerksamkeit aufs neue der Mannelli'schen Handschrift zu. Der Marchese Pier Ant. Guadagni ließ, besonders mit Bandini's Hülfe, zu Lucca 1761 einen buchstäblichen Abdruck dieses Manuscripts [1]) veranstalten, dem er eine höchst gewissenhafte Vergleichung der Ventisettana beifügte. Seit dieser Zeit sind alle nennenswerthen Ausgaben [2]) auf Guadagni's Arbeit unmittelbar oder zur zweiten Hand gebaut, und es ist stets als das größte Verdienst betrachtet worden, sich so nahe als möglich an den Mannelli'schen Text anzuschließen. Besonders treu haben dies Poggiali (Livorno, angeblich London 1789—90), Ferrario (Milano, Classici 1803) [3]) und Vitarelli (Venedig 1811) gethan. Die vorzüglichste unter den neuern Ausgaben ist indeß die des Abbate Michele Colombo (8 Bde., Parma 1818,

---

1) Daß jemand die Treue dieses Abdrucks weiterer Prüfung unterworfen hätte, ist mir allerdings nicht bekannt. Eine Ungenauigkeit läßt sich erkennen, auch ohne die Handschrift selbst zu vergleichen. Nach S. 373 hieße es in der Schlußschrift: ad honorem egregi simacu spinjs, was völlig sinnlos ist. Vergleicht man indeß das im Kupferstich beigefügte Facsimile, so scheint egregiae et immacul(atae) V(ir)ginis gelesen werden zu müssen. Es folgen noch die Worte: et beneplacitum et mandatum, die freilich mit der heiligen Jungfrau nicht zusammenzubringen sind. Ich denke mir, daß Mannelli die Handschrift für den Verkauf fertigte und sich vorbehielt, den Namen des Käufers am Schlusse so einzutragen, als ob dieser die Anfertigung bestellt hätte. Diese Eintragung unterblieb dann aus was immer für einem Grunde.

2) Nur wegen der Anmerkungen, nicht in Ansehung des Textes haben die beiden Ausgaben von Martinelli (London 1758 und 1762) einiges Interesse.

3) In dieser Ausgabe und in der des Fanfani sind die Annotazioni der Deputati wieder abgedruckt.

sowol durch ihre ausgezeichnete Correctheit, als durch die sprachlichen Anmerkungen, die der Herausgeber theils seinen Vorgängern (Ruscelli, Rolli, Martinelli) entlehnt, theils und hauptsächlich selbst hinzugefügt hat.[1]) Die noch neuern Herausgeber (Molini, Florenz 1820 und 1827; Ugo Foscolo, 3 Bde., London 1825, und der Abdruck davon im „Parnasso Italiano continuato", Leipzig 1833 u. s. w.) haben nur das Verdienst, die gleiche Richtung mit größerer oder geringerer Sorgfalt verfolgt zu haben. Am nächsten an Colombo schließt sich der Abdruck in der Moutier'schen Ausgabe von Boccaccio's sämmtlichen Werken an (Florenz 1827); leider sind indeß weder die Anmerkungen vollständig aufgenommen, noch ist der Text ein irgend correcter zu nennen. Die Leistungen von Del Rio haben dagegen ihren Werth mehr für die Worterklärung, als für die Berichtigung des Textes.

Sollte für die letztere, die allerdings an manchen Stellen als Bedürfniß erscheint, noch irgend Erhebliches gethan werden, so käme es auf die Voruntersuchung an, ob sich annehmen lasse, daß uns von Boccaccio's Originalmanuscript noch andere Spuren, als durch Francesco Mannelli, erhalten seien. Wir wissen, daß die gesammte Büchersammlung des Verfassers durch Vermächtniß an das Kloster Santo Spirito kam, und da eine Clausel des Testaments ausdrücklich verlangt, daß jene Manuscripte selbst zum Abschreiben, frei zugänglich bleiben sollen, so liegt es nahe, zu vermuthen, daß auch andern Handschriften, oder daß alten Drucken eine solche Benutzung zum Grunde liege. Allerdings aber erscheint es als zweifelhaft, ob unter den nach Santo Spirito gekommenen Büchern sich überall ein Manuscript des „Dekameron" befunden.

1) Diese Ausgabe ist der gegenwärtigen Uebersetzung zum Grunde gelegt.

Wie große Gewissensbisse sich Boccaccio in spätern Jahren über die unzüchtigen und gegen die Geistlichkeit gehässigen Stellen des Buchs machte, haben wir oben berichtet, und derjenige, der dies Legat zuerst empfangen sollte, war Boccaccio's Beichtvater! Hatte nicht vielleicht der Verfasser in einer Aufwallung der Reue seine Originalhandschrift verbrannt, oder sie doch von den Büchern ausgeschlossen, die Beichtvater und Kloster erhalten sollten? — Dennoch vermuthe ich das Gegentheil, das bei so vielfachen ähnlichen Inconsequenzen der Zeit uns nicht füglich überraschen kann. Bemerkenswerth ist nämlich in dieser Hinsicht, daß unter den ältern Ausgaben gerade die beiden ersten, vor dem Brande von Santo Spirito entstandenen, nach Buonamici's [1]) Untersuchungen, den correctesten, mit dem Mannelli'schen genau verwandten Text bieten. Diese Spur dürfte nun, wie mich dünkt, zu verfolgen und zu ermitteln sein, ob jene ältesten Ausgaben nicht eine erhebliche Zahl von Berichtigungen zu geben vermöchten.

Diesen, meiner Ueberzeugung nach allein richtigen Weg, bei allem Gewicht, das man dem Mannelli'schen Texte beilegt, ihm doch nicht alleinige Geltung zuzuschreiben, hat mit vieler Einsicht und kritischem Takt die neueste Ausgabe von Pietro Fanfani (Florenz 1857) befolgt. Materialiensammlungen, die Fanfani fleißig benutzt, hatte der Abbate Masini hinterlassen. Eigene Thätigkeit hat sie wesentlich ergänzt. So sind denn an schwierigen Stellen außer der Deo gratias-Ausgabe mehrere florentiner Handschriften und je zwei Manuscripte der pariser und modeneser Bibliothek zu Rathe gezogen. Die Anmerkungen beschränken sich aber nicht auf die Texteskritik: die hohe

---

1) Lettera (London 1725), Replica (Paris 1729). Probevergleichungen der Deo gratias-Ausgabe habe ich vor einigen Jahren in der Magliabecchiana zu Florenz angestellt und allerdings bestätigt gefunden, daß dieselbe, jener Verwandtschaft ungeachtet vielfach richtigere Lesearten hat, als Mannelli's Manuscript.

philologische Durchbildung des Herausgebers, an welcher ihn wol keiner seiner Landsleute übertreffen möchte, hat ihn in den Stand gesetzt, gar manche zweifelhafte Stelle richtiger, oder wenigstens sicherer zu deuten, als von einem seiner Vorgänger geschehen war.

Uebersetzt ist das „Dekameron" in die verschiedensten Sprachen. Von manchen Novellen haben wir lateinische Bearbeitungen. Bemerkenswerth ist darunter die der Griseldis von Petrarca in doppelter Beziehung. Einmal ist sie von einem Schreiben an Boccaccio begleitet, in dem Laura's gelehrter Verehrer dem Freunde mit sehr vornehmem Wohlwollen schreibt, er habe das Buch der hundert Geschichten zufällig zu sehen bekommen und natürlich nur Zeit gehabt, ganz wenig darin zu lesen, aber einiges recht hübsch gefunden und anderes mit der damaligen Jugend des Verfassers entschuldigt. Zweitens hat Petrarca, in dem Glauben, die mangelhafte Arbeit des Verfassers wesentlich zu bessern, sich eine Menge von Veränderungen erlaubt, die in überraschendem Maße beweisen, wie sehr es ihm an dem richtigen Takte für Oekonomie und Ton einer solchen Erzählung fehlte.

Französische und englische Uebersetzungen waren nach Sacchetti's Bericht schon im dritten Viertel des 14. Jahrhunderts verbreitet.

Unter den erstern ist die verbreitetste die des königlichen Raths und Kriegsschatzmeisters Antoine Mason[1]), die durch ihre große Genauigkeit mir auch bei meiner Arbeit nicht selten von Nutzen gewesen ist. Mason wurde getadelt, daß er die Nacktheiten des Boccaccio unverschleiert wiedergegeben.[2]) Dennoch durfte er es wagen, das Buch

1) Mazzuchelli, S. 1353, zählt von 1543 – 1694 achtzehn Ausgaben auf.

2) Die Bemerkung Mazzuchelli's, daß in den Ausgaben von 1552 an die verfänglichen Stellen gemildert seien, finde ich an der von 1558, die ich besitze, nicht bestätigt.

der Schwester Franz I., der Königin Margaretha von Navarra, in deren Auftrage er die Uebersetzung unternommen, zuzueignen. Freilich enthalten die berühmten eigenen „Contes et nouvelles" dieser Fürstin Geschichten, die den stärksten des Boccaccio wenig nachgeben. Die zahlreichen neuern Uebertragungen in beide genannte Sprachen sind, soweit ich sie kenne, und ich besitze deren mehrere, so liederliche Fabrikarbeit, daß sie der Erwähnung nicht werth sind.

Ohne bei den Uebersetzungen in andere Sprachen zu verweilen, möge erwähnt werden, daß das „Dekameron" schon frühe mehrfach ins Deutsche übertragen ward. Eine Uebersetzung erschien Luzern 1470, eine zweite mit 87 Holzschnitten unter dem Titel: „Cento Novella", Augsburg bei Sorg, 1490 (später Strasburg 1509, 1535, 1540 und 1547, bei Knobloch, desgleichen Augsburg [Messerschmidt] 1561). Als verschieden von ihnen bezeichnet Val. Schmidt [1]) sowol die Strasburg 1561, als die Frankfurt (Feierabend) 1583 gedruckte. Eine fünfte wäre nach Mazzuchelli (S. 1354) Frankfurt (bei Egenolf Emmele) 1601 und 1625 und (bei Schönwetter) 1646 herausgekommen. Alle diese Arbeiten kenne ich indeß nicht aus eigener Anschauung. Unter den neuern ist die von Soltau gewiß mit dem meisten Fleiß und mit der größten Sprachkenntniß gemacht. [2]) Außerdem sind mir die Uebersetzungen von Schaum, von Röder [3]), von Ortlepp und von einem Ungenannten (München, bei Michaelis) bekannt geworden und häufig verglichen, wenn

---

1) Beiträge, S. XIII und 115.

2) Ein ausführlicheres Urtheil habe ich in der Vorrede zur ersten Ausgabe dieses Buches, S. VII—IX, ausgesprochen.

3) In der Ankündigung heißt es: „Das Dekameron wurde zwar schon in einigen Uebersetzungen dem deutschen Publikum in die Hände gegeben; noch nie aber in einer vollständigen wort- und sinngetreuen, wie hier geschieht."

auch meist nur wegen der Curiositäten, an denen es nicht darin fehlt.

Die Aufgabe, welche ich mir bei meiner Arbeit gestellt habe, ist dieselbe, die Schleiermacher[1]) so meisterhaft vorgezeichnet und in ihren Schwierigkeiten und unübersteigbaren Schranken charakterisirt hat: der Leser sollte durch die Uebersetzung soviel als möglich denselben Eindruck erhalten, den auf den Uebersetzer (dessen genügende Vorbereitung und Umsicht vorausgesetzt) das Original machte. Der Leser sollte also in der deutschen Rede den Laut der fremden Sprache, und zwar die eigenthümliche Tonart derselben durchklingen hören, die gerade dieser Schriftsteller angeschlagen. Wie leicht ein solches Bestreben zur Schwerfälligkeit führen, ja unverständlich machen kann, ist weder zu verkennen, noch fehlt es in dieser Hinsicht an warnenden Beispielen. Sollte diese Gefahr vermieden werden, so durfte ich einzelne Abweichungen von der Strenge jenes Princips, wie auch Schleiermacher sie zuläßt, nicht scheuen. Der Uebersetzer mußte „die Kenntniß der fremden Welt des Verfassers, die er bei dem Leser nicht voraussetzen kann, auf die kürzeste, zweckmäßigste Weise suppliren und überall die größere Leichtigkeit und Natürlichkeit des Originals durchleuchten lassen". Hierher gehört die Vertauschung italienischer Witzworte und sprichwörtlicher Reden mit deutschen. — Nur dazu habe ich mich durchaus nicht entschließen können, bei der Uebersetzung zu entfernen, was keuschen Ohren unserer Tage verletzend ist. Bei Boccaccio's Eigenthümlichkeit, der das Unanständige nicht um sein selbst willen lüstern ausmalt, sondern nur mit aufnimmt, um dadurch zur Pointe der Erzählung zu gelangen, hätte ich fürchten müssen, ähnliche Albernheiten zu Stande zu bringen, wie die Deputati in der Geschichte von Alibech und Rustico. — Sint ut sunt, aut non sint. — Ob ich

1) Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens.

unter solchen Umständen nicht besser gethan hätte, das Buch unübersetzt zu lassen? — Da bereits zehn deutsche Uebersetzungen im Umlaufe sind, so wäre es dadurch gewiß der Kunde deutscher Leser nicht entzogen. Sicher aber ist der Eindruck des Buchs ein günstigerer, wenn der Leser durchgängig gewahr wird, das Ziel des Bearbeiters sei ein ernsteres, ich möchte sagen, wissenschaftliches gewesen, als wenn er sieht, daß es nur darauf ankam, seine Lachlust oder Lüsternheit durch das Nacherzählen schlüpfriger Geschichten anzuregen.

Chronologische Uebersicht

über Boccaccio's Leben.

1313. Boccaccio wird geboren.

1324 oder 25. Kommt zu einem Kaufmann in die Lehre.

1330 oder 31. Geht nach Neapel, um kanonisches Recht zu studiren.

1336 oder 37. Widmet sich der Poesie.

1338 10. oder 11. April (?). Sieht Maria zum ersten mal.

1339. Datirt mehrere Briefe: apud busta Maronis.

1339, 40. Schreibt den „Filocopo" und die „Theseide".

1341—42 (zwischen dem 15. April 1341 und 28. August 1342). Kehrt nach Florenz zurück.

1342—44. Schreibt den „Ameto" und die „Amorosa visione".

1345. Ist wieder in Neapel.

—— (?). Schreibt die „Fiammetta" und den „Filostrato".

1346 (?). Schreibt das „Ninfale Fiesolano".

1348. Geht mit Ludwig von Tarent nach Toscana, wohin er jedoch erst im Verlauf der Pestseuche gelangt.

—— Beginnt das „Dekameron".

1349 (15. Mai). Sendet von Neapel die drei ersten Tage des „Dekameron" an Francesco de' Bardi (?).

1350 (26. Januar). Ist in Florenz.

—— Geht zu Francesco Ordelaffi nach Forli.

1350 (im Herbst). Empfängt Petrarca in Florenz.
—— (30. December). Erhält von der Republik einen Auftrag nach Ravenna.
1351 (April). Wird an Petrarca nach Padua gesandt.
—— (?). Schreibt das Leben Dante's.
1352. Wird an den Markgrafen Ludwig von Brandenburg gesandt.
—— (?). Ist wieder in Neapel.
1353 (im Sommer). Geht über Forlì nach Ravenna zu Bernardino Polenta.
—— (?). Beendigt das „Dekameron".
1354. Wird an Innocenz VI. nach Avignon gesandt.
1355 (?). Schreibt den „Corbaccio".
1359. Geht zu Petrarca nach Mailand.
1360. Führt den Leontius von Venedig nach Florenz.
—— Wohnt von nun an vorzugsweise in Certaldo.
1361. Wird von Gioachino Ciani besucht.
1362 (November). Geht wieder nach Neapel.
1363 (Frühjahr). Verläßt Neapel.
—— (Juni—August). Weilt bei Petrarca in Venedig.
—— Beginnt die „Genealogia Deorum".
—— Zwischen 1363 und 1370 entstehen die Schriften über die Berge u. s. w., über berühmte Frauen und über die Unfälle ausgezeichneter Personen.
1365 (20. August). Wird an Urban V. nach Avignon gesandt. Berührt Genua.
—— (21. August). Macht sein erstes Testament.
1366 (?). Geht vergeblich nach Venedig, um Petrarca zu besuchen.
1367. Ist Offiziale del Magistrato degli Stipendiarj.
—— (November). Wird an Urban V. nach Rom geschickt.
1370 (December). Geht nach dem Karthäuserkloster San Stefano in Calabrien.
1372 (Herbst). Geht nochmals nach Neapel.
1373 (Frühjahr). Kehrt zurück.
—— Die „Genealogia Deorum" wird verbreitet.

1373 (23. October). Fängt seine Vorträge über Dante's „Göttliche Komödie" in Florenz an.
1374 (Januar oder Februar). Erkrankt und zieht wieder nach Certaldo.
—— (19. Juli). Petrarca stirbt.
—— (28. August). Macht sein zweites Testament.
1375 (21. December). Stirbt.

(Vermuthlicher) Widmungsbrief der drei ersten Tage des Dekameron an Francesco di Messer Alessandro de' Bardi, florentinischen Kaufmann zu Gaëta.

Da die menschlichen Kräfte, wenn ihnen nicht hin und wieder durch einige Erholung aufgeholfen wird, in anhaltender Thätigkeit, welcher auch wir Aermste uns gar häufig, mehr als uns lieb ist, unterziehen, auszudauern nicht vermögen, vielmehr derselben erliegen, so gestatten die Weisen nicht nur, sondern sie rathen sogar, daß wir, ermüdet und übernommen von der Arbeit, dieselbe zu Zeiten durch geziemende Erheiterung unterbrechen.

Darum erachtete selbst Sokrates, der doch bei seinen Lebzeiten ein so ernster und vor andern begabter Erforscher göttlicher sowol als menschlicher Dinge war, es nicht für ungeziemend, seiner Seele von den Betrachtungen der tiefsten Geheimnisse der Natur Rast zu gönnen und mit seinen kleinen Kindern, ebenso wie sie es thaten, auf dem Steckenpferde im Hause umherzureiten; denn, wie kindisch dieser Zeitvertreib auch war, so gewährte er doch der Uebermüdung des Geistes willkommene Erholung. Auch Cornelius Scipio und Lälius, zwei leuchtende Gestirne des römischen Ruhmes, deren einem vollständig, dem andern wenigstens theilweise das Verdienst beschieden war, den Uebermuth Karthagos durch Klugheit und Kraft zu Boden zu werfen, auch sie schämten sich nicht, wenn man sie am Strande von Gaëta die kleinen Steinchen und Muscheln, welche die Meereswellen ans Land gespült hatten, auflesen und sich

gleich Kindern gemeinsam daran ergötzen sah, nachdem sie erst kurz zuvor sich von den vielen und mühseligen Arbeiten erhoben hatten, denen sie sich unterzogen, um zu ersinnen und anzuordnen, was zum Heile des Gemeinwesens vorzugsweise geeignet war.

So wirst denn auch du, deiner großen Tugend ungeachtet, da du, wie wir vernommen, mit gar mancherlei, zum Theil widerwärtigen Geschäften von verschiedenen Seiten überhäuft bist, in geziemendem Ergötzen, das die ermüdeten Lebensgeister wieder aufzurichten taugt, verständigerweise einige Erquickung suchen müssen. Vielleicht hast du die Mittel zu wohlthuender Zerstreuung, welche dich erheiterte ohne dich anzustrengen, an dem Orte deines jetzigen Aufenthalts nicht in genügendem Maße zur Hand. Darum senden wir mit dem gegenwärtigen Briefe dir einen kleinen und leichten Zeitvertrieb, der aber doch wol vermögen wird, die verdrießlichen Gedanken dir einmal zu zerstreuen, und bitten dich in geziemendster Höflichkeit, daß du jenes Büchlein mit derselben Gesinnung lesen mögest, mit der wir es zu unserm eigenen Ergötzen für dich geschrieben haben.

Von Neapel, den 15. Mai 1349.

Es beginnt das Buch, genannt Dekameron, und beigenannt der Hauptkuppler, in welchem hundert Geschichten enthalten sind, die von sieben Damen und drei jungen Männern erzählt werden.

Vorrede.

Mitleiden mit den Betrübten ist ein gar menschliches Gefühl, das, wenn es gleich einem jeden wohl ansteht, doch vorzüglich von denjenigen gefordert wird, die schon des Trostes bedurft, und ihn bei andern gefunden haben. War unter diesen einer, dem Theilnahme noth that, dem sie willkommen war, und der sich durch sie erquickt fühlte, so bin ich gewiß ein solcher. Denn von meiner frühesten Jugend an bis zu dieser Zeit bin ich immer in erhabener und adelicher Liebe über die maßen und so sehr entbrannt, daß man, wollte ich davon erzählen, es vielleicht meinen niedrigen Umständen unangemessen finden dürfte, obgleich diejenigen, die der Liebe kundig sind und meine Geschichte kennen, mich deshalb loben und um vieles höher schätzen. Um dieser Liebe willen habe ich viel gelitten; nicht weil die geliebte Dame gegen mich grausam gewesen wäre, sondern wegen des übermäßigen Feuers, das ein ungeordnetes Verlangen in meinem Gemüthe entzündet, und mich an keinem vernünftigen Ziele befriedigt verweilen, mich vielmehr häufig größern Kummer, als nöthig gewesen wäre, empfinden ließ. In dieser Trübsal gewährten mir die ergötzlichen Erzählungen eines Freundes und seine angemessenen Tröstungen so viel Erfrischung, daß ich der festen

Meinung bin, um ihretwillen allein sei ich am Leben geblieben. Wie es aber dem gefallen hat, der, während er selber unendlich ist, allen Dingen auf der Welt das unabänderliche Gesetz, ein Ende zu haben, ertheilt hat, so verringerte auch meine Liebe, die so überschwenglich glühend gewesen war, daß weder die Kraft des eigenen Entschlusses oder fremden Raths, noch die Furcht vor Schande, noch endlich die drohende mit ihr verknüpfte Gefahr vermocht hatten sie zu zerstören oder wankend zu machen, sich mit der Zeit und allmählich solcher Weise in sich selbst, daß ich gegenwärtig fühle, sie hat nichts als die Freudigkeit in meiner Seele zurückgelassen, welche zu empfinden pflegt, wer sich auf seiner Fahrt nicht allzuweit in ihre finstern Meere wagt. So sehe ich denn, daß sie, die mir eine Marter zu sein pflegte, nun, wo aller Kummer hinweggenommen, mir nur als ein Wohlbehagen geblieben ist. Obgleich aber die Qualen verschwunden sind, so ist doch das Andenken an die Wohlthaten nicht entflohen, die ich einst von denen empfing, die um der Zuneigung willen, die sie zu mir hatten, mich ungern leiden sahen. Auch wird mich dies Andenken, wie ich hoffe, nicht eher, als im Tode verlassen. Da nun die Dankbarkeit nach meinem Dafürhalten vor allen andern Tugenden vorzügliches Lob, sowie ihr Gegentheil Tadel verdient, so habe ich, um nicht undankbar zu erscheinen, bei mir beschlossen, nun, da ich mich frei fühle, nach meinen geringen Kräften, wenn nicht denen, die mir halfen, da sie wegen ihres eigenen Verstandes oder guten Glücks dessen vielleicht nicht bedürfen, doch andern, denen es noth thut, zur Vergeltung dessen, was ich empfing, einige Erleichterung zu gewähren. Und, obgleich, was ich beitrage, um die Bedürftigen aufzuheitern oder zu trösten, wie wir es nennen wollen, nicht viel bedeuten will und kann, so bedünkt mich doch, man müsse es am liebsten darbieten, wo die Noth am größten ist, weil es dort am meisten Nutzen stiften und auch am werthesten gehalten werden wird. Wer wird

wol leugnen, daß es zweckmäßiger ist, diesen Trost, wie wenig oder wie viel er bedeuten mag, den holden Damen als den Männern zu schenken? Sie tragen mit Furcht und Scham die liebevollen Flammen im zarten Busen verborgen, und wie viel größere Gewalt, als offenbare, die geheimen Gluten haben, das wissen die, welche es erfahren. Außerdem verweilen die Frauen die meiste Zeit abhängig von dem Willen, Gefallen und Befehle ihrer Väter, Mütter, Brüder und Männer, auf den kleinen Bezirk ihrer Gemächer beschränkt, und unmöglich ist es, daß sie immer heiter seien, während sie den ganzen Tag fast müßig sitzen und im selben Augenblick wollend und nichtwollend widerstreitende Gedanken in sich beherbergen. Erzeugt sich nun in ihrem Gemüthe aus den feurigen Wünschen ihres Herzens eine gewisse Schwermuth, so muß diese zu ihrer großen Qual darin verweilen, bis neue Gespräche sie wieder vertreiben, wobei ich noch nicht einmal erwähne, daß die Frauen weit weniger Kraft haben als die Männer, was ihnen widerfährt zu ertragen. Daher können wir auch deutlich sehen, daß die Leidenschaften der Männer kein gleiches Schicksal haben. Befällt sie einige Schwermuth oder trübe Nachdenklichkeit, so haben sie viele Mittel, jene zu mildern oder zu vertreiben; denn, sobald sie es wünschen, bieten sich ihnen Spaziergänge, Neuigkeiten, die sie hören oder besehen können, Vogelstellen, Jagd, Fischerei, Reiten, Spiele und Handelsgeschäfte dar. Ein jedes dieser Dinge vermag wenigstens für einige Zeit ganz oder zum Theil den Geist zu beschäftigen und vom betrübenden Gegenstande abzuziehen, und inzwischen findet sich entweder auf die eine oder andere Weise ein Trostgrund, oder der Schmerz wird geringer. Damit also durch mich die Unbilligkeit des Glücks theilweise wieder gut gemacht werde, welches, wo die Kraft, wie bei den zarten Frauen, am geringsten ist, auch mit seinen Gaben am geizigsten zu sein pflegt, denke ich zur Hülfe und Ausflucht der Liebenden, denn den Uebrigen

genügen Spindel, Nadel und Haspel, hundert Geschichten, Fabeln, Parabeln oder wirkliche Begebenheiten, wie wir sie nennen wollen, mitzutheilen, die zur verderblichen Zeit der letzten Pest von sieben Damen und drei jungen Männern erzählt wurden, und noch einige Liedlein beizufügen, die eben jene Damen zu ihrer Lust gesungen haben. In diesen Geschichten wird man lustige und betrübte Liebesereignisse und andere abenteuerliche Begebenheiten kennen lernen, die sowol in neuen als alten Zeiten sich zugetragen haben und jenen Frauen, welche diese Geschichten lesen, mit den spaßhaften Dingen, die darin vorkommen, gleich viel Vergnügen, als guten Rath gewähren und sie unterrichten werden, was sie fliehen und was wieder erstreben sollen. Mich dünkt, dies alles könne nicht geschehen, ohne daß die üble Laune zum Weichen gebracht werde. Geschieht aber das, und Gott gebe, daß es geschehe, so mögen die Leser Amor ihren Dank sagen, der mich von seinen Fesseln befreit und mir erlaubt hat, auf ihr Vergnügen bedacht zu sein.

Es beginnt:

Der erste Tag des Dekameron,

an dem nach der Auseinandersetzung des Autors, aus welchem Grunde es geschah, daß die hernachbezeichneten Personen zusammen kamen, um sich einander zu erzählen, unter Pampinea's Regiment von dem gesprochen wird, was ein jeder am liebsten hat.

So oft ich, o holde Damen, in meinen Gedanken betrachte, wie ihr von Natur so mitleidig seid, erkenne ich auch, daß in eurer Meinung gegenwärtiges Werk einen betrübten und bittern Anfang haben wird, da es die schmerzliche Erwähnung jener verderblichen Pestseuche an

seiner Stirn trägt, die vor kurzem einen jeden, der sie sah oder sonst kennen lernte, in Trauer versetzt hat. Doch wünsche ich, daß ihr euch deshalb nicht vom Weiterlesen in dem Glauben abschrecken lasset, ihr werdet immer zwischen Seufzern und Thränen lesend hindurchgehen müssen. Dieser schreckensreiche Anfang soll euch nicht anders sein, wie den Wanderern ein steiler und rauher Berg, jenseit dessen eine schöne und anmuthige Ebene liegt, die ihnen um so wohlgefälliger scheint, je größer die Anstrengung des Hinauf- und Herabsteigens war. Und wie der Schmerz sich an das Uebermaß der Lust anreiht, so wird auch das Elend von der hinzutretenden Freude beschlossen. Dieser kurzen Trauer — kurz nenne ich sie, weil sie in wenig Zeilen enthalten ist — folgen alsbald die Lust und die Süßigkeit, die ich euch oben versprochen habe und die man nach einem solchen Anfange, ohne ausdrückliche Versicherung, vielleicht nicht erwarten würde. In der That, hätte ich füglich vermocht, euch auf einem andern und minder rauhen Wege als diesem dahin zu führen, wohin ich es wünsche, so hätte ich es gern gethan. Weil aber ohne diese Erwähnung nicht berichtet werden konnte, warum geschah, was weiterhin zu lesen ist, entschließe ich mich gewissermaßen nothgedrungen zu dieser Beschreibung.

Ich sage also, daß die Jahre von der heilbringenden Menschwerdung des Sohnes Gottes schon bis zur Zahl eintausend dreihundert und achtundvierzig angewachsen waren, als das tödtliche Pestübel in die herrliche Stadt Florenz, die vor allen andern in Italien schön ist, gelangte, nachdem es einige Jahre früher in den Morgenlanden, entweder durch Einwirkung der Himmelskörper, oder als eine, im gerechten Zorne über unsern sündlichen Wandel, von Gott den Menschen herabgesandte Strafe begonnen, dort eine unzählbare Menge Lebendiger getödtet hatte und, ohne anzuhalten, von Ort zu Ort sich verbreitend, nach den abendländischen Gegenden jammerbringend vorgeschritten war. Gegen dies Uebel half keine menschliche Klugheit

oder Vorkehrung, obgleich man es daran nicht fehlen und die Stadt durch eigens dazu ernannte Beamte von aller Unsauberkeit reinigen ließ, auch jedem Kranken den Eintritt verwehrte und über die Bewahrung der Gesundheit viel Rathschläge hielt. Ebenso wenig nützten die demüthigen Gebete, die von den Frommen nicht ein, sondern viele male in feierlichen Bittgängen und auf andere Weise Gott vorgetragen wurden. Ungefähr zu Anfang des Frühjahrs im vorhingenannten Jahre begann die Krankheit schrecklich und auf wunderbare Weise ihre verheerenden Wirkungen zu zeigen. Dabei war aber nicht, wie im Orient, das Nasenbluten ein offenbares Zeichen unvermeidlichen Todes, sondern es kamen zu Anfang der Krankheit, gleichmäßig bei Männern wie bei Frauen, an den Weichen oder in den Achselhöhlen gewisse Geschwulste zum Vorschein, die manchmal so groß wie ein gewöhnlicher Apfel, manchmal wie ein Ei wurden, bei den einen sich in größerer, bei den andern in geringerer Anzahl zeigten und schlechtweg Pestbeulen genannt wurden. Von den genannten Theilen des Körpers aus verbreiteten sich diese tödlichen Pestbeulen in kurzer Zeit ohne Unterschied über alle andern. Später aber gewann die Krankheit eine neue Gestalt, und viele bekamen auf den Armen, den Lenden und allen übrigen Theilen des Körpers schwarze und bräunliche Flecke, die bei einigen groß und sparsam, bei andern aber klein und dicht waren. Und, sowie früher die Pestbeule ein sicheres Zeichen unvermeidlichen Todes gewesen und bei manchen noch war, so waren es nun diese Flecke für alle, bei denen sie sich zeigten. Dabei schien es, als ob zur Heilung dieses Uebels kein ärztlicher Rath und die Kraft keiner Arzenei wirksam oder förderlich wäre. Sei es, daß die Art dieser Seuche es nicht zuließ, oder daß die Unwissenheit der Aerzte (deren Anzahl in dieser Zeit, außer den wissenschaftlich gebildeten, an Männern und Weibern, die nie den geringsten ärztlichen Unterricht genossen hatten, übermäßig groß ge-

worden war), der Krankheit rechten Grund zu erkennen und daher auch ein gehöriges Heilmittel ihr entgegenzustellen nicht vermochte; genug, die wenigsten genasen, und fast alle starben innerhalb dreier Tage nach dem Erscheinen der beschriebenen Zeichen; der eine ein wenig früher, der andere etwas später, die meisten aber ohne alles Fieber oder sonstige Zufälle.

Diese Seuche gewann um so größere Kraft, da sie durch den Verkehr von denen, die an ihr krankten, auf die Gesunden überging, wie das Feuer trockene oder brennbare Stoffe ergreift, wenn sie ihm nahe gebracht werden. Ja so weit erstreckte sich dies Uebel, daß nicht allein der Umgang die Gesunden ansteckte und den Keim des gemeinsamen Todes in sie legte, sondern schon die Berührung der Kleider oder anderer Dinge, die ein Kranker gebraucht oder angefaßt hatte, schien die Krankheit dem Berührenden mitzutheilen. Unglaublich scheint, was ich jetzt zu sagen habe, und wäre es nicht von den Augen vieler, sowie von meinen eigenen wahrgenommen, so würde ich mich nicht getrauen, es zu glauben, hätte ich es auch von glaubwürdigen Leuten gehört. Ich sage nämlich, daß die ansteckende Kraft dieser Seuche mit solcher Gewalt von einem auf den andern überging, daß sie nicht allein vom Menschen dem Menschen mitgetheilt ward, sondern daß auch, was viel mehr sagen will, häufig und unverkennbar andere Thiere, außer dem Menschengeschlechte, wenn sie Dinge berührten, die einem an der Pest Leidenden oder daran Gestorbenen gehört hatten, vom Krankheitsstoffe behaftet wurden und in kurzem an diesem Uebel starben. Von dieser Erscheinung habe ich außer andern malen insbesondere eines Tages mit eigenen Augen, wie ich schon oben erwähnte, das Beispiel gesehen, daß zwei Schweine die Lumpen eines armen Mannes, der an dieser Seuche gestorben war und die man auf die öffentliche Straße geworfen hatte, dort fanden, und nach der Art dieser Thiere anfangs mit dem Rüssel lange durchwühlten, und

dann mit den Zähnen ergriffen und hin und wieder schüttelten, nach kurzer Zeit aber, nach einigem Zucken, als hätten sie Gift genommen, auf die zu ihrem Unheil von ihnen erfaßten Lumpen todt zu Boden fielen.

Aus diesen und vielen andern ähnlichen und schlimmern Ereignissen entstand ein allgemeiner Schrecken und mancherlei Vorkehrung derer, die noch am Leben waren, welche fast alle zu ein und demselben grausamen Ziele hinstrebten, die Kranken nämlich, und was zu ihnen gehörte, zu vermeiden und zu fliehen, in der Hoffnung, auf solche Weise sich selber zu retten. Einige waren nun der Meinung, durch ein mäßiges Leben und durch Enthaltsamkeit von allem Ueberflusse vermöge man besonders diesem Uebel zu widerstehen. Diese thaten sich in kleinern Kreisen zusammen und lebten, getrennt von den Uebrigen, verschlossen in Häusern, in welchen kein Kranker sich befand, beieinander. Hier genossen sie die feinsten Speisen und die ausgewähltesten Weine mit großer Mäßigkeit und ergötzten sich, jede Ausschweifung vermeidend, mit Musik und andern Vergnügungen, die ihnen zu Gebote standen, ohne sich dabei von jemand sprechen zu lassen und um Krankheit oder Tod außer ihrer Wohnung irgend zu bekümmern. Andere aber waren der entgegensetzten Meinung zugethan, und versicherten, viel zu trinken, gut zu leben, mit Gesang und Scherz umherzugehen, in allen Dingen, soweit es sich thun ließe, seine Lust zu befriedigen, und über jedes Ereigniß zu lachen und zu spaßen, sei das sicherste Heilmittel für ein solches Uebel. Diese verwirklichten denn auch ihre Reden nach Kräften; sie gingen bei Nacht wie bei Tag bald in dieses, bald in jenes Weinhaus, tranken ohne Maß und Ziel, und thaten dies alles in fremden Häusern noch weit ärger, ohne dabei nach etwas anderm zu fragen, als ob dort zu finden sei, was ihnen zu Lust und Vergnügen dienen konnte. Dies wurde ihnen auch leicht; denn als wäre sein Tod gewiß, so hatte ein jeder sich und alles, was ihm gehörte, aufgegeben.

Dadurch waren die meisten Häuser herrenlos geworden, und der Fremde bediente sich ihrer, wenn er sie zufällig betrat, ganz wie es der Herr selbst gethan haben würde. Wie sehr aber auch die, welche also dachten, ihrem viehischen Vorhaben nachgingen, so vermieden sie doch auf das sorglichste, den Kranken zu begegnen. In solchem Jammer und solcher Betrübniß der Stadt war auch das ehrwürdige Ansehen der menschlichen wie der göttlichen Gesetze fast ganz gesunken und zerstört; denn ihre Diener und Vollstrecker waren gleich den übrigen Einwohnern alle krank oder todt, oder hatten mindestens so wenig Leute behalten, daß sie keiner ihrer Amtsverrichtungen mehr vorzustehen vermochten. Darum konnte sich denn ein jeder erlauben, was er immer wollte. Viele andere indeß schlugen einen Mittelweg zwischen den beiden obengenannten ein und beschränkten sich weder im Gebrauch der Nahrungsmittel so sehr, wie die ersten, noch hielten sie im Trinken und andern Ausschweifungen so wenig Maß, als die zweiten. Vielmehr bedienten sie sich der Speise und des Trankes zur Genüge und schlossen sich auch nicht ein, sondern gingen umher und hielten Blumen, oder duftende Kräuter, oder sonstige Wohlgerüche verschiedener Art in den Händen und rochen häufig daran, überzeugt, es sei besonders heilsam, durch solchen Duft das Gehirn zu erquicken; denn die ganze Luft schien von den Ausdünstungen der todten Körper, von den Krankheiten und Arzeneien stinkend und beklemmend. Einige aber waren grausamer gesinnt, obgleich sie vermuthlich sicherer gingen und sagten, kein Mittel sei gegen die Seuchen so wirksam und zuverlässig, als vor ihnen zu fliehen. In dieser Ueberzeugung verließen viele, Männer wie Weiber, ohne durch irgendeine Rücksicht sich halten zu lassen, allein auf die eigene Rettung bedacht, ihre Vaterstadt, ihre Wohnungen, ihre Verwandten und ihr Vermögen, und flüchteten sich auf ihren eignen oder gar auf einen fremden Landsitz; als ob der Zorn Gottes, der durch diese Seuche die Ruchlosigkeit

der Menschen bestrafen wollte, sie nicht überall gleichmäßig erreichte, sondern nur diejenigen vernichtete, die sich innerhalb der Mauern dieser Stadt betreten ließen, oder als ob niemand mehr in der Stadt verweilen solle und deren letzte Stunde gekommen sei.

Obgleich nun diese verschieden Gesonnenen nicht alle starben, so kamen sie doch auch nicht alle davon, sondern viele von den Anhängern einer jeden Meinung erkrankten, wo sie sich auch befanden, und verschmachteten fast ganz verlassen, wie sie das Beispiel dazu, so lange sie gesund waren, denen, die gesund blieben, selber gegeben hatten. Ich schweige davon, daß ein Mitbürger den andern vermied, daß der Nachbar fast nie den Nachbar pflegte und daß die Verwandten selten oder nie einander besuchten; aber mit solchem Schrecken hatte dieses Elend die Brust der Männer wie der Weiber erfüllt, daß ein Bruder den andern im Stiche ließ, der Oheim seinen Neffen, die Schwester den Bruder und oft die Frau den Mann, ja was das Erschrecklichste ist und kaum glaublich scheint, Väter und Mütter weigerten sich, ihre Kinder zu besuchen und zu warten, als wären es nicht die ihrigen. In dieser allgemeinen Entfremdung blieb den Männern und Frauen, die erkrankten, und ihre Zahl war unermeßlich, keine Hülfe, außer dem Mitleiden der wenigen Freunde, die sie nicht verließen, oder dem Geize der Diener, die sich vom großen und übermäßigen Lohne zum Dienen bewegen ließen. Aber auch der letztern waren nicht viele zu finden, und die sich noch dazu hergaben, waren Männer oder Weiber von geringer Einsicht, die meistens auch zu solchen Dienstleistungen gar kein Geschick hatten und kaum etwas anderes thaten, als daß sie den Kranken dies oder jenes darreichten, was sie gerade verlangten, oder zusahen, wenn sie starben. Dennoch gereichte ihnen oft ihr Gewinn bei solchem Dienste zum Verderben. Daraus, daß die Kranken von ihren Nachbarn, Verwandten und Freunden verlassen wurden und nicht leicht Diener finden konnten,

entstand der Gebrauch, dessen gleichen man nie vorher gehört hatte, daß nämlich Damen, wie vornehm, gesittet und schön sie auch waren, wenn sie erkrankten, sich durchaus nicht scheueten, von Männern, mochten diese jung oder alt sein, sich bedienen zu lassen und ihnen, ganz als ob es Frauenzimmer wären, sobald die Bedürfnisse der Krankheit es erforderten, ohne alle Scham jeden Theil ihres Körpers zu entblößen. Vielleicht hat diese Gewohnheit bei manchen, die wieder genasen, in späterer Zeit einigen Mangel an Keuschheit veranlaßt. Außerdem starben aber auch viele, die vermuthlich, hätte man ihnen Hülfe gebracht, am Leben geblieben wären.

So war denn, theils wegen Entbehrung der nöthigen Dienste, theils wegen Heftigkeit der Seuche, die Zahl der täglich und nächtlich in der Stadt Gestorbenen so groß, daß man sich entsetzte, wenn man sie erfuhr, geschweige denn, wenn man das Elend selbst mit ansah. Daraus entstand aber auch fast unvermeidlich unter denen, die am Leben blieben, manche Unregelmäßigkeit, die den frühern Gebräuchen der Bürger widersprach. So war es Sitte, und wir sehen sie noch heute befolgen, daß die Nachbarinnen und Verwandtinnen nach jemandes Tode mit denen, die dem Verstorbenen am nächsten angehört hatten, im Hause des letztern zusammenkamen und klagten; auf der andern Seite versammelten sich die männlichen Mitglieder seiner Familie, und Nachbarn und andere Bürger in Menge vor seiner Thür; auch kam die Geistlichkeit, je nach den Umständen des Verstorbenen, dazu, und dann wurde die Leiche auf den Schultern seiner Genossen bei angezündeten Wachskerzen mit Gesang und andern Begräbnißfeierlichkeiten zu der Kirche getragen, die jener noch vor seinem Tode sich ausgewählt hatte. Als indeß die Heftigkeit der Seuche zu steigen begann, hörten diese Gebräuche alle oder großentheils auf, und andere erzeugten sich an deren Stelle. Denn nicht allein starben die meisten, ohne daß viele Weiber zusammengekommen wären, sondern gar

manche verließen dies Leben ohne die Gegenwart eines einzigen Zeugen, und nur wenigen wurden die mitleidigen Klagen und die bittern Thränen ihrer Angehörigen gewährt. Statt dieser hörte man meistens geselliges Lachen, Scherze und Gespött; eine Weise, welche die Frauen, die weibliches Mitleid größtentheils verleugneten, um sich gegen die Krankheit zu verwahren, meisterlich gelernt hatten. Selten waren diejenigen, deren Körper von mehr als zehn oder zwölf Nachbarn zur Kirche begleitet wurden. Dabei trugen nicht achtbare und befreundete Bürger die Bahre, sondern eine Art Todtengräber, die sich aus dem geringen Volke zusammengefunden hatten und Pestknechte genannt wurden, gingen eilfertig mit dem Sarge und vier oder sechs Geistlichen nicht in die vom Verstorbenen vor dem Tode bestimmte, sondern in die nächste beste Kirche, manchmal mit ein wenig Licht, manchmal aber auch ohne das. Hier thaten die Geistlichen mit Hülfe der Pestknechte den Todten, ohne sich zu langen Feierlichkeiten Zeit zu nehmen, in die erste Gruft, welche sie offen fanden.

Die Lage des gemeinen Mannes, und wol auch der meisten vom Mittelstande, gewährte einen noch viel elendern Anblick. Sie wurden großentheils von Hoffnung oder Armuth in ihren Häusern zurückgehalten und verkehrten mit den Nachbarn, weshalb sie denn täglich zu Tausenden erkrankten und bei gänzlichem Mangel an Pflege und Hülfe rettungslos starben. Viele waren, die bei Tag oder Nacht auf öffentlicher Straße verschieden, viele, die ihren Geist in den Häusern aufgaben und ihren Nachbarn nicht eher, als durch den Gestank, der aus ihren faulenden Leichen aufstieg, Kunde von ihrem Tode gaben. So war von den einen wie von den andern alles voll; denn überall starben Menschen. Dann befolgten die Nachbarn meistens die gleiche Weise, zu welcher sie ebenso sehr aus Furcht, daß die Fäulniß der Leichname ihnen schaden werde, als aus Mitleiden für die Verstorbenen bewogen wurden. Sie schleppten nämlich entweder

selbst, oder mit Hülfe einiger Träger, wenn sie deren bekommen konnten, die Körper der Verstorbenen aus ihren Wohnungen und legten sie vor den Thüren nieder. Hier würde, wer besonders am Morgen durch die Stadt gegangen wäre, der Leichen unzählige liegen gesehen haben. Dann ließen sie Bahren kommen, und manche waren, die, in Ermangelung deren, ihre Todten auf ein bloßes Bret legten. Auch geschah es, daß auf einer Bahre zwei oder drei davongetragen wurden, und nicht ein, sondern viele male hätte man zählen können, wo dieselbe Bahre die Leichen des Mannes und der Frau, oder zweier und dreier Brüder, oder des Vaters und seines Kindes trug. Oft ereignete sich es auch, daß, wenn ein paar Geistliche vor einem mit dem Kreuze hergingen, sich gleich drei oder vier Bahren mit anschlossen, und die Priester, die einen Todten begraben zu sollen glaubten, nun deren sechs, acht, und zuweilen noch mehrere hatten. Dabei wurden dann die Gestorbenen mit keiner Thräne, Kerze oder Begleitung geehrt, vielmehr war es so weit gekommen, daß man sich nicht mehr darum kümmerte, wenn Menschen starben, als man es jetzt um den Tod einer Ziege thun würde. Dadurch sah man denn gar deutlich, daß ein geduldiges Ertragen der Ereignisse, welches der gewöhnliche Lauf der Welt durch kleines und seltenes Unglück auch den Weisen nicht zu lehren vermocht hatte, jetzt durch die Größe des Elends auch den Einfältigen mitgetheilt war. Da für die große Menge Leichen, die, wie gesagt, in jede Kirche täglich und fast stündlich zusammengetragen wurden, der geweihte Boden nicht zureichte, besonders wenn man nach alter Sitte jedem Todten eine besondere Grabstätte hätte einräumen wollen, so machte man, statt der kirchlichen Gottesäcker, weil diese bereits überfüllt waren, sehr tiefe Gruben und warf die neu Hinzukommenden in diese zu Hunderten. Hier wurden die Leichen aufgehäuft, wie die Waaren in einem Schiffe, und von Schicht zu Schicht mit ein wenig

Erde bedeckt, bis die Grube zuletzt bis an den Rand hin voll war.

Um indeß all unser Elend, das in der Stadt uns betroffen hat, nicht weiter in seinen Einzelheiten zu verfolgen, sage ich, daß, während so feindliches Geschick in ihr hauste, die umliegende Landschaft deshalb nicht um das mindeste mehr verschont blieb. Ich schweige von den Flecken, die in kleinerm Maßstabe gleichen Anblick, wie die Stadt, gewährten; aber auf den zerstreuten Landgütern und Mauerhöfen starben die armen, unglücklichen Landleute mit den ihrigen ohne allen ärztlichen Beistand und ohne Pflege eines Dieners auf Straßen und Feldern, wie in ihren Häusern, ohne Unterschied bei Tag und bei Nacht, nicht wie Menschen, sondern fast wie das Vieh. Darum wurden auch sie, gleich den Städtern, in ihren Sitten ausschweifend; sie bekümmerten sich um keine ihrer Sachen oder Angelegenheiten, sie dachten nicht daran, die Früchte ihres frühern Schweißes, ihrer Ländereien und ihres Viehstandes für die Zukunft zu pflegen und zu vermehren, sondern bemühten mit allem Scharfsinn sich allein, die vorhandenen zu verzehren, als erwarteten sie den Tod an demselben Tage, bis zu dem sie gelangt waren. Daher geschah es denn, daß Ochsen, Esel, Schafe, Ziegen, Schweine, Hühner, ja selbst Hunde, die dem Menschen doch am treuesten sind, von den Häusern, denen sie zugehörten, vertrieben, nach Gefallen auf den Feldern umherliefen, wo das Getreide verlassen stand und weder eingeerntet, noch auch geschnitten ward. Manche unter diesen kehrten, ohne irgend von einem Hirten angetrieben zu werden, als ob sie mit Vernunft begabt wären, nachdem sie den Tag über Nahrung gesucht hatten, gesättigt am Abend zu ihren Häusern zurück.

Was kann ich Stärkeres sagen, wenn ich mich nun vom Lande wieder zur Stadt zurück wende, als daß die Härte des Himmels, und vielleicht auch die der Menschen so groß war, daß man mit Gewißheit glaubt, vom März

bis zum nächsten Julius seien, theils von der Gewalt dieser bösartigen Krankheit, und theils wegen des Mangels an Hülfe, den manche der Kranken leiden mußten, weil die Gesunden aus Furcht vor Ansteckung sie in ihrer Noth verließen, über hunderttausend Menschen innerhalb der Mauern von Florenz dem Leben entrissen; während man vor diesem verheerenden Ereigniß der Stadt vielleicht kaum so viel Einwohner zugeschrieben haben würde! Ach, wie viele große Paläste, wie viel schöne Häuser und vornehme Wohnungen, die einst voll glänzender Dienerschaft, voll edler Herren und Damen gewesen waren, standen jetzt bis auf den geringsten Stallknecht leer! Wie viel denkwürdige Geschlechter blieben ohne Stammhalter, wie viele umfassende Verlassenschaften und berühmte Reichthümer ohne Erben! Wie viel rüstige Männer, schöne Frauen und blühende Jünglinge, die, anderer zu geschweigen, selbst Galen, Hippokrates und Aeskulap für durchaus gesund gehalten haben würden, aßen noch am Morgen mit ihren Verwandten, Gespielen und Freunden, um denselben Abend in jener Welt mit ihren Vorfahren Nachtmahl zu halten!

Es schmerzt mich selbst, so lange bei so großem Elend zu verweilen. Deshalb will ich nun die Erzählung aller der Ereignisse auslassen, die ich schicklich übergehen zu können glaube, und sage statt dessen, daß, während unter diesen Umständen unsere Stadt von Bewohnern fast verlassen stand, es, wie ich später von einer glaubwürdigen Person gehört habe, sich zutrug, daß sieben junge Damen, die einander sämmtlich als Freundinnen, Verwandte oder Nachbarinnen verbunden waren, sich eines Dienstags morgens in der ehrwürdigen Kirche Santa-Maria novella, die eben beinahe von niemand besucht war, trafen, nachdem sie in Trauerkleidern, wie sie für eine solche Zeit sich gehörten, dem Gottesdienste beigewohnt hatten. Keine von ihnen hatte das achtundzwanzigste Jahr überschritten, keine zählte deren weniger als achtzehn; eine jede war ver-

ständig, eine jede schön von Gestalt, von reinen Sitten und von anständiger Munterkeit; auch würde ich ihre wahren Namen nennen, hielte nicht ein guter Grund mich davon ab. Ich wünsche nämlich nicht, daß eine von ihnen um der Geschichten willen, die sie damals erzählt und angehört, und die ich in der Folge mittheilen werde, sich in Zukunft zu schämen habe, wie doch geschehen könnte, da die Sitten, welche um jene Zeit aus den oben erwähnten Gründen nicht nur ihrem, sondern auch viel reiferm Alter zu Erlustigungen die größte Freiheit ließen, inzwischen um vieles eingeschränkt worden sind; ebenso wenig möchte ich den Neidischen, welche immer bereit sind, löblichen Lebenswandel zu verleumden, Gelegenheit geben, durch üble Nachrede in irgendeiner Hinsicht den guten Ruf dieser ehrenwerthen Damen zu schmälern. Um indeß ohne Verwirrung unterscheiden zu können, was eine jede von ihnen sprach, denke ich ihnen fernerhin Namen beizulegen, die den Eigenschaften einer jeden vollständig oder theilweise entsprechen. Und so wollen wir denn die erste und im Alter am meisten vorgerückte, Pampinea nennen, die zweite Fiammetta, Philomela die dritte, die vierte Emilia, dann soll die fünfte Lauretta heißen, die sechste Neiphile und die letzte mag nicht ohne Grund Elise genannt werden.

Diese nun waren, nicht von irgendeinem Vorhaben dazu bestimmt, sondern von ungefähr an demselben Platze der Kirche zusammengekommen, wo sie bald das Vaterunserbeten aufgaben, sich fast im Kreise niedersetzten und nach einigen Seufzern untereinander von den schlimmen Zeiten viel und mancherlei zu reden begannen. Als dies eine Weile gewährt hatte, begann Pampinea, wie die andern schwiegen, also zu reden: „Liebe Mädchen, ihr werdet so gut als ich gehört haben, daß es niemand Schande bringt, auf gebührende Weise seines Rechts sich zu bedienen. Natürliches Recht eines jeden, der auf Erden geboren ward, ist es aber, sein Leben, soviel er ver-

mag, zu pflegen, zu erhalten und zu vertheidigen. Dies ist auch so anerkannt wahr, daß schon manche Leute andere Menschen getödtet haben, nur um das eigene Leben zu retten, ohne daß man es ihnen irgend zum Verbrechen hätte anrechnen können. Erlauben nun die Gesetze, denen es obliegt, darüber zu wachen, daß ein jeder recht lebe, solche Handlungen, wie viel mehr muß es uns und jedem andern freistehen, ohne daß wir dadurch irgendjemand zu nahe träten, alle Mittel, die wir kennen, zur Erhaltung unsers Lebens zu ergreifen. Indem ich jetzt unser Betragen an diesem Morgen, sowie an vielen andern vergangenen Tagen aufmerksam betrachte und bedenke, worüber und wie wir uns miteinander zu besprechen pflegen, so fühle ich, und gewiß, ihr könnt es ebenso wol fühlen, daß eine jede unter uns für sich selbst fürchtet. Auch wundere ich mich darüber keineswegs, wol aber darüber, daß, während wir alle weiblicher Aengstlichkeit theilhaftig sind, wir dennoch für unsere wohlbegründete gemeinsame Furcht den Schutz nicht suchen, der uns zu Gebote stände. Wir verweilen uns, meinem Bedünken nach, hier nicht anders, als wollten oder müßten wir Zeugniß darüber ablegen, wie viel Leichen hierher zum Begraben gebracht werden, oder ob die, welche hier im Kloster wohnen, und deren Zahl fast auf nichts zusammengeschmolzen ist, ihre Horen zur gehörigen Zeit singen, oder als dächten wir, durch unsere Trauerkleider einem jeden, der uns antrifft, anzuzeigen, wie groß und wie vielfach unser Elend sei. Verlassen wir aber diesen Ort, so sehen wir entweder Leichen und Kranke vorübertragen, oder wir begegnen denen, die einst um ihrer Verbrechen willen von der öffentlichen Rechtsbehörde zum Exil verdammt wurden und nun, jener gleichsam zum Trotz, weil sie die Vollstrecker der Gesetze todt oder krank wissen, mit lästigem Ungestüm durch die Straßen ziehen; oder wir sehen endlich die Hefen unserer Stadt, von unserm Blute erhitzt, unter dem Namen Pestknechte zu unserm Unglück überallhin reiten oder

gehen, während sie in schamlosen Liedern unser Unglück uns vorwarfen. Auch hören wir nie etwas anderes, als «die und die sind todt, jene andern liegen im Sterben», und außerdem würden wir, wären noch Leute vorhanden, die es thun könnten, nichts als schmerzliches Weinen vernehmen. Kehren wir endlich in unsere Wohnungen zurück; ich weiß nicht, ob ihr gleiches Schicksal mit mir theilt, aber ich fürchte mich, wenn ich von einer zahlreichen Familie niemand mehr als meine Magd antreffe; alle Haare sträuben sich mir zu Berge, und wo ich gehe und stehe glaube ich nur die Schatten meiner Verstorbenen nicht mit den gewohnten Zügen zu erblicken, sondern ich erschrecke vor ihrem fürchterlichen, ich weiß nicht wodurch so sehr entstellten Aussehen. Aus allen diesen Gründen fühle ich mich hier und anderwärts und zu Hause unglücklich, und das um so mehr, da es mir unmöglich scheint, daß irgendjemand, der noch Blut in seinen Adern hat und anderswohin zu gehn im Stande ist, außer uns hier geblieben sei. Auch habe ich gehört, daß, wenn noch einzelne hier sind, diese allein und in Gesellschaft, ohne zwischen anständigen und unanständigen Frauen einigen Unterschied zu machen, sobald die Lust sie dazu antreibt, mit einer jeden bei Tage und bei Nacht vornehmen, was ihnen am meisten Vergnügen gewährt. Und nicht allein die freien Leute, sondern auch die, welche in den Klöstern eingeschlossen sind, haben unter dem Vorwande, was den andern nicht verwehrt werden könne, müsse auch ihnen freistehen, die Gesetze des Gehorsams über den Haufen geworfen, sich den fleischlichen Lüsten ergeben und sind, in der Hoffnung, so dem Tode zu entgehen, ausschweifend und schamlos geworden.

Verhält es sich aber also, und, daß es sich so verhält, ist offenbar, was thun wir denn hier? Worauf warten und was träumen wir? Warum sind wir saumseliger und träger, unsere Gesundheit zu schützen, als alle unsere übrigen Mitbürger? Halten wir uns denn weniger

werth als die andern, oder denken wir, unsere Seele sei mit stärkern Banden an den Körper geknüpft, als die der übrigen es ist, und wir haben deshalb um nichts uns zu bekümmern, das unsere Gesundheit zu erschüttern vermöchte? Wir irren, wir betrügen uns; wie thöricht sind wir, wenn wir also wähnen! So oft wir uns daran erinnern, wie viele und wie kräftige Jünglinge und Mädchen von dieser grausamen Seuche hingerafft sind, erkennen wir den offenbarsten Beweis davon.

Um also nicht aus Trägheit oder Sorglosigkeit dem Unglück zu erliegen, dem, wenn wir wollten, wir vielleicht auf irgendeine Weise entgehen könnten, dächte ich, wiewol ich nicht weiß, ob ihr dieselbe Meinung als ich habt, es wäre am besten, wir entflöhen, so wie wir sind, wie so viele vor uns es gethan haben und noch thun, dieser Stadt und verweilten, die bösen Beispiele anderer wie den Tod verabscheuend, mit Anstand in unsern Besitzungen auf dem Lande, deren eine jede von uns in Menge hat, wo wir uns dann Freude, Lust und Vergnügen, soviel wir könnten, zu verschaffen suchten, ohne die Grenzen der Vernunft irgend zu überschreiten. Dort hört man die Vöglein singen, dort sieht man Hügel und Ebenen grünen, dort die Felder voller Getreide Wellen schlagen wie das Meer, dort erblickt man wol tausenderlei Bäume und der Himmel selbst zeigt sich dort offenbarer, der, wie erzürnt er auch gegen uns ist, doch den Anblick seiner ewigen Schönheiten, welcher um vieles erfreulicher ist als der der Mauern dieser Stadt, uns nicht entzieht. Außerdem ist die Luft dort frischer und der Vorrath an den Dingen, die man zum Lebensunterhalt bedarf, in jetziger Zeit dort größer, und geringer die Zahl der Unannehmlichkeiten. Denn obgleich die Landleute dort sterben, wie hier die Städter, so ist doch der üble Eindruck, der dadurch gemacht wird, um so geringer, als dort die Häuser und die Bewohner sparsamer verstreut sind, wie in der Stadt. Hier verlassen wir auf der andern Seite,

wie mich dünkt, niemand; vielmehr können wir umgekehrt uns verlassen nennen, da die unserigen entweder sterbend, oder dem Tode entfliehend, uns, als ob wir ihnen nicht zugehörten, in so großem Elend allein gelassen. Kein Tadel also kann auf uns fallen, wenn wir diesen Vorschlag annehmen; wol aber können uns Schmerz, Leiden und vielleicht der Tod betreffen, wenn wir ihn nicht befolgen. Beliebt es euch nun, so denke ich, es sei wohlgethan, wenn wir unsere Dienerinnen abrufen und uns die nöthigen Sachen nachbringen lassen; dann aber, heute hier und morgen dort, unter den Ergötzungen und Lustbarkeiten, welche die gegenwärtige Zeit uns bieten kann, verweilend, in diesem Leben so lange fortfahren, bis wir, wenn der Tod uns nicht zuvor erreicht, gewahr werden, daß der Himmel diese Leiden zu enden beschließe. Dabei will ich euch noch daran erinnern, daß ein ehrbares Entfernen uns nicht minder anstehen kann, als vielen der andern ein ehrloses Verweilen."

Die übrigen Damen lobten nicht allein, als sie Pampineen gehört, ihren Vorschlag, sondern hatten, voller Verlangen, ihn zu befolgen, schon mehrfach einzeln unter sich über die Art der Ausführung sich zu besprechen angefangen, als sollten sie, sobald sie von dort sich erhöben, auf der Stelle den Weg antreten. Philomela indeß, die sehr verständig war, sagte: „Mädchen, obgleich, was Pampinea sagt, sehr wohlgesprochen ist, so müssen wir doch die Sache nicht so übereilen, als ihr es zu thun willens scheint. Bedenket, daß wir alle Weiber sind, und keine unter uns ist noch so kindisch, daß sie nicht wüßte, wie übel Frauen allein berathen sind und wie schlecht wir ohne die Fürsorge eines Mannes uns anzustellen wissen. Wir sind veränderlich, eigensinnig, voller Verdacht, kleinmüthig und furchtsam, und aus allen diesen Gründen fürchte ich gar sehr, wenn wir niemand anders als uns selbst zum Führer nehmen, wird diese Gesellschaft sich früher und zu größerer Unehre für uns

auflösen, als sie es thun sollte. Darum ist es denn gut, daß wir, noch ehe wir anfangen, Vorsorge treffen.“ — Darauf sagte Elise. „Wahrlich, die Männer sind das Haupt der Weiber und ohne ihre Anordnung gedeihet selten eine unserer Unternehmungen zu löblichem Ende. Wie sollen wir diese Männer aber finden? Jede von uns weiß, daß die meisten ihrer Angehörigen todt sind und die andern, die noch am Leben geblieben, fliehen, ohne daß wir wüßten, wo sie sich befinden, der eine hier-, der andere dorthin, in verschiedener Gesellschaft das gleiche Uebel, dem auch wir zu entfliehen suchen. Fremde aufzufordern, würde sich nicht ziemen; denn, wenn wir unserm Heile nachgehen wollen, müssen wir uns so einzurichten wissen, daß wir nicht Verdruß und Schande ernten, wo wir Freude und Ruhe zu gewinnen suchten.“

Während diese Gespräche noch unter den Damen geführt wurden, traten unvermuthet drei junge Männer in die Kirche, unter denen indeß der jüngste kein geringeres Alter als fünfundzwanzig Jahre hatte, und in deren Herzen weder die Widerwärtigkeiten jener Zeit, noch der Verlust der Freunde und Verwandten, noch endlich die Furcht für ihr eigenes Leben die Liebe zu vertilgen oder abzukühlen vermocht hatte. Der erste unter ihnen hieß Pamphilus, Philostratus der zweite und Dioneus der dritte, von denen ein jeder gar unterhaltend und gebildet war. Diese suchten nun, zu ihrem größten Trost in so gewaltiger Erschütterung aller Dinge, ihre Damen zu sehen, die zufällig alle drei unter den genannten sieben sich befanden, wie denn auch der eine und der andere unter ihnen mit einigen der übrigen Mädchen durch Verwandtschaft verbunden war. Sie erblickten die Damen nicht so bald, als diese auch sie gewahr wurden, weshalb Pampinea lächelnd anhub: „Sehet, das Glück ist unserm Beginnen günstig und führt uns verständige und wackere Jünglinge zu, die gern unsere Führer und Diener sein werden, wenn wir nicht verschmähen wollen, sie zu die-

sem Amte anzunehmen." Neiphile aber wurde bei dieser Rede im ganzen Gesichte purpurroth vor Scham, denn sie wußte, daß einer der jungen Männer sie liebte, und sagte: „Pampinea, bei Gott, bedenke, was du sprichst. Ich weiß gewiß von keinem unter jenen, welcher es auch sei, irgendetwas anderes als lauter Gutes zu sagen; auch halte ich sie zu weit größern Dingen, als dieses ist, geschickt, und glaube gleichfalls, sie würden nicht allein uns, sondern auch viel Schönern und Würdigern, als wir es sind, gute und anständige Gesellschaft leisten. Weil es aber offenkundig ist, daß sie in einige, die sich unter uns befinden, verliebt sind, so fürchte ich, Tadel und Schande könnte uns ohne ihre und unsere Schuld daraus erwachsen, wenn wir sie mit uns nähmen." Philomela antwortete darauf: „Das hat nichts zu bedeuten; so lange ich sittsam lebe und mein Gewissen mir keine Vorwürfe macht, gilt es mir gleich, was man von mir redet; denn Gott und die Wahrheit werden zu meinem Schutze die Waffen ergreifen. Wären sie nur schon bereit, mit uns zu gehen, so könnten wir wahrlich, wie Pampinea sagte, uns rühmen, das Glück begünstige unsere Unternehmung." Als die übrigen Mädchen diese Worte der Philomela vernommen hatten, beruhigten sie sich nicht allein, sondern sie verlangten mit allgemeiner Uebereinstimmung, daß jene gerufen, die Plane der Mädchen ihnen mitgetheilt und sie um die Gefälligkeit, ihnen Gesellschaft zu leisten, ersucht würden. Zu dem Ende erhob sich Pampinea ohne weitere Worte und ging auf die Jünglinge zu, mit deren einem sie verwandt war, grüßte die im Anschaun der Mädchen Verweilenden mit heiterm Gesichte und bat sie im Namen aller, nachdem sie ihr Vorhaben zuvor auseinandergesetzt, daß sie sich entschließen möchten, mit reinen und brüderlichen Gesinnungen ihnen Gesellschaft zu leisten. Die Jünglinge glaubten anfangs, man wolle ihrer spotten; als sie aber sahen, die Dame rede im Ernst, antworteten sie freudig, sie seien bereit. Dann verabredeten

sie, ohne die Ausführung ferner aufzuschieben, noch ehe sie die Kirche verließen, was zum Behuf ihrer Abreise noch besorgt werden müsse.

Als sie nun in gehöriger Ordnung alles bereiten und an den Ort, wohin zu gehen sie zunächst beabsichtigten, hatten senden lassen, machten sich am andern Morgen, das heißt am Mittwoch, die Damen mit einigen ihrer Dienerinnen, und die drei Jünglinge mit dreien ihrer Leute bei Tagesanbruch auf den Weg. Sie verließen die Stadt, waren aber noch nicht mehr als zwei kleine Miglien weit von ihr entfernt, als sie schon an dem Orte anlangten, den sie fürs erste verabredet hatten. Es war derselbe auf einem kleinen Hügel gelegen, nach allen Richtungen von unsern Landstraßen ein wenig entfernt, und bewachsen mit mancherlei Gesträuchen und Pflanzen, die alle grünbelaubt und anmuthig zu sehen waren. Auf dem Gipfel dieser Anhöhe stand ein Palast mit einem schönen und großen Hofraum in der Mitte, reich an offenen Gängen, Sälen und Zimmern, die sowol insgesammt als jedes für sich betrachtet ausnehmend schön und durch den Schmuck heiterer Malereien ansehnlich waren. Rings umher lagen Wiesen und reizende Gärten mit Brunnen des kühlsten Wassers und Gewölben, die reich an köstlichen Weinen waren, sodaß sie eher für erfahrene Trinker als für mäßige, sittsame Mädchen geeignet schienen. Das Innere des Palastes fand die eintretende Gesellschaft zu ihrem nicht geringen Vergnügen reinlich ausgekehrt, die Betten gemacht, und alles voll der Blumen, welche die Jahreszeit mit sich brachte, und den Fußboden mit Binsen belegt. Als sie, kaum angekommen, sich niedergelassen hatten, sagte Dioneus, der vorzugsweise vor allen andern ein ergötzlicher junger Mann war und einen Vorrath von witzigen Einfällen besaß: „Damen, mehr euer Verstand als unser Entschluß hat uns hierher geführt. Was ihr mit euren Kümmernissen anzufangen meint, weiß ich nicht; die meinigen habe ich jenseit des Stadtthors zurückgelassen,

als ich vor kurzem mit euch hindurchgegangen bin. Deshalb entschließt euch denn insgesammt, entweder mit mir zu scherzen, zu lachen und zu singen, soweit es indeß für euren Anstand sich geziemt, oder verabschiedet mich, daß ich wieder meinen Sorgen nachgehe und in die geplagte Stadt zurückkehre." Ihm antwortete Pampinea, nicht minder fröhlich, als hätte auch sie bereits alle die ihrigen verscheucht: „Dioneus, sehr wohl hast du gesprochen; in Lust und Freuden müssen wir leben, denn aus keinem andern Grunde sind wir dem Jammer entflohen. Weil aber alles, was kein Maß und Ziel hat, nicht lange sich erhalten kann, so meine ich, welche ich die Reden, aus denen eine so schöne Gesellschaft hervorgegangen ist, begonnen habe, es sei nothwendig, daß wir übereinkommen, einen Oberherrn zu erwählen, dem wir dann als unserm Gebieter gehorchen und Ehre erweisen, und dem die Sorge, unser heiteres Leben anzuordnen, allein überlassen bleibt. Damit indeß ein jeder von uns zugleich die Last dieser Pflichten und das Vergnügen des Vorranges empfinde, und damit keiner leer ausgehend einen andern in dieser oder in jener Hinsicht beneiden könne, sage ich, Ehre und Beschwerde solle einem jeden für einen Tag zugetheilt werden. Wer unter uns der erste sein soll, das werde durch unsere gemeinschaftliche Wahl entschieden. In Zukunft aber mögen um die Abendstunde der oder die nachfolgen, die dem oder der belieben werden, welchen an jenem Tage die Herrschaft zugestanden haben wird. Wer nun auf solche Weise regiert, der möge während der Dauer seiner Herrschaft nach Willkür über Zeit, Ort und Einrichtung unseres Lebens verfügen und bestimmen."

Auf das beifälligste nahm die Gesellschaft diese Worte auf und wählte sie zuerst einstimmig zur Königin des ersten Tages. Philomele aber lief eilig nach einem Lorberstrauche; denn oft genug hatte sie sagen gehört, wie ehrenwerth dessen Zweige seien, und wie vieler Ehre der würdig sein müsse, der mit ihnen bekränzt zu werden

verdiene. So brach sie denn einige Reiser von ihm ab und krönte Pampineen mit dem daraus geflochtenen stattlichen Kranze, der von diesem Tage an, so lange die Gesellschaft beisammen blieb, für einen jeden als sichtbares Zeichen der königlichen Macht und Herrlichkeit diente.

Pampinea, die nun Königin war, gebot jedermann Stillschweigen und sagte, als alle aufmerkten und die Diener der drei jungen Männer, nebst den vier Dienerinnen der Mädchen auf ihren Befehl erschienen waren: „Um euch allen zum Anfang eine Probe zu geben, auf welchem Wege wir, vom Guten zum Bessern fortschreitend, unsere Gesellschaft in Anstand und Vergnügen, und ohne daß unser guter Ruf darunter leidet, so lange aufrecht erhalten können, als es uns gefallen wird, ernenne ich zuvörderst Parmenus, den Diener des Dioneus, zu meinem Seneschall; ihm übertrage ich Sorge und Aufsicht über die ganze Dienerschaft, über Küche und Keller. Syriscus, des Pamphilus Diener, sei unter des Parmenus Oberbefehl unser Rechnungsführer und Schatzmeister. Tyndarus mag Philostratus, seinem Herrn, und den beiden andern Männern im Zimmer aufwarten, wenn deren Diener durch ihre neuen Pflichten daran gehindert sind. Meine Mysia und Philomelens Lycisca können ausschließlich den Küchendienst besorgen und die Speisen, wie Parmenus es ihnen auftragen wird, sorgfältig bereiten. Der Chimera und Stratilia, den Dienerinnen der Lauretta und Fiammetta, bleibe es überlassen, die Stuben von uns Mädchen in Ordnung zu halten und für die Sauberkeit der Gesellschaftszimmer Sorge zu tragen. Alle aber insgemein sollen sich auf unsern ausdrücklichen Befehl und bei dem Verluste unserer Gunst wol hüten, uns, wo immer sie hingehen, wo sie auch herkommen, was sie sehen oder hören mögen, andere als gute Nachrichten von außen herzubringen.“

Kaum hatte Pampinea diese Befehle, die allgemeinen Beifall fanden, in der Kürze ertheilt, als sie munter auf-

stand und sagte: „Hier gibt es Gärten und frische Wiesen, hier sind der freundlichen Plätze die Menge. So möge denn ein jeder nach Gefallen lustwandeln gehen, sich aber, wenn die dritte Morgenstunde schlägt, hier wieder einfinden, damit wir noch im Kühlen speisen können."

So gingen denn die jungen Männer, wie die neue Königin also die muntere Gesellschaft entlassen hatte, in ergötzlichen Gesprächen mit den schönen Mädchen langsamen Schritts in dem Garten einher, wanden sich bunte Kränze aus mancherlei Blumen und sangen Lieder der Liebe. Inzwischen war die Zeit, welche die Königin ihnen gewährt hatte, verstrichen, und sie kehrten nach dem Hause zurück, wo sie fanden, wie rühmlich Parmenus sein Amt bereits angetreten hatte. In einem Saale des Erdgeschosses waren die Tafeln mit schneeweißem Linnen gedeckt, Trinkgläser, die gleich Silber glänzten, standen umher und alles war mit Ginsterblumen zierlich aufgeputzt. Das Wasser zum Händewaschen ward auf Geheiß der Königin herumgereicht, und dann setzten sich alle in der von Parmenus bestimmten Ordnung. Leckere Speisen wurden aufgetragen und der Tisch mit köstlichen Weinen besetzt, worauf die drei Diener, ohne viel Worte zu verlieren, den Tafeldienst verrichteten. Die gute Bereitung und Anordnung der Mahlzeit erheiterte jeden, und gefällige Scherze und gemeinsame Heiterkeit würzten die Gerichte.

Die Mädchen und nicht minder die jungen Männer verstanden sich sämmtlich auf den Ringeltanz. Einige unter ihnen besaßen aber besondere Geschicklichkeit in Spiel und Gesang. Darum ließ die Königin, als die Tische abgeräumt waren, musikalische Instrumente herbeibringen; Dioneus nahm auf ihren Befehl die Laute, Fiammetta eine Geige, und sie fingen anmuthig miteinander einen Tanz zu spielen an. Die Königin schickte die Diener zum Essen und tanzte dann mit den andern Damen und den zwei jungen Männern nach dieser Musik im langsamen Zeitmaße einen Ringeltanz. Dem Tanze folgten

anmuthige und muntere Lieder, und in solcher Abwechselung vergnügte sich die Gesellschaft so lange, bis die Königin glaubte, es sei zur Mittagsruhe Zeit. Darauf entließ sie alle; die Jünglinge fanden ihre Zimmer von denen der Mädchen getrennt, mit feingedeckten Betten versehen und mit Blumen nicht weniger als der Speisesaal geschmückt; die Mädchen ebenso die ihrigen. Worauf die einen und die andern sich entkleideten und schlafen legten.

Die dritte Nachmittagsstunde hatte noch nicht lange geschlagen, als die Königin aufstand und die andern Damen, desgleichen die jungen Männer wecken ließ, weil das lange Schlafen bei Tage, wie sie versicherte, der Gesundheit nachtheilig sei. Als alle beisammen waren, suchten sie sich einen Rasenplatz aus, der gar hohes und frisches Gras hatte, der Sonne unzugänglich war und eben von einem sanften Lüftchen gekühlt ward. Hier setzten sie sich nach der Königin Geheiß auf dem Rasen in die Runde und sie begann zu sprechen: „Ihr seht, die Sonne steht noch hoch, die Hitze ist drückend, und nur das Geschrei der Heuschrecken von den Olivenbäumen her unterbricht die schwüle Stille. So wäre es denn offenbare Thorheit, jetzt ausgehen zu wollen. Hier ist es, wie ihr seht, kühl und angenehm zu weilen; auch sind Bret- und Schachspiele zur Hand, und jeder kann hier seinem Vergnügen, wie es ihm am besten dünkt, nachgehen. Wolltet ihr jedoch in diesem Stücke meinem Rathe folgen, so möchten wir nicht mit Spielen, welche immer dem einen Theile verhältnißmäßig größern Verdruß gewähren als dem andern, oder gar dem Zuschauer Vergnügen, sondern mit Geschichtchen uns diese heißen Tagesstunden vertreiben, da, wenn deren einer erzählt, die ganze Gesellschaft, die ihm zuhört, sich daran ergötzen kann. Noch ehe wir alle an die Reihe gekommen sein werden, eine Geschichte zu erzählen, wird die Sonne sich gesenkt und die Hitze nachgelassen haben, und dann können wir lustwandeln gehn, wohin es euch gefallen wird. Seid ihr

nun mit dem zufrieden, was ich euch vorgeschlagen habe, so wollen wir danach thun; doch will ich hierin ganz eurer Meinung folgen; gefällt euch also mein Vorschlag nicht, so mag bis Abend ein jeder vornehmen, zu was er Lust hat." Die Mädchen erklärten sich, einstimmig mit den Männern, für das Erzählen. „Wohl", sagte die Königin, „da ihr denn wollt, möge für diesen ersten Tag noch ein jeder Geschichten von beliebigem Inhalte erzählen." Darauf wandte sie sich zu Pamphilus, der zu ihrer Rechten saß, und forderte ihn freundlich auf, mit einer Geschichte aus seinem Vorrathe den Anfang zu machen. Pamphilus aber hub, als er kaum den Befehl vernommen, während Alle aufmerkten, also zu reden an:

Erste Geschichte.

Herr Chapelet täuscht einen heiligen Pater durch falsche Beichte und stirbt. Trotz des schlechten Lebens, das er geführt, kommt er nach seinem Tode in den Ruf der Heiligkeit und wird Sanct Chapelet genannt.

Es gehört sich, ihr lieben Damen, ein jedes Ding, das der Mensch unternimmt, mit dem heiligen und wunderbaren Namen dessen zu beginnen, der alle Dinge geschaffen hat. Darum denke ich denn, der ich als der erste bei unsern Erzählungen den Anfang machen soll, von einer jener wunderbaren Fügungen anzuheben, deren Kunde unser Vertrauen auf ihn, als auf den Unwandelbaren, bestärken und uns lehren wird, seinen Namen immerdar zu preisen. Es liegt am Tage, daß die weltlichen Dinge, sowie sie insgesammt vergänglich und sterblich, so auch nach innen und außen reich an Leiden, Qual

und Mühe sind und unzähligen Gefahren unterliegen, welchen wir, die wir mitten unter ihnen leben und selber einen Theil von ihnen ausmachen, weder widerstehen, noch sie abwehren könnten, wenn Gott uns nicht durch seine besondere Gnade die nöthige Kraft und Fürsorge liehe. Von dieser Gnade haben wir uns nun keineswegs einzubilden, daß sie um irgendeines Verdienstes willen, das wir hätten, über uns komme, vielmehr geht sie nur von seiner eignen Huld aus und wird den Bitten derer gewährt, die einst wie wir sterblich waren, jetzt aber, weil sie, solange sie lebten, seinem Gefallen Folge geleistet, im Himmel mit ihm der ewigen Seligkeit genießen. An diese letzten, als an Fürsprecher, die unsere Schwäche und Gebrechlichkeit aus eigener Erfahrung kennen, richten wir vorzugsweise unser Verlangen nach den Gegenständen unserer Wünsche, welches wir vielleicht nicht wagen würden, unserm höchsten Richter gegenüber laut werden zu lassen. Um so überschwenglichere Gnade haben wir aber in ihm zu erkennen, da es wol manchmal geschehen mag, daß wir, deren sterbliches Auge auf keine Weise in das Geheimniß des göttlichen Willens eindringen kann, durch falsches Dafürhalten irre geleitet, den zu unserm Vertreter vor der Majestät Gottes erwählen, den er von seinem Angesicht verbannt hat, und daß, dessenungeachtet er, vor dem nichts verborgen ist, mehr auf die reine Gesinnung des Bittenden, als auf dessen Unwissenheit oder auf des Angerufenen Verdammung sieht und das Gebet ebenso erhört, als ob der vermeintliche Fürsprecher die Seligkeit seiner Anschauung genösse. Daß sich dem also verhalte, wird aus der Geschichte, die ich euch erzählen will, offenbar hervorgehen. Offenbar sage ich, nur nach menschlichem Dafürhalten, da Gottes Rathschlüsse uns verborgen bleiben.

Es wird uns nämlich berichtet, daß Musciatto Franzesi, als er von einem reichen und angesehenen Kaufherrn zum Edelmanne geworden war und nun mit dem Bruder des Königs von Frankreich, dem von Papst Bonifaz her-

beigerufenen und unterstützten Karl Ohneland nach Toscana ziehen sollte, sich entschloß, die Besorgung seiner Angelegenheiten, welche, wie es bei Kaufleuten der Fall zu sein pflegt, durch vielfache Verzettelung äußerst verwickelt geworden waren, mehreren Bevollmächtigten zu übertragen. Für alles fand er Rath, nur blieb er ungewiß, wo er jemand auftreiben wollte, der geschickt wäre, die Schulden einzuziehn, die er bei einigen Burgundern ausstehen hatte. Der Grund seines Bedenkens lag darin, daß ihm wohlbekannt war, wie wortbrüchiges, händelsüchtiges und abscheuliches Volk die Burgunder sind, und daß er sich auf niemand besinnen konnte, der abgefeimt genug gewesen wäre, um ihrer Bösartigkeit mit Erfolg das Widerspiel zu halten. Als er in solchem Zweifel lange hin und her gesonnen hatte, fiel ihm ein gewisser Ciapperello von Prato ein, der sein Haus in Paris oft zu besuchen pflegte. Die Franzosen, die den Namen Ciapperello nicht verstanden und der Meinung waren, er wolle soviel sagen, als chapeau, was in ihrer Landessprache Kranz bedeutet, nannten diesen Mann, der klein von Gestalt und gar sehr geschniegelt war, seiner Kleinheit halber nicht Chapeau, sondern Chapelet, unter welchem Namen er denn überall bekannt war, während nur wenige wußten, daß er Ciapperello heiße.

Das Leben, das dieser Chapelet führte, war folgendermaßen beschaffen. In seinem Berufe als Notar hielt er es für eine große Schande, wenn eins der von ihm angefertigten Instrumente, obgleich er deren wenige machte, anders als gefälscht befunden worden wäre. Solcher falschen Urkunden aber machte er soviel man nur wollte, und dergleichen lieber umsonst, als rechtmäßige für schwere Bezahlung. Falsches Zeugniß legte er auf Verlangen und von freien Stücken besonders gern ab, und da in Frankreich die Eidschwüre um jene Zeit in höchstem Ansehen standen, ihm aber auf einen Meineid nichts ankam, gewann er unrechtmäßiger Weise alle Processe, in denen er

die Wahrheit nach seinem Gewissen zu beschwören berufen ward. Ausnehmendes Wohlgefallen fand er, und großen Fleiß wandte er daran, unter Freunden, Verwandten oder was sonst immer für Leuten Unfrieden und Feindschaft anzuzetteln, und je größeres Unglück daraus entstand, desto mehr freute er sich. Wurde er aufgefordert, jemand umbringen zu helfen oder an einer andern Schandthat theilzunehmen, so weigerte er sich niemals und war der erste auf dem Platz. Oft war er auch bereit, mit eigenen Händen zu morden und zu verwunden. In seiner beispiellosen Heftigkeit lästerte er Gott und alle Heiligen um jeder Kleinigkeit willen auf das gräßlichste. In der Kirche ließ er sich niemals antreffen und verspottete alle christlichen Sacramente mit den verruchtesten Worten. Desto besser war er dafür in den Schenken und andern Sündenhäusern einheimisch. Weiber hatte er so lieb, wie der Hund den Knüttel; in dem umgekehrten Laster aber schwelgte er ärger als der heilloseste Sünder. Aus Rauben und Stehlen hätte er sich ebenso wenig ein Gewissen gemacht, als ein Heiliger daraus, Almosen zu geben. Er fraß und soff in solchem Uebermaße, daß er mehrmals knapp mit dem Leben davon kam. Spielen und im Spiele Betrügen trieb er wie ein Handwerk. Doch, wozu so viel Worte? Genug, er war der schändlichste Mensch, der vielleicht je geboren ward, und schon seit langer Zeit konnten nur die Macht und das Ansehen des Herrn Musciatto ihm bei seinen Verbrechen durchhelfen; sodaß weder die Einzelnen, die er häufig, noch die Gerichte, die er fortwährend beleidigte, Hand an ihn legten.

Dieser Ciapperello also war es, den Herr Musciatto, welcher seinen Lebenswandel auf das genaueste kannte, jetzt als den rechten Mann, um der burgundischen Bosheit die Spitze zu bieten, auserkor. So ließ er ihn denn rufen und sprach zu ihm: „Chapelet, ich stehe, wie du weißt, im Begriff, ganz von hier wegzuziehen, und da ich unter andern noch mit einer Anzahl Burgunder zu thun habe,

so kenne ich niemand, dem ich mich besser, als dir, anvertrauen könnte, um von so betügerischem Volke mein Geld einzutreiben. Du hast jetzt nichts zu thun, und, willst du diese Angelegenheit übernehmen, so verspreche ich dir, dich mit den Gerichten auszusöhnen und dir an dem, was du mir einkassirst, einen Antheil zu lassen, daß du zufrieden sein kannst." Herr Chapelet, der müßig ging, auch an dem Zeitlichen keinen Ueberfluß hatte und nun den verlieren sollte, der lange Zeit sein Stab und seine Stütze gewesen war, sagte, ohne langes Besinnen und gewissermaßen nothgedrungen, ja, er sei gern bereit.

Nach gehöriger Verabredung und nach Empfang der Vollmacht des Herrn Musciatto und der Gnadenbriefe des Königs reiste Chapelet, als Herr Musciatto Paris verlassen, nach Burgund, wo beinahe niemand ihn kannte. Hier fing er, wider seine Natur, ganz freundlich und sanftmüthig an, seinen Auftrag auszuführen und die Schulden einzufordern, gleichsam als wollte er sich die Bosheit bis zuletzt aufsparen.

Inzwischen war Chapelet zu zweien Brüdern aus Florenz ins Haus gezogen, die Geld auf wucherliche Zinsen liehen und ihm, dem Herrn Musciatto zu Liebe, viel Ehre erwiesen. In deren Hause erkrankte er jetzt, und, obgleich ihm die beiden Brüder sogleich geschickte Aerzte rufen, ihn durch ihre Diener pflegen ließen und überhaupt alles thaten, was zu seiner Heilung förderlich sein konnte, so war doch jede Hülfe vergeblich. Der gute Mann, der nachgerade alt war und liederlich gelebt hatte, wurde nach Aussage der Aerzte täglich schlechter und schlechter, und es zeigte sich zum großen Leidwesen der Brüder gar bald, daß Chapelet an keiner andern Krankheit, als an der des nahen Todes, leide. Diese beiden nun fingen eines Tages, nicht weit von dem Zimmer, wo Chapelet krank lag, also untereinander zu reden an: „Was sollen wir mit dem Menschen anfangen?" sagte der eine zum andern. „Wir sind auf allen Fall seinetwegen in einer sehr verdrießlichen Lage. Ihn jetzt, krank wie er ist, aus dem

Hause zu weisen, wäre gewiß unserm Rufe ebenso nachtheilig, als unüberlegt von unserer Seite; denn die Leute, die gesehen haben, wie wir ihn erst aufgenommen und für seine Pflege und Heilung gesorgt, würden überzeugt sein, daß er uns keinen Grund gegeben haben könne, ihn nun als einen Todtkranken aus unserm Hause zu thun. Auf der andern Seite aber ist er ein so gottloser Mensch gewesen, daß er weder wird beichten, noch Abendmahl oder letzte Oelung annehmen wollen, und stirbt er, ohne gebeichtet zu haben, so nimmt keine Kirche den Leichnam auf, und er wird wie ein todter Hund in die Grube geschmissen. Sollte er aber auch beichten, so sind seiner Sünden so viele und so verruchte, daß nichts dadurch gebessert wird; denn es wird sich weder Mönch noch Pfaffe finden, der ihn lossprechen könnte oder wollte, und, stirbt er ohne Absolution, so schmeißen sie ihn auch in die Grube. Kommt es aber so oder so, immer wird das ganze Volk, das ohnehin wegen unsers Gewerbes, das sie verabscheuen, äußerst schlecht auf uns zu sprechen ist und Lust genug haben mag, uns auszuplündern, offen gegen uns aufstehen und sagen: «Diese Hunde von Italienern, die man in der Kirche abweist, wollen wir nicht mehr bei uns leiden». Sie werden unser Haus stürmen und sich kein Gewissen daraus machen, uns nicht nur Hab und Gut zu nehmen, sondern gar leicht sich an unserm Leib und Leben vergreifen. So sind wir denn auf allen Fall bei Chapelet's Tode übel daran.“

Herr Chapelet, der, wie gesagt, nahe an dem Orte lag, wo die beiden redeten, und, wie man es meistentheils bei Kranken findet, ein feines Gehör hatte, verstand alles, was sie über ihn sagten. Er ließ sie zu sich rufen und sagte ihnen: „Ich wünschte nicht, daß ihr euch wegen meiner irgend Gedanken machtet oder in Furcht wäret, daß euch jemand um meinetwillen kränken möchte. Ich habe gehört, was ihr über mich gesprochen habt, und bin wohl überzeugt, daß es kommen würde, wie ihr sagt,

wenn das geschähe, was ihr voraussetzet: aber es soll schon anders gehen. Ich habe bei meinen Lebzeiten unserm Herrgott soviel zu Leide gethan, daß jetzt, wo ich sterbe, ein Streich mehr auch keinen Unterschied machen wird. Darum schafft mir nur den erfahrensten und frömmsten Mönch herbei, den ihr zu finden wißt, und, habt ihr den, so laßt mich nur machen, ich werde eure und meine Angelegenheit schon so besorgen, daß alles gut sein soll und ihr Ursache habt, zufrieden zu sein."

Obgleich die beiden Brüder daraus noch keine besondere Hoffnung schöpften, so gingen sie doch in ein Mönchskloster und verlangten nach einem frommen und verständigen Manne, der einem Italiener, welcher bei ihnen krank liege, Beichte hören könnte. Man gab ihnen einen bejahrten Mönch mit, der ein heiliges, musterhaftes Leben führte, ein großer Schriftgelehrter und gar ehrwürdiger Mann war und bei allen Mitbürgern in besonderm und hohem Ansehen der Heiligkeit stand. Diesen brachten sie zu dem Kranken.

Als er in die Kammer, wo Chapelet lag, eingetreten war und sich an sein Bette gesetzt hatte, hub er freundlich an, ihm Muth zuzusprechen, und dann erst frug er ihn, wie lange es her sei, seit er das vorige mal gebeichtet habe. Chapelet, der sein Leben lang nicht gebeichtet hatte, antwortete ihm: „Ehrwürdiger Vater, sonst ist es meine Gewohnheit, alle Woche wenigstens ein mal zur Beichte zu gehen, die manchen male ungerechnet, wo ich öfter gehe; aber, ich muß es gestehen, jetzt, seitdem ich krank geworden, sind schon ein Tager achte vergangen, ohne daß ich gebeichtet hätte, so viel Schmerzen hat die Krankheit mir gemacht." „Mein Sohn", sagte darauf der Mönch, „daran hast du wohl gethan, und also magst du auch in Zukunft thun. Doch, da du so oft beichtest, so sehe ich wohl, ich werde wenig Mühe haben, dich zu fragen und deine Antworten anzuhören." Chapelet sprach: „Herr Pater, sagt das nicht; wie oft und wie vielmals ich auch zur Beichte gegangen bin, so habe ich mich doch

nie dazu entschließen können, anders, als insgesammt alle meine Sünden, auf die ich mich besinnen konnte, vom Tage meiner Geburt an bis zum Tage, wo ich beichtete, zu bekennen. Darum bitte ich Euch denn, bester Vater, daß Ihr mich ebenso genau über alles befragt, als ob ich nie gebeichtet hätte. Und schont mich nur ja nicht etwa, weil ich krank bin; denn ich will viel lieber dieses mein Fleisch plagen, als aus Schonung dafür irgendetwas thun, was meiner unsterblichen Seele, die mein Heiland mit seinem kostbaren Blute losgekauft hat, zum Verderben gereichen konnte.“ Diese Worte hatten den ganzen Beifall des heiligen Mannes und schienen ihm von einem gesammelten Gemüthe Zeugniß zu geben.

Nachdem er also diese Gewohnheit Chapelet's sehr gegen ihn gelobt hatte, fing er an, ihn zu befragen, ob er sich je in Wollust mit Weibern versündigt habe. Ihm antwortete Chapelet mit einem Seufzer: „Mein Vater, was das betrifft, so schäme ich mich, Euch die Wahrheit zu sagen; denn ich fürchte, sie könnte für Ruhmredigkeit gelten.“ Der heilige Pater sagte dagegen: „Rede nur ruhig; denn wer die Wahrheit spricht, sei es in der Beichte oder bei anderer Gelegenheit, der sündigt niemals.“ „Nun denn“, erwiderte Chapelet, „weil Ihr mich darüber beruhigt, so will ich Euch nur sagen, ich bin noch ebenso rein und unbefleckt, wie ich aus dem Schoße meiner Mutter hervorgegangen bin.“ „Des möge Gott dich segnen“, sagte der Mönch. „Wie wohl hast du daran gethan! Und um so verdienstlicher ist deine Keuschheit, da du, wenn du gewollt hättest, weit eher das Gegentheil thun konntest, als wir und alle andern, die von einer Ordensregel gebunden sind.“

Sodann frug er, ob er je durch Schlemmerei sich Gottes Misfallen zugezogen habe. Mit einem lauten Seufzer antwortete Chapelet: allerdings und vielmals. Denn, während er sich gewöhnt habe, außer den vierzigtägigen Fasten, welche fromme Leute jährlich halten, auch allwöchentlich

wenigstens drei Tage lang mit Brot und Wasser zu fasten, so habe er das Wasser, vorzüglich wenn er von Gebeten oder Wallfahrten besonders angestrengt gewesen sei, mit derselben Lust und demselben Wohlgefallen getrunken, als nur der größte Säufer den Wein. Manchmal habe er sich auch Salat von grünem Kraute gewünscht, wie ihn die Bauerfrauen machen, wenn sie aufs Feld gehen, und das Essen habe ihm besser geschmeckt, als er meine, daß es einem schmecken dürfe, der aus Gottesfurcht faste, wie er es doch gethan habe. „Mein Sohn", sagte ihm darauf der Mönch, „das sind Sünden, welche die Natur mit sich bringt; die haben wenig zu bedeuten, und um ihretwillen möchte ich nicht, daß du dein Gewissen mehr, als Noth thut, beschwertest. Es geschieht jedem Menschen, wenn er auch noch so heilig ist, daß ihm nach langem Fasten das Essen gut schmeckt und nach großer Anstrengung das Trinken." „Ach, Herr Pater", antwortete Chapelet, „Ihr sprecht so, um mich zu beruhigen. Das solltet Ihr nicht thun. Euch ist ja bekannt, daß ich wohl weiß, alles, was man thut, um Gott zu dienen, soll man in ganz reiner Gesinnung und ohne einen Flecken der Lust thun, und wer dem zuwider handelt, der sündigt."

Höchlich zufrieden, sagte der Mönch: „Nun so freut es mich denn, daß du es so ansiehst, und ich lobe in diesem Stück dein ängstliches und sorgsames Gewissen. Aber sage mir, hast du dich durch Geiz vergangen und mehr verlangt, als du verlangen solltest, oder behalten, was du nicht behalten durftest?" „Ehrwürdiger Vater", erwiderte ihm Chapelet, „es sollte mir leid thun, wenn Ihr eine falsche Meinung von mir hättet, weil ich bei den Wucherern hier wohne. Ich habe keinen Theil an ihrem Handwerk; vielmehr bin ich zu ihnen gekommen, um ihnen ins Gewissen zu reden und sie von diesem abscheulichen Erwerbe abzubringen. Auch wäre mir das, wie ich glaube, gelungen, hätte mich Gott nicht so heimgesucht. Ich kann Euch aber sagen, daß mein Vater mir

ein schönes Vermögen hinterließ, von dem ich nach seinem Tode die größte Hälfte als Almosen vertheilte. Dann habe ich, um mich ernähren und den Armen Gottes beistehen zu können, meinen kleinen Handel getrieben und dabei allerdings den Erwerb im Auge gehabt; was ich aber erworben hatte, das habe ich immer mit den Armen zu gleichen Theilen getheilt, und meine Hälfte zu meiner Nothdurft verbraucht, die andere aber jenen geschenkt. Dafür hat mir aber auch mein Schöpfer beigestanden, daß meine Geschäfte täglich besser und besser gegangen sind."

„Daran hast du wohl gethan", sagte der Mönch. „Aber hast du dich etwa häufig erzürnt?" „Ja", sagte Herr Chapelet, „das habe ich freilich gar oft gethan. Und wer könnte sich wol dessen enthalten, wenn er die Menschen alle Tage die abscheulichsten Dinge treiben sieht, wenn er sieht, wie sie Gottes Gebote nicht halten und sein Gericht nicht fürchten? Wol zehnmal des Tages habe ich lieber todt als lebendig sein wollen, wenn ich sah, wie die jungen Leute den Eitelkeiten der Welt nachliefen, schworen und sich verschworen, in die Schenken, aber um die Kirche herumgingen und weit mehr auf den Wegen der Zeitlichkeit, als auf dem Wege Gottes wandelten." Darauf erwiderte der Mönch: „Mein Sohn, das ist ein edler Zorn, um dessentwillen ich für mein Theil dir keine Buße aufzulegen wüßte. Sage mir aber, wäre es vielleicht möglich, daß du dich irgendeinmal vom Zorne zu einem Morde, zu Schlägereien, oder zu Schimpfworten hättest verleiten lassen?" „Ach du meine Güte, Herr Pater", sagte Chapelet, „ich halte Euch für einen Mann Gottes; wie könnt Ihr doch solche Reden führen? Glaubt Ihr denn, ich bilde mir ein, daß, wenn mir nur der entfernteste Gedanke eingekommen wäre, irgendetwas von dem, was Ihr da genannt habt, zu thun, Gott mich so lange am Leben erhalten hätte? Dergleichen können ja nur Mörder und Straßenräuber thun; so oft ich solch einen gesehen, habe ich immer gesagt: Geh, und Gott bessere dich."

„Gott segne dich, mein Sohn", sprach der Pater; „so sage mir denn, ob du jemals gegen irgendwen falsches Zeugniß abgelegt, ihm üble Nachrede gemacht, oder, wider Willen des Eigenthümers, dich mit fremdem Gute bereichert hast?" „Ach ja, Herr Pater", sagte Chapelet, „was die üble Nachrede betrifft, freilich ja. Denn einmal, da hatte ich einen Nachbar, der, ohne auf der Welt irgendeinen Anlaß zu haben, seine Frau in einem fort prügelte. Da hat mich denn das Mitleid mit dem armen Weibe, die er, so oft er sich besoffen hatte, so gottesjämmerlich zurichtete, einmal so gepackt, daß ich gegen ihre Verwandten recht auf ihn gescholten habe." „Wohl denn", antwortete der Mönch; „nun sage mir aber, wie ich höre, so bist du ein Kaufmann gewesen; hast du niemals jemand nach Art der Kaufleute betrogen?" „Ja wahrhaftig, Herr Pater", sagte Herr Chapelet; „wie er hieß, das weiß ich aber nicht. Es war einer, der mir Geld brachte, was er mir für ein Stück Tuch, das ich ihm verkauft hatte, schuldig war. Nun that ich das Geld, ohne es zu zählen, in einen Kasten, und, reichlich einen Monat darauf, fand ich, daß es vier Heller mehr waren, als mir zukamen. Wol ein ganzes Jahr lang habe ich sie aufgehoben; weil ich aber den, dem sie gehörten, in der ganzen Zeit nicht mehr wieder sah, habe ich sie am Ende als Almosen verschenkt." „Das war eine Kleinigkeit", sagte der Mönch, „und du hast recht daran gethan, sie anzuwenden, wie du thatest."

Der fromme Mönch frug ihn noch außerdem nach mancherlei, worauf er immer in dieser Weise antwortete. So wollte denn jener schon zur Absolution schreiten, als Chapelet sprach: „Herr Pater, noch eine Sünde habe ich auf dem Gewissen, die ich Euch nicht gebeichtet." „Und die wäre?" sagte der Mönch. „Ich entsinne mich, antwortete jener, „daß ich eines Sonnabends gegen Abend von meinem Diener das Haus kehren ließ und so für den Tag des Herrn die schuldige Ehrfurcht außer Augen setzte."

„Mein Sohn“, erwiderte der Geistliche, „das hat weiter nichts zu bedeuten.“ „Sagt nicht, das habe nichts zu bedeuten“, entgegnete Chapelet; „den Sonntag soll man ehren; denn an diesem Tage war es, daß unser Heiland von den Todten auferstand.“ Darauf sagte der Mönch: „Und hast du sonst noch etwas zu beichten?“ „Ja, Herr Pater“, antwortete Chapelet. „Einmal, in Gedanken, habe ich in der Kirche ausgespuckt.“ Der Mönch fing an zu lächeln und sagte, „mein Sohn, das sind Dinge, die man sich nicht zu Herzen nehmen soll; wir sind Geistliche und spucken alle Tage in der Kirche aus.“ „Und thut daran sehr übel“, sprach Herr Chapelet; „denn nichts auf der Welt soll man so rein halten, als den Tempel des Herrn, in dem man dem Höchsten opfert.“

Um es kurz zu machen, Sünden von dieser Art beichtete er ihm noch eine Menge; dann fing er an zu seufzen und brach in einen Strom von Thränen aus, deren ihm, wenn er wollte, immer reichlich zu Gebote standen. „Was ist dir, mein Sohn?“ sagte der Geistliche. „Ach, Herr Pater“, erwiderte Chapelet, „eine Sünde habe ich noch auf dem Herzen, die habe ich nie gebeichtet, so schäme ich mich, sie zu sagen; wenn ich nur daran denke, so weine ich, wie Ihr mich jetzt weinen seht, und um dieser Sünde willen kann ich mir auch nicht denken, daß Gott Erbarmen mit mir haben wird.“ „Schäme dich, mein Sohn“, entgegnete der Mönch; „was redest du da? Wären alle Sünden, die von allen Menschen zusammen jemals begangen worden sind oder, so lange die Welt stehen wird, noch von den Menschen werden begangen werden, in einem einzigen Menschen vereinigt, und der wäre reuig und zerknirscht, wie ich sehe, daß du es bist, so ist Gottes Gnade und Barmherzigkeit so groß, daß er sie alle, sobald sie gebeichtet wären, freudig ihm vergeben würde; und so sage denn zuversichtlich, was du gethan hast.“ Darauf sprach Herr Chapelet, ohne vom Weinen abzulassen: „Ach, ehrwürdiger Vater, es ist eine gar zu schwere Sünde, und,

wenn es nicht auf Eure Fürbitte geschieht, so kann ich kaum glauben, daß Gott sie mir jemals vergeben sollte." Der Mönch antwortete ihm: „Sage nur zuversichtlich und ich verspreche dir, daß ich für dich zu Gott bitten will." Herr Chapelet weinte noch in einem fort und schwieg; der Mönch aber ermunterte ihn ferner, zu reden. Als nun Chapelet den Geistlichen eine lange Weile so mit Weinen hingehalten hatte, stieß er einen tiefen Seufzer aus und sprach: „Ehrwürdiger Vater, weil Ihr mir denn versprochen habt, Gott für mich zu bitten, so will ichs Euch sagen. Wißt denn, wie ich noch klein war, habe ich einmal meine Mutter geschimpft." Und kaum hatte er so gesprochen, so hub er von neuem bitterlich zu weinen an. „Mein Sohn", antwortete der Mönch, „dünkt dich denn das wirklich solch eine schwere Sünde? Lästern die Leute nicht etwa täglich ihren Herrgott? Und doch vergibt er gern einem jeden, der ihn gelästert zu haben bereut. Und du verzweifelst, für diesen Fehltritt Vergebung zu finden? Fasse Muth und weine nicht; denn gewißlich, wärest du einer von denen gewesen, die unsern Herrn an das Kreuz geschlagen haben, und wärest du so zerknirscht, als ich sehe, daß du bist, so würde er dir vergeben." Darauf sagte Chapelet: „Um Himmelswillen, Herr Pater, was sprecht Ihr da? Allzu sehr habe ich mich vergangen, und allzugroße Sünde war es, daß ich meine Herzensmutter schimpfte, die mich neun Monate lang Tag und Nacht im Leibe trug und mehr wie hundertmal mich auf dem Arme gehabt hat; und wenn Ihr nicht für mich betet, so wird mir's auch nicht verziehen werden."

Als der Mönch inne wurde, daß Chapelet weiter nichts zu sagen habe, ertheilte er ihm die Absolution und gab ihm in der festen Ueberzeugung den Segen, Chapelet, dessen Reden er für die lautere Wahrheit gehalten, sei ein frommer, gottseliger Mensch. Und wer möchte wol zweifeln, wenn er jemand auf dem Todbette also reden hörte. Nach dem allen sagte er: „Herr Chapelet, Ihr werdet

mit Gottes Hülfe bald wieder gesund sein; sollte es aber dennoch geschehen, daß Gott Eure gesegnete und zum Abschied von dieser Welt bereite Seele zu sich riefe, hättet Ihr alsdann etwas dawider, daß Euer Körper in unserm Kloster beerdigt würde?" „Durchaus nichts", entgegnete Chapelet; „vielmehr möchte ich sonst nirgends liegen, als eben bei Euch. Ihr habt mir ja versprochen, für mich zu beten, und auch ohne das habe ich von jeher besondere Ehrfurcht für Euern Orden gehabt. Und so bitte ich Euch, daß Ihr Christi wahrhaftigen Leib, den Ihr diesen Morgen auf dem Altare eingesegnet habt, mir zusendet, sobald Ihr in Euer Kloster zurückgekommen seid. Denn ich denke ihn, wenn Ihr es gestattet, obgleich unwürdig, zu genießen und dann die heilige letzte Oelung zu empfangen, damit ich, wenn ich als ein Sünder gelebt habe, wenigstens als Christ sterben möge." Der heilige Mann sagte, das sei wohl gesprochen, und er sei alles zufrieden. Das Sakrament solle dem Kranken sogleich gebracht werden. Und so geschah es.

Die beiden Brüder hatten sehr gefürchtet, Chapelet werde sie täuschen, und sich deshalb der Breterwand nahe gesetzt, welche die Kammer, in der der Kranke lag, von der anstoßenden trennte. Hier hatten sie die ganze Beichte behorcht und bequem verstanden, was Chapelet dem Mönche gesagt. Mehr als einmal reizten die Geschichten, die sie ihn beichten hörten, sie so sehr zum Lachen, daß wenig daran fehlte, so wären sie damit herausgeplatzt. Dann sagten sie aber wieder zueinander: „Himmel, welch ein Mensch ist das, den weder Alter, noch Krankheit, noch Furcht vor dem Tode, dem er sich nahe sieht, oder vor Gott, vor dessen Richterstuhl er in wenig Stunden zu stehen vermuthen muß, von seiner Verruchtheit haben abbringen und zu dem Entschlusse leiten können, anders zu sterben, als er gelebt hat." Indeß, sie hatten gehört, seine Leiche solle in der Kirche aufgenommen werden, und um das Uebrige kümmerten sie sich nicht. — Herr

Chapelet empfing bald darauf das Abendmahl; dann, als sein Befinden sich über die Maßen verschlechterte, die letzte Oelung und starb noch an dem Tage seiner musterhaften Beichte, bald nach der Vesper.

Die beiden Brüder besorgten aus dem Nachlaß des Verstorbenen ein anständiges Begräbniß und meldeten den Todesfall im Kloster, damit die Mönche, wie es gebräuchlich ist, die Nacht bei der Leiche wachten und den andern Morgen sie abzuholen kämen.

Der fromme Mönch, der ihm Beichte gehört hatte, besprach sich, als er seinen Tod vernahm, mit dem Prior des Klosters. Er ließ das Kapitel läuten und schilderte den hier versammelten Mönchen, welch ein frommer Mann Chapelet, seiner Beichte zufolge, gewesen sei. In der Hoffnung, daß Gott durch ihn noch große Wunder verrichten werde, überredete er sie, man müsse nothwendig diese Leiche mit besonderer Auszeichnung und Ehrfurcht empfangen. Der Prior und die übrigen Mönche pflichteten in ihrer Leichtgläubigkeit dieser Meinung bei, und so gingen sie denn sämmtlich noch spät am Abend in das Haus, wo Chapelet's Leiche war und hielten über diese eine große und feierliche Vigilie.

Am andern Morgen kamen sie alle, mit Chorhemd und Mäntelchen angethan, die Chorbücher in der Hand und die Kreuze voraus, den Leichnam mit Gesang zu holen. Dann trugen sie ihn unter Gepränge und großer Feierlichkeit in ihre Kirche, und Männer und Weiber, fast die ganze Einwohnerschaft des Städtchens, schlossen sich dem Zuge an. Als die Leiche in der Kirche niedergesetzt war, stieg der Geistliche, dem Chapelet gebeichtet hatte, auf die Kanzel und berichtete von des Verstorbenen frommem Leben, von seinen Fasten, seiner Keuschheit, seiner Einfalt, Unschuld und Heiligkeit die wunderbarsten Dinge. Unter andern erzählte er, was Herr Chapelet ihm unter Thränen als seine größte Sünde gebeichtet, und wie er kaum ihn zu überzeugen vermocht habe, daß Gott ihm

auch diese vergeben werde. Dann richtete er seine Vorwürfe an die Zuhörer und sprach: „Ihr aber, ihr von Gott Verdammten, ihr lästert um jedes Strohhalmes willen, der euch zwischen die Füße kommt, Gott, seine Mutter und alle Heiligen im Paradiese.“ Außerdem sagte er noch viel anderes von seiner Herzensgüte und Reinigkeit.

Mit einem Worte, seine Reden, denen die Gemeinde vollkommenen Glauben beimaß, bemächtigten sich in solchem Maße der frommen Herzen der ganzen Versammlung, daß alle, sobald der Gottesdienst geendigt war, sich untereinander stießen und drängteu, dem Todten Hände und Füße zu küssen. Die Kleider wurden ihm auf dem Leibe zerrissen; denn ein jeder hielt sich für glücklich, wenn er ein Stückchen davon tragen konnte. In der That mußten die Mönche den ganzen Tag über den Körper ausstehen lassen, daß ihn jedweder nach Gefallen beschauen konnte. Die folgende Nacht wurde er in einer Kapelle ehrenvoll in einem marmornen Sarge bestattet, und schon den Tag darauf fingen die Leute an, den Körper zu besuchen und zu verehren, Lampen anzuzünden und mit der Zeit dem Verstorbeuen Gelübde zu thun, und dann dem Versprechen gemäß wächserne Bilder aufzuhängen. Dieser Ruf der Heiligkeit und diese Verehrung wuchsen so sehr, daß nicht leicht jemand in irgendeiner Gefahr einen andern Heiligen anrief, als Sanct Chapelet, wie sie ihn nannten und noch heute nennen, und allgemein wird versichert, daß Gott durch ihn gar viele Wunder gethan habe und deren noch täglich an jedem thue, der die Fürsprache dieses Heiligen andächtig erbittet.

So lebte und starb Herr Ciapperello von Prato und ward ein Heiliger, wie ihr gehört habt. Daß es möglich ist, dieser Mensch sei wirklich im Anschauen Gottes selig, will ich allerdings nicht leugnen: denn so ruchlos und abscheulich sein Leben war, so kann er doch in den letzten Augenblicken seines Lebens so viel Reue empfunden haben, daß Gott sich vielleicht seiner erbarmt und ihn

in sein Reich aufgenommen hat. Weil uns aber dies verborgen bleibt, so rede ich nach dem, was uns offenbar ist, und sage, daß er vielmehr in den Händen des Teufels verdammt, als im Paradiese zu sein verdient. Verhält es sich aber also, so können wir deutlich erkennen, wie unermeßlich Gottes Gnade gegen uns ist, die nicht unsern Irrthum, sondern die Aufrichtigkeit unseres Glaubens betrachtet, wenn wir einen seiner Feinde, in der Meinung, er sei sein Freund, zum Mittler zwischen ihm und uns machen, und uns erhört, als hätten wir einen wahren Heiligen zu unserm Fürsprecher bei seiner Gnade uns erwählt. Und so empfehlen wir uns ihm denn, mit allem, was uns noth ist, in der festen Ueberzeugung, erhört zu werden, damit er uns in diesem allgemeinen Elend und in dieser so heitern Gesellschaft, im Lobe seines Namens, in dem wir sie begonnen, gesund und unversehrt erhalten möge. — Und damit schwieg er.

Zweite Geschichte.

Der Jude Abraham geht auf Antrieb des Jeannot von Sevigné nach Rom und kehrt, als er die Schlechtigkeit der Geistlichen dort kennen gelernt, nach Paris zurück, um Christ zu werden.

Die Geschichte des Pamphilus ward von den Damen im Ganzen gelobt, wie sie im einzelnen belacht worden war; nun aber, als sie bei steter Aufmerksamkeit der Zuhörer ihr Ende erreicht hatte, gebot die Königin der Neiphile, die ihr zunächst saß, daß sie mit einer neuen Geschichte in der angefangenen Weise der Unterhaltung fortfahre. Neiphile, nicht minder durch Anmuth des Betragens, als durch Schönheit der Gestalt reizend, antwortete, sie sei gern bereit, und begann folgendermaßen:

Pamphilus hat in seiner Erzählung gezeigt, wie Gott in seiner Huld unsere Irrthümer, an denen wir keine Schuld haben, uns nicht anrechnet, und ich denke in der meinigen ein Beispiel davon zu geben, wie eben diese göttliche Huld sich uns auf das untrüglichste durch die Langmuth offenbart, mit der sie die Fehler derjenigen erträgt, die vielmehr berufen wären, durch Wort und That von Gott zu zeugen. Solche Einsicht möge uns alsdann mit um so größerer Festigkeit unserm Glauben nachleben lassen.

In Paris, ihr lieben Mädchen, lebte, wie mir erzählt worden ist, vor Zeiten ein reicher Kaufherr und wackerer Mann, Jeannot von Sevigné genannt, der, seiner Redlichkeit unbeschadet, mit Tüchern einen großen Handel trieb. Dieser war auf das engste mit einem steinreichen Juden, Namens Abraham, befreundet, der gleichfalls Kaufmann und dabei ehrlich und unbescholten war. Wenn Jeannot nun den tadellosen Lebenswandel seines Freundes betrachtete, so ging es ihm sehr zu Herzen, daß ein so wackerer, verständiger und guter Mann, weil der wahre Glaube ihm fehlte, verdammt sein sollte. So bat er ihn denn als Freund, er möge den Irrthümern des jüdischen Glaubens entsagen und zu dem allein wahren christlichen übertreten, dessen Heiligkeit und Güte sich schon durch sein fortwährendes Wachsen und Gedeihen kund gäben, während das Judenthum immer mehr verfalle und seinem nahen Ende zueile. Der Jude erwiderte, daß er keinen Glauben, als allein den jüdischen, für gut und heilig halte: in dem sei er geboren, in dem denke er zu sterben, und davon werde nichts ihn jemals abbringen können. Jeannot ließ sich dadurch nicht abhalten, nach Verlauf einiger Tage auf denselben Gegenstand zurückkommen und ihm so gut, oder so schlecht, als die Mehrzahl der Kaufleute sich darauf verstehen wird, auseinanderzusetzen, daß, und warum der christliche Glaube besser ist als der jüdische. Sei es nun, daß die große Freundschaft für Jeannot ihn bewog, oder daß vielleicht Worte, die der heilige Geist dem unwissen-

den Manne in den Mund gelegt, ihn überzeugten, genug, obwol Abraham ein großer Gelehrter im jüdischen Gesetze war, fing er dennoch an, einigen Gefallen an Jeannot's Reden zu finden; indeß ließ seine Hartnäckigkeit ihn seinen Glauben noch immer nicht aufgeben.

Wie er nun in seiner Verstocktheit beharrte, Jeannot aber nie abließ, ihm zuzureden, sagte der Jude endlich, von den dringenden Bitten des andern bewogen: „Jeannot, du wünschest, ich soll ein Christ werden, und ich bin gesonnen, es zu thun, doch unter der Bedingung, daß ich zuvor nach Rom gehe, um den zu sehen, der, wie du versicherst, der Statthalter Gottes auf Erden ist, und um sein und seiner Brüder, der Cardinäle, Leben und Betragen kennen zu lernen. Finde ich dies alsdann so beschaffen, daß ich theils daraus und theils aus deinen Worten mich überzeugen kann, euer Glaube sei wirklich, sowie du dich bemüht hast, mir zu beweisen, besser als der meinige, dann werde ich thun, wie ich dir gesagt habe. Wäre dem aber nicht so, nun, dann will ich bleiben, wie ich bin."

Als Jeannot diesen Entschluß hörte, ward er über die maßen betrübt und sprach bei sich selbst: „Nun habe ich alle die Mühe verloren, die ich für trefflich angewandt hielt, wenn ich meinen Freund bekehrte; denn geht er nach Rom an den Hof und sieht er dort das ruchlose Leben der Geistlichen, so wird er, weit entfernt, vom Juden ein Christ zu werden, selbst wenn er sich schon hätte taufen lassen, gewiß zum Judenthum zurückkehren." Zu Abraham aber sagte er: „Ach, lieber Freund, was willst du dir so viel und so große Kosten machen, als die Reise nach Rom erfordern würde? Ungerechnet, daß ein reicher Mann, wie du bist, mag er zu Wasser oder zu Lande reisen, immer in Gefahr ist. Denkst du denn, dich kann hier niemand taufen? Und wenn du ja noch einiges Bedenken über den Glauben hast, den ich dir verkündige, so gibt es ja nirgends größere Gelehrte, verständigere Männer, als eben hier, um dich über alles, was du willst

oder verlangst, genügend aufzuklären. Darum ist diese ganze Reise meiner Meinung nach vollkommen überflüssig. Denke dir, daß die hohe Geistlichkeit ebenso ist, wie du sie hier gesehen hast, und nur noch um so viel besser, als sie dem obersten Hirten näher steht. Willst du also meinem Rathe folgen, so versparst du dir diese Mühe auf ein ander mal zu einer Wallfahrt, und alsdann ist es leicht möglich, daß ich dich selber begleite." Der Jude antwortete ihm: „Jeannot, ich bin überzeugt, es verhält sich, wie du sagst; um es dir aber mit einem Worte zu sagen, ich bin, wenn du anders noch wünschest, daß ich nach deinen vielen Bitten thun soll, völlig entschlossen, zu reisen, und ohne das lasse ich mich niemals taufen." Als Jeannot sah, daß sein Wille feststehe, sagte er: „nun so reise mit Gott"; bei sich aber dachte er, Abraham werde, wenn er erst den römischen Hof gesehen habe, nie und nimmer ein Christ werden. Da es ihn aber weiter nichts anging, so ließ er ihn gewähren.

Der Jude stieg zu Pferde und beschleunigte seine Reise nach Rom, soviel er konnte. Am Ziele angelangt, ward er von seinen Glaubensgenossen auf das ehrenvollste empfangen; er aber begann, ohne über den Zweck seiner Reise jemand etwas zu sagen, mit aller Vorsicht das Leben des Papstes, der Cardinäle und der übrigen Prälaten und Hofleute zu beachten. — Was er, von nicht gewöhnlichem Scharfblick unterstützt, selber wahrnahm, und was er hier und da von andern erfuhr, überzeugte ihn nun bald, daß sie alle der Wollust, und zwar nicht allein der natürlichen, sondern der Sodomie fröhnten, ohne sich irgend Zaum und Zügel von Scham oder Schande anlegen zu lassen; sodaß in den wichtigsten Angelegenheiten der feilen Dirnen und der Knaben Fürwort nicht geringen Einfluß ausübte. Außerdem fand er an allen insgemein Schlemmer, Säufer, Trunkenbolde, und Geschöpfe, die nach Art der unvernünftigen Thiere, nächst der Wollust, mehr dem Bauche, als irgendetwas

anderm gehorchten. Bei genauerer Betrachtung lernte er sie noch außerdem als so geizig und geldgierig kennen, daß sie mit Menschen-, ja mit Christenblut und mit den heiligsten Dingen, Opfern oder geistlichen Aemtern, oder welcher Art sie sonst sein mochten, um Geld abscheulichen Handel trieben. Aerger sah er dabei markten, und mehr Mäkler beschäftigt, als jemals in Paris beim Verkaufe der Tücher oder sonst irgendeiner Waare. Offenbare Bestechung hörte er Fürsprache, und unverschämte Gierigkeit Diäten nennen, als ob Gott nicht den bösen Willen im verworfenen Herzen, geschweige denn den wahren Sinn der Worte erkennte und nach Art der Menschen sich durch den Namen der Dinge täuschen ließe. Alles dies und noch manches andere, das ich besser verschweige, misfiel unserm Juden, der ein sittlicher und gesetzter Mann war, auf das äußerste, und da er genug gesehen zu haben glaubte, beschloß er, nach Paris zurückzukehren, und that also.

Sobald Jeannot seine Rückkehr erfahren hatte, besuchte er ihn, ohne einige Hoffnung, daß Abraham Christ werden würde, und beide freuten sich herzlich des Wiedersehens. Als er indeß einige Tage sich ausgeruht hatte, frug ihn Jeannot, was er nun von dem Heiligen Vater, von den Cardinälen und andern Hofleuten denke. Schnell antwortete der Jude: „Nichts Gutes denke ich von ihnen, und nichts Gutes haben sie von Gott zu hoffen. Und ich sage dir, ich müßte mich sehr getäuscht haben, aber ich habe dort an keinem Geistlichen eine Spur von Frömmigkeit, Andacht, guten Werken, musterhaftem Wandel oder anderm dergleichen bemerkt; wohl aber sah ich, wie Wollust, Geiz, Schlemmerei und mehr ähnliche und schlimmere Laster, wenn es anders schlimmere gibt, bei ihnen so beliebt waren, daß ich jene Stadt eher für eine Werkstätte des Teufels als Gottes halte. Auch scheint es mir, nach meinem Dafürhalten, daß sowol euer Oberhirt, als die übrigen alle nach seinem Beispiele ihren ganzen Scharfsinn und Sorgfalt und Mühe aufbieten, um die christliche Religion, de-

ren Grundpfeiler und Stützen sie zu sein berufen wären, gänzlich zu zerstören und von der Welt zu vertreiben. Da ich nun aber sehe, daß nicht geschieht, wohin jene arbeiten, sondern daß eure Religion sich vielmehr täglich weiter ausbreitet und glänzender und herrlicher erscheint, so muß ich wol zu erkennen glauben, daß der heilige Geist sie, als heilig und wahrhaftig, vor allen andern stützt und aufrecht erhält. Aus diesem Grunde sage ich dir jetzt, so wenig ich früher deinen Aufforderungen, ein Christ zu werden, Gehör gab, offen und deutlich, daß ich um nichts auf der Welt meinen Vorsatz, Christ zu werden, aufgeben möchte. Laß uns also schnell in die Kirche gehen, und mache, daß ich dort nach dem Gebrauche eures heiligen Glaubens die Taufe empfange." Jeannot, der einen ganz entgegengesetzten Schluß vermuthet hatte, war nun der froheste Mensch von der Welt. Sogleich ging er mit Abraham nach der Kirche Unserer lieben Frauen in Paris, und bat dort die Geistlichen, daß sie seinem Freund die Taufe ertheilen möchten. Kaum hatten diese seine Bitten vernommen, so waren sie schnell bereit, sie zu erfüllen, und Jeannot vertrat bei ihm Pathenstelle und nannte ihn Johannes. Dann ließ er ihn von tüchtigen Meistern in unserm Glauben unterrichten; Abraham aber lernte schnell und ward ein wackerer, tüchtiger Mann von frommem Wandel.

Dritte Geschichte.

Der Jude Melchisedech entgeht durch eine Geschichte von drei Ringen einer großen Gefahr, die Saladin ihm bereitet.

Als Neiphile schwieg und ihre Geschichte von allen gelobt worden war, fing Philomele, nach dem Wunsche der Königin, also zu reden an:

Die Erzählung der Neiphile erinnert mich an die gefährliche Lage, in der sich einst ein Jude befand; und, da von Gott und von der Wahrheit unsers Glaubens bereits in angemessener Weise gesprochen ist, es mithin nicht unziemlich erscheinen kann, wenn wir uns nun zu den Schicksalen und Handlungen der Menschen herablassen, so will ich euch jene Geschichte erzählen, die vielleicht eure Vorsicht vermehren wird, wenn ihr auf vorgelegte Fragen zu antworten habt. Ihr müßt nämlich wissen, liebreiche Freundinnen, daß, wie die Thorheit gar manchen aus seiner glücklichen Lage reißt und ihn in tiefes Elend stürzt, so den Weisen seine Klugheit aus großer Gefahr errettet und ihm vollkommene Ruhe und Sicherheit gewährt. Daß in der That der Unverstand oft vom Glücke zum Elend führt, das zeigen viele Beispiele, die wir gegenwärtig nicht zu erzählen gesonnen sind, weil deren täglich unter unsern Augen sich zutragen. Wie aber die Klugheit helfen kann, will ich versprochenermaßen in folgender kurzen Geschichte euch zeigen.

Saladin, dessen Tapferkeit so groß war, daß sie ihn nicht nur von einem geringen Manne zum Sultan von Babylon erhob, sondern ihm auch vielfache Siege über sarazenische und christliche Fürsten gewährte, hatte in zahlreichen Kriegen und in großartigem Aufwand seinen ganzen Schatz geleert, und wußte nun, wo neue und unerwartete Bedürfnisse wieder eine große Geldsumme erheischten, nicht, wo er sie so schnell, als er ihrer bedurfte, auftreiben sollte. Da erinnerte er sich eines reichen Juden, Namens Melchisedech, der in Alexandrien auf Wucher lieh und nach Saladin's Dafürhalten wol im Stande gewesen wäre, ihm zu dienen, aber so geizig war, daß er von freien Stücken es nie gethan haben würde. Gewalt wollte Saladin nicht brauchen; aber das Bedürfniß war dringend, und es stand bei ihm fest, auf eine oder die andere Art solle der Jude ihm helfen. So sann er denn nur auf einen Vorwand, unter einigem Schein von Recht ihn zwingen zu können.

Endlich ließ er ihn rufen, empfing ihn auf das freundlichste, hieß ihn neben sich sitzen und sprach alsdann: „Mein Freund, ich habe schon von vielen gehört, du seiest weise und habest besonders in göttlichen Dingen tiefe Einsicht; nun erführe ich gern von dir, welches unter den drei Gesetzen du für das wahre hältst, das jüdische, das sarazenische oder das christliche.“ Der Jude war in der That ein weiser Mann und erkannte wohl, daß Saladin ihm solcherlei Fragen nur vorlegte, um ihn in seinen Worten zu fangen; auch sah er, daß, welches von diesen Gesetzen er vor den andern loben möchte, Saladin immer seinen Zweck erreichte. So bot er denn schnell seinen ganzen Scharfsinn auf, um eine unverfängliche Antwort, wie sie ihm noth that, zu finden, und sagte dann, als ihm plötzlich eingefallen war, wie er sprechen sollte:

„Mein Gebieter, die Frage, die Ihr mir vorlegt, ist schön und tiefsinnig; soll ich aber meine Meinung darauf sagen, so muß ich Euch eine kleine Geschichte erzählen, die Ihr sogleich vernehmen sollt. Ich erinnere mich, oftmals gehört zu haben, daß vor Zeiten ein reicher und vornehmer Mann lebte, der vor allen andern auserlesenen Juwelen, die er in seinem Schatze verwahrte, einen wunderschönen und kostbaren Ring werth hielt. Um diesen seinem Werthe und seiner Schönheit nach zu ehren und ihn auf immer in dem Besitze seiner Nachkommen zu erhalten, ordnete er an, daß derjenige unter seinen Söhnen, der den Ring, als vom Vater ihm übergeben, würde vorzeigen können, für seinen Erben gelten und von allen den andern als der vornehmste geehrt werden solle. Der erste Empfänger des Ringes traf unter seinen Kindern ähnliche Verfügung und verfuhr dabei wie sein Vorfahre. Kurz der Ring ging von Hand zu Hand auf viele Nachkommen über. Endlich aber kam er in den Besitz eines Mannes, der drei Söhne hatte, die sämmtlich schön, tugendhaft und ihrem Vater unbedingt gehor-

sam, daher auch gleich zärtlich von ihm geliebt waren. Die Jünglinge kannten das Herkommen in Betreff des Ringes, und da ein jeder der Geehrteste unter den Seinigen zu werden wünschte, baten alle drei einzeln den Vater, der schon alt war, auf das inständigste um das Geschenk des Ringes. Der gute Mann liebte sie alle gleichmäßig und wußte selber keine Wahl unter ihnen zu treffen; so versprach er denn den Ring einem jeden und dachte auf ein Mittel, alle zu befriedigen. Zu dem Ende ließ er heimlich von einem geschickten Meister zwei andere Ringe verfertigen, die dem ersten so ähnlich waren, daß er selbst, der doch den Auftrag gegeben, den rechten kaum zu erkennen wußte. Als er auf dem Todbette lag, gab er heimlich jedem der Söhne einen von den Ringen. Nach des Vaters Tode nahm ein jeder Erbschaft und Vorrang für sich in Anspruch, und da einer dem andern das Recht dazu bestritt, zeigte der eine wie die andern, um die Forderung zu begründen, den Ring, den er erhalten hatte, vor. Da sich nun ergab, daß die Ringe einander so ähnlich waren, daß niemand, welcher der echte sei, erkennen konnte, blieb die Frage, welcher von ihnen des Vaters wahrer Erbe sei, unentschieden, und bleibt es noch heute.

So sage ich Euch denn, mein Gebieter, auch von den drei Gesetzen, die Gott der Vater den drei Völkern gegeben, und über die Ihr mich befraget. Jedes der Völker glaubt seine Erbschaft, sein wahres Gesetz und seine Gebote zu haben, damit es sie befolge. Wer es aber wirklich hat, darüber ist, wie über die Ringe, die Frage noch unentschieden."

Als Saladin erkannte, wie geschickt der Jude den Schlingen entgangen sei, die er ihm in den Weg gelegt hatte, entschloß er sich, ihm geradezu sein Bedürfniß zu gestehen. Dabei verschwieg er ihm nicht, was er zu thun gedacht habe, wenn jener ihm nicht mit so viel Geistesgegenwart geantwortet hätte. Der Jude diente Saladin mit allem, was dieser von ihm verlangte, und Saladin

erstattete jenem nicht nur das Darlehn vollkommen, sondern überhäufte ihn noch mit Geschenken, gab ihm Ehre und Ansehen unter denen, die ihm am nächsten standen, und behandelte ihn immerdar als seinen Freund.

Vierte Geschichte.

Ein Mönch befreit sich von einer schweren Strafe, die er verwirkt hat, dadurch, daß er seinem Abte dasselbe Vergehen, das er sich hatte zu Schulden kommen lassen, auf geschickte Weise vorhält.

Philomele war bereits am Ende ihrer Geschichte und schwieg, als Dioneus, der neben ihr saß, ohne von der Königin weitern Befehl zu erwarten, weil die bisher befolgte Ordnung ihm zeigte, die Reihe sei jetzt an ihm, also zu reden anfing:

Holdselige Damen, habe ich eure gemeinsame Absicht richtig verstanden, so befinden wir uns hier, um einander wechselseitig durch Erzählungen zu ergötzen. Darum denke ich, so lange jenem Zwecke nicht zuwider gehandelt wird, muß es, wie auch unsere Königin ausdrücklich bevorwortet hat, einem jeden erlaubt sein, zu erzählen, was er meint, das am meisten Vergnügen machen wird. Wir haben schon gehört, wie die guten Ermahnungen des Jeannot von Sevigné Abraham zur Seligkeit verhalfen und wie Melchisedech durch Geistesgegenwart seine Reichthümer vor den Nachstellungen Saladin's rettete, und so hoffe ich, ihr werdet mich nicht tadeln, wenn ich euch mit wenig Worten erzähle, auf wie schlaue Weise sich ein Mönch von schwerer Strafe befreite.

In der Lunigiana, einem nicht weit von hier entlegenen Landstrich, besaß ein Kloster vor Zeiten größere

Heiligkeit und mehr Mönche, als dies heute der Fall ist. Hier lebte unter andern ein junger Mönch, dessen Männlichkeit und Jugendfrische weder Nachtwachen noch Fasten zu bändigen vermochten. Als dieser eines Tags um die Mittagszeit, wo alle andern Mönche schliefen, bei der Kirche, die gar einsam gelegen war, umherging, trafen seine Augen auf eine ganz hübsche Bauerdirne, die einem der Feldarbeiter zugehören mochte und jetzt auf den Feldern Kräuter lesen ging. Nicht sobald hatte er sie gesehen, als die Lüsternheit ihm gewaltig zusetzte. Er machte sich an sie, fing mit ihr zu plaudern an, und ein Wort gab das andere, bis sie endlich miteinander einig wurden, und er, ohne von jemand bemerkt zu werden, sie auf seine Zelle führte. Während er nun, von allzugroßer Lust hingerissen, etwas unvorsichtig mit ihr scherzte, geschah es, daß der Abt, der inzwischen aufgestanden war und leise vor der Zelle unsers Mönchs vorüberging, das Geflüster dieser beiden vernahm. Um die Stimmen besser zu unterscheiden, näherte er sich behutsam der Zellenthür, und als er nun deutlich erkannte, daß innen ein Frauenzimmer sei, war er im Begriff, Einlaß zu fordern. Dann beschloß er aber, es anders damit zu halten und kehrte auf sein Zimmer zurück, um dort abzuwarten, bis der Mönch herauskommen würde.

Obgleich dieser inzwischen in dem Genusse des Mädchens das höchste Behagen gefunden, so hatte ihn doch die Angst niemals verlassen, und da es ihm vorgekommen war, als hörte er vom Schlafsaale her Fußtritte, so legte er das Auge an eine kleine Oeffnung der Thür und sah deutlich den Abt dastehen und ihn behorchen. Er begriff nun leicht, der Abt werde bemerkt haben, daß er das Mädchen bei sich habe, und da die schwere Strafe, die darauf stand, ihm nicht unbekannt war, betrübte er sich außermaßen. Ohne indeß dem Mädchen seine Besorgnisse zu zeigen, dachte er schnell hin und wieder, ob sich nicht irgendein Rettungsmittel noch finden ließe, und in der

That fiel ihm eine wohlersonnene List ein, die sicher zu dem gewünschten Ziele zu führen versprach. Er that nämlich, als habe er sich zur Genüge mit dem Mädchen unterhalten und sagte ihr: „Ich gehe, um auszukundschaften, wie ich dich ungesehen herausschaffen will. Halte dich also ruhig, bis ich wiederkomme." Dann schloß er seine Zelle zu, ging geradesweges in das Zimmer des Abtes und sagte diesem, indem er, wie jeder Mönch, der ausging, zu thun pflegte, seinen Schlüssel ihm übergab, mit unbefangenem Gesichte: „Hochwürden, heute morgen konnte ich nicht alles Holz hereinbesorgen, das ich hatte schlagen lassen, und möchte nun mit Eurer Erlaubniß in den Wald gehen, um das übrige zu holen." In der Meinung, der Mönch wisse nicht, daß er von ihm belauscht worden sei, war der Abt zufrieden, daß es also kam; beurlaubte jenen willig und nahm den Schlüssel, um den Fehltritt, den der Mönch begangen, genau zu erforschen.

Sobald er sich allein sah, fing er zu überlegen an, ob er lieber in Gegenwart aller Mönche die Zelle des Gefallenen eröffnen und ihnen so das Verbrechen darlegen sollte, damit sie nicht etwa nachher, wenn er den Mönch bestrafte, sich über ihn beschweren könnten, oder ob er nicht vielleicht lieber sich vorher den Hergang der Sache von ihr berichten lassen wollte. Da fiel ihm aber ein, wie es leicht ein Frauenzimmer sein könnte, dem, oder dessen Vater er nachher die Schande, sie vor allen Mönchen zur Schau zu stellen, nicht gern angethan haben möchte, und darum entschloß er sich, erst zu sehen, wer es sei, und dann das Weitere zu überlegen. So ging er denn in aller Stille nach der Zelle, öffnete die Thür, trat ein und schloß hinter sich wieder zu. Wie die Dirne den Abt eintreten sah, wurde sie fast ohnmächtig und fing vor Scham und Furcht zu weinen an. Der hochwürdige Herr aber fühlte beim Anblick des Mädchens, die er hübsch und jung fand, so alt er auch war,

die fleischlichen Gelüste nicht minder lebhaft, als sein junger Mönch sie empfunden hatte. „Wahrhaftig“, sprach er bei sich selber, „warum sollte ich mir nicht eine Lust machen, wenn ich sie haben kann, denn Aerger und Verdruß sind, wie ich meine, immer vorräthig, wenn man danach verlangt. Die hübsche Dirne hier ist im Kloster, ohne daß ein Mensch es weiß. Kann ichs dahin bringen, daß sie mir zu Willen ist, so weiß ich nicht, warum ichs lassen sollte. Wer wird es denn erfahren? Gewiß niemand. Und, heimliche Sünde büßt man geschwinde. Solche Gelegenheit gibt es nicht leicht wieder, und ich denke, es ist weise, das Glück wahrzunehmen, das unser Herrgott einem zuschickt.“ Unter diesen Gedanken hatte er den Entschluß, mit dem er gekommen war, völlig geändert und trat nun zu dem Mädchen, fing an, ihr freundlich zuzureden, und bat sie, daß sie nicht mehr weinen solle. So gab ein Wort das andere, und endlich kam es dazu, daß er ihr sein Verlangen geradezu gestand. Das Mädchen war weder von Diamant noch von Stahl und gab den Wünschen des Abtes schnell genug nach. Dieser umarmte und küßte sie erst einige male und legte sich dann mit ihr auf das Bettchen unseres Mönchs. War es nun vielleicht aus Rücksicht auf die hohe Würde, die schwer auf ihm lastete und auf das zarte Alter des Mädchens, oder fürchtete er vielleicht, ihr durch das Gewicht seines Körpers beschwerlich zu fallen, genug, er legte sich nicht auf sie, sondern ließ sie auf sich liegen und ergötzte sich solchergestalt mit ihr eine lange Weile.

Der Mönch, der sich gestellt hatte, als ob er in den Wald ginge, hatte sich inzwischen in den Schlafsaal versteckt und schöpfte, im festen Vertrauen auf das Gelingen seines Anschlags, neuen Muth, sowie er in seine Zelle den Abt ohne Begleitung eintreten sah. Als dieser gar die Thür hinter sich abschloß, zweifelte er nicht mehr, und schlich sich still aus seinem Versteck zu einer

Spalte, durch die er alles, was der Abt sagte und that, sah und hörte. Wie sich nun der Abt, seinem Bedünken nach, zur Genüge mit der Dirne unterhalten, schloß er sie wieder ein und kehrte zurück auf sein Zimmer. Nach einiger Zeit hörte er den jungen Mönch, und in der Meinung, dieser sei inzwischen aus dem Walde wiedergekommen, war er willens, ihn auf das nachdrücklichste zur Rede zu stellen und ins Gefängniß zu sperren, um alsdann die gewonnene Beute allein zu besitzen. So ließ er ihn denn rufen, schalt ihn mit strengen Worten und erzürntem Gesicht und kündigte ihm seine Einkerkerung an. Der Mönch indeß antwortete ihm auf der Stelle: „Hochwürdiger Herr, seit zu kurzer Zeit bin ich in den Orden des heiligen Benedict getreten, um dessen Eigenthümlichkeiten schon alle zu kennen. In der That hattet Ihr mich darin, daß die Mönche sich ebenso, wie Fasten und Nachtwachen, auch die Weiber aufbürden müssen, noch nicht unterwiesen. Da Ihr mir dies nun gewiesen habt, so verspreche ich Euch, wenn Ihr diesmal mir vergebt, nie wieder zu fehlen, sondern immer zu thun, wie ich Euch habe thun sehen." Der Abt, der ein verständiger Mann war, erkannte schnell, daß jener sich nicht nur besser, als er, auf die Sache verstanden, sondern auch alles, was er gethan, beobachtet habe. Darum scheute er sich denn, im Bewußtsein des gleichen Vergehens, dem Mönche etwas anzuthun, das doch der eine gleich dem andern verdient hatte. Er vergab ihm also und befahl ihm Stillschweigen über alles, was er gesehen; dann aber schafften sie die Dirne vorsichtig aus dem Kloster, in welches beide sie vermuthlich noch oft zurückgeholt haben.

Fünfte Geschichte.

Die Markgräfin von Monferrat weist durch eine aus Hühnern bereitete Mahlzeit und durch ein paar feine Worte die thörichte Liebe des Königs von Frankreich von sich ab.

Die Mädchen, die dem Dioneus zuhörten, schämten sich anfangs ein wenig ob seiner Erzählung, wie die sittsame Röthe bekundete, die ihre Wangen überzog; allmählich indeß blickten sie bei steigender Aufmerksamkeit einander mit heimlichem Lächeln verstohlen an und unterdrückten kaum ein lautes Gelächter. Als die Geschichte zu Ende war, ließen sie ihn durch neckenden Tadel und Spott empfinden, daß solche Geschichten vor Damen zu erzählen ungeziemend sei; dann aber gebot die Königin, zu Fiammetten gewandt, die neben Dioneus auf dem Grase saß, dieser, in der Reihe fortzufahren. Fiammetta begann lächelnd und anmuthig:

Nicht allein, weil die Geschichten mich ergötzen, welche, wie die zuletzt erzählten, die Wirkung schneller und treffender Antworten schildern, sondern auch in der Ueberzeugung, daß es an Männern ebenso zu loben ist, wenn sie nur Damen höhern Standes als der ihrige zu lieben bestrebt sind, wie Frauen verständig handeln, wenn sie die Liebe zu einem höherstehenden Manne von ihrem Herzen entfernt zu halten sich bemühen, kommt es mir in den Sinn, da mich die Reihe des Erzählens trifft, euch, ihr schönen Mädchen, durch ein Beispiel zu zeigen, wie eine Edelfrau durch Wort und That sich vor solcher Gefahr zu schützen und den Mann, der sie gefährdete, umzustimmen wußte.

Der Markgraf von Monferrat, ein kühner und ritterlicher Mann und Bannerträger der Kirche, war in einem

der allgemeinen Heereszüge der Christen in das Morgenland mit über Meer gezogen. Einst war von seiner Tapferkeit am Hofe König Philipp's des Einäugigen, der eben damals im Begriff stand, Frankreich zu verlassen, um jenem Kreuzzuge sich anzuschließen, die Rede, und ein Ritter äußerte, es sei doch unter der Sonne kein schöneres Paar zu finden, als der Markgraf und seine Dame; denn, wie er unter allen Rittern wegen seiner adelichen Tugenden genannt werde, so sei die Dame vor allen Frauen schön und sittsam. Auf den König machten diese Worte solchen Eindruck, daß er, ohne je die Dame gesehen zu haben, sie sogleich inbrünstig zu lieben begann und nirgends anders als in Genua zu der erwähnten Ueberfahrt sich einzuschiffen beschloß, um auf der Landreise nach jenem Hafen schicklichen Vorwand zu einem Besuche bei der Markgräfin zu haben, wobei er hoffte, daß es ihm vielleicht in Abwesenheit des Gemahls gelingen werde, zum Ziele seiner Wünsche zu kommen. Wie er beschlossen hatte, so that er. Sein ganzes Gefolge schickte er voraus und machte sich im Geleite weniger Edelleute allein auf den Weg. Als er dem Gebiete des Markgrafen sich näherte, ließ er der Dame einen Tag zuvor ansagen, daß sie ihn am andern Mittag zum Essen erwarten möge. Die Dame, die verständig war und einen schärfern Blick hatte, als die meisten andern, erwiderte, daß es ihr eine besonders hohe Gnade sein werde, und daß sie ihn im voraus willkommen heiße. Dann aber bedachte sie im Stillen, was es sagen wolle, daß ein so mächtiger König in der Abwesenheit ihres Mannes sie zu besuchen komme; und sie irrte sich nicht, indem sie den Grund eines solchen Besuchs in dem Rufe von ihrer Schönheit gefunden zu haben glaubte. Nichtsdestoweniger, ihren feinen Sitten gemäß, ihn ehrenvoll aufzunehmen entschlossen, ließ sie diejenigen unter ihren Edelleuten, die nicht mit ihrem Gemahle gezogen waren, rufen und hieß ihnen, nachdem sie sich mit ihnen berathen hatte, alles

nöthige zu besorgen. Nur die Anordnung der Tafel und der Speisen behielt sie sich allein vor. Zu dem Ende ließ sie in der Eile alle Hühner, die in der Gegend zu finden waren, zusammenbringen und wies ihre Köche an, vielfache, nur aus diesen Hühnern bereitete Gerichte für die königliche Mahlzeit zu besorgen.

Am bestimmten Tage kam der König, und die Dame empfing ihn auf das festlichste und ehrenvollste. So groß die Meinung war, die er nach dem Worte des Ritters von der Dame gefaßt hatte, so schien sie ihm doch in der Wirklichkeit noch um vieles schöner, anmuthiger und sittsamer, und in Wohlgefallen und Bewunderung wuchs seine Leidenschaft für sie in eben dem Maße, als er seine gehegten Erwartungen übertroffen sah. Nachdem er einige Zeit in reichgeschmückten Gemächern, wie sie zu dem Empfange eines so mächtigen Königs sich ziemen, geruht hatte, setzten, als die Speisestunde herangekommen war, König und Gräfin sich an eine Tafel und die Uebrigen wurden nach ihrem Range an andern Tischen bewirthet. Die zahlreichen Schüsseln, die einander folgten, die leckern und erlesenen Weine, vor allem der entzündende Anblick der schönen Dame gewährten dem Könige großes Behagen. Als jedoch ein Gang nach dem andern aufgetragen wurde, fing der König einigermaßen sich zu verwundern an, als er bemerkte, daß alle Gerichte, ihrer Mannichfaltigkeit unerachtet, aus nichts als aus Hühnerfleisch bereitet waren. Obgleich der König nun wohl wußte, die Gegend, in der er sich befand, müsse an allerlei Wild reich sein, und obgleich seine vorgängige Anmeldung der Dame volle Zeit, um jagen zu lassen, gewährt haben mußte, so unterdrückte er doch seine lebhafte Verwunderung und wollte sie nur veranlassen, der Hühner wegen sich auszusprechen. „Dame“, sagte er, mit heiterm Gesichte zu ihr gewandt, „werden hier zu Lande nur Hühner, ohne Hahn, gebrütet?“ Die Dame, die den Sinn der Frage wohl verstand und der Meinung war,

daß Gott ihr nun nach ihrem Wunsche Anlaß geboten habe, ihre Gesinnung zu offenbaren, antwortete, den fragenden König unbefangen anblickend: „Nein, Sire; doch sind die Frauen, wenn Sitten und Kleidung auch in etwas abweichen, hier aus gleichem Stoffe geschaffen als anderswo.“

Als der König diese Worte vernahm, begriff er wohl die Absicht der Hühnermahlzeit und der Rede verborgenen Sinn. Er sah ein, daß Worte, diese Dame zu überreden, nichts fruchten würden und daß Gewalt hier nicht am Platze sei, und so löschte er denn dies übelangefachte Feuer um seiner Ehre willen mit ebenso viel Weisheit wieder aus, als er es mit Uebereilung entzündet hatte. Aus Furcht vor ihren Antworten enthielt er sich aller weitern Anspielungen und endigte die Mahlzeit, ohne weitere Hoffnung zu nähren. Dann begab er sich, um durch schnelle Abreise des Besuches unreinen Grund zu verhüllen, nachdem er ihr für die genossene Ehre gedankt und sie ihn dem göttlichen Schutze empfohlen hatte, alsbald auf den Weg nach Genua.

Sechste Geschichte.

Ein Laie beschämt durch einen guten Einfall die Heuchelei der Mönche.

Emilie, die neben Fiammetten saß, fing, nachdem von allen die Sittsamkeit der Markgräfin und die scherzhafte Weise gelobt worden waren, wie sie den König von Frankreich gezüchtigt, dem Wunsche der Königin gemäß, kecklich also zu reden an:

So will ich euch denn auch den spaßhaften und treffenden Einfall nicht verschweigen, mit dem ein ehrlicher Laie sich einmal über einen geizigen Mönch lustig gemacht hat.

Vor nicht langer Zeit nämlich, ihr lieben Mädchen, war in unserer Stadt ein Minoritenmönch Inquisitor der ketzerischen Greuel, der, wie sehr er auch für heilig und dem christlichen Glauben inbrünstig ergeben zu gelten sich bestrebte, dennoch gleich der Mehrzahl seiner Genossen die Fülle der Geldbeutel mit nicht minderer Sorgfalt als den Mangel an Glauben aufspürte. In diesem seinen Eifer traf er einmal von ungefähr auf einen Ehrenmann, der mehr Geld als Vorsicht hatte und dem, nicht etwa aus Gottlosigkeit, sondern in aller Einfalt, vielleicht im Rausche oder in übertriebener Lustigkeit einmal die Aeußerung unter Freunden entschlüpft war, er habe einen Wein von solcher Güte, daß Christus selber davon trinken würde. Kaum war dem Inquisitor dies hinterbracht, so hing er dem ehrlichen Manne, in Erwägung seiner ansehnlichen Besitzungen und seines fetten Geldbeutels, auch schon cum gladiis et fustibus und mit dem größten Ungestüm einen bedenklichen Proceß an den Hals, der nicht sowol dem Uebelthäter seinen Unglauben benehmen als des Richters Hände mit Gold füllen sollte und füllte. Er ließ ihn vor sich rufen und frug ihn, ob es wahr sei, was er über ihn gehört habe. Der gute Mann antwortete: ja! und erzählte der Sache ganzen Hergang. Der fromme Inquisitor, der vor allen den heiligen Ludwig Goldbart verehrte, entgegnete: „Also zu einem Säufer, zu einem Auskundschafter guter Weine machst du den Herrn Christus, als wäre er ein Trunkenbold oder einer von euch versoffenen Schenkgesellen. Und nun möchtest du mit demüthigen Redensarten die Sache gern als unbedeutend darstellen. Das geht aber nicht so, wie du dir einbildest. Wollen wir nach Pflicht und Gewissen mit dir verfahren, so bist du dem Scheiterhaufen verfallen."

Mit solchen und vielen ähnlichen Worten und mit erzürntem Gesicht setzte er dem armen Manne zu, als wäre dieser Epikur, der die Unsterblichkeit der Seele leugnete, selber. Auch gelang es ihm in kurzem, den Be-

schuldigten so in Angst zu bringen, daß dieser, um Barmherzigkeit von ihm zu erlangen, durch Vermittelung dienstfertiger Leute ihm die Hände ansehnlich mit dem Fette des heiligen Ludovicus Goldmund salben ließ, welches in pestilenzialischen Geizesübeln, besonders bei Bettelmönchen, die kein Geld anrühren dürfen, Wunder thut. Obgleich Galenus in seiner ganzen Medicin nirgends von dieser Salbe redet, so ist sie doch von ungemeiner Wirkung, die sie auch hier in solchem Maße bekundete, daß sie den angedrohten Scheiterhaufen mit einem Bußkreuz vertauschen half, das der fromme Inquisitor, als gelte es eine Kreuzfahrt über Meer, ihm zu größerer Schönheit der Flagge, gelb im schwarzen Felde gab. Ueberdies behielt er ihn, nach richtigem Empfange des Geldes, noch einige Tage bei sich und legte ihm während der Zeit als Buße auf, alle Morgen die Kreuzesmesse zu hören und sich um Mittag ihm vorzustellen, worauf er dann den Rest des Tages über frei sein sollte, zu thun, was ihm beliebe.

Unser Büßender that gewissenhaft, wie ihm geheißen war, und so geschah es denn, daß er eines Morgens unter andern in der Messe ein Evangelium hörte, in welchem folgende Worte gesungen wurden: „Ihr werdet es hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben.“ Der ehrliche Mann merkte sich diese Worte auf das Genaueste, und als er, dem Befehle gemäß, am Mittag vor den Inquisitor kam, fand er diesen gerade bei Tische sitzen. Der Inquisitor frug ihn, ob er am Morgen die Messe gehört habe. „Ja, Herr“, erwiderte jener sogleich. „Hast du dort“, frug der Inquisitor, „nichts gehört, das dir Zweifel erregt, oder worüber du Auskunft wünschtest?“ „Wahrlich“, entgegnete der gute Mann, „ich bezweifle nichts von dem, was ich gehört habe, sondern glaube an alles, als an vollkommene Wahrheit. Wol aber habe ich etwas gehört, um dessenwillen ich Euch und andere Mönche von Herzen bedauert habe und noch bedauere, wenn ich mir bedenke, in was für einen traurigen Zu-

stand Ihr in jener Welt kommen werdet." Darauf sagte der Inquisitor: „Und was für eine Stelle war es denn, die solches Mitleid mit uns in dir erweckt hat?" „Ach Herr", sagte jener, „die Worte des Evangeliums waren es, worin es heißt: Ihr werdet es hundertfältig nehmen." „So steht allerdings geschrieben", erwiderte der Inquisitor; „was veranlaßt dich aber, uns deshalb zu bedauern?" „Das will ich Euch sagen", antwortete der Büßende; „seit ich hier ins Kloster gekommen bin, habe ich gesehen, daß alle Tage einer Menge armer Leute manchmal ein, manchmal zwei große Kessel Suppe, die Ihr Euch entzieht, weil Ihr sie übrig habt, hinausgegeben werden. Sollt Ihr die nun alle dort jenseits hundertfältig wiederkriegen, so müßt Ihr ja nothwendig in all der Suppe ersaufen." Die ganze Tischgesellschaft des Inquisitors lachte laut auf; er aber fühlte wohl den beißenden Tadel der mönchischen Suppenheuchelei und wurde ganz betroffen. Hätte nicht schon der erste Proceß ihm Schande genug gebracht, so würde er dem ehrlichen Manne gern noch einen zweiten angehängt haben, daß er ihn und seine Gesellen in der Faulheit so zum besten gehabt. Nun hieß er ihm voll Aerger zu thun, was er wolle, und sich nicht mehr vor ihm sehen zu lassen.

Siebente Geschichte.

Bergamino beschämt auf feine Weise Cangrande della Scala wegen einer plötzlichen Anwandlung von Geiz, indem er ihm eine Geschichte von Primasseau und dem Abte von Clugny erzählt.

Die Königin und alle andern mußten über Emiliens spaßhafte Geschichte lachen und des Kreuzträgers komischen Einfall loben. Als aber die Gesellschaft ausgelacht und

ein jeder sich beruhigt hatte, fing Philostratus, den die Reihe des Erzählens traf, also zu reden an:

Lobenswerth ist es, ihr schönen Damen, wenn jemand ein festes und unveränderliches Ziel zu erreichen weiß; fast einem Wunder gleich zu achten ist aber die Geschicklichkeit des Schützen, der einen unerwarteten und plötzlich erscheinenden Gegenstand sogleich zu treffen vermag. Das lasterhafte und schmuzige Leben der Geistlichen ist in vielen Dingen ein so bestimmtes Anzeichen ihrer innern Schlechtigkeit, daß es zu Spott und Tadel einem jeden, der ihn nur immer suchen mag, leicht genug Anlaß gibt. Obgleich also jener gute Mann recht daran that, daß er dem Inquisitor die heuchlerische Wohlthätigkeit der Mönche vorhielt, die als Almosen vertheilen, was sie den Säuen geben oder auf die Straße werfen sollten, so scheint mir doch ein anderer, von dem ich euch, auf Anlaß der vorigen Geschichte, erzählen will, noch viel größeres Lob zu verdienen. Dieser nämlich beschämte den Herrn Cane della Scala, der sonst ein freigebiger Herr war, wegen einer völlig ungewohnten und plötzlichen Anwandlung von Geiz dadurch, daß er ihm eine scherzhafte Geschichte erzählte, in welcher er von fremden Personen berichtete, was er von sich und jenem Fürsten verstanden wissen wollte. Damit verhielt es sich nun also:

Herr Cane della Scala, in vielen Dingen ein Liebling des Glücks, war, wie der glänzendste Ruhm fast durch die ganze Welt von ihm berichtet, einer der angesehensten und freigebigsten Fürsten, welche seit Kaiser Friedrich II. in Italien gesehen worden waren. Dieser hatte beschlossen, in Verona ein Fest von wunderbarer Pracht zu geben, und schon waren dazu von verschiedenen Seiten Menschen in Menge, besonders aber solche herbeigekommen, die durch allerhand Geschicklichkeiten Höfe zu unterhalten im Stande sind, als er plötzlich, aus was immer für einem Grunde, seinen Willen änderte und die meisten der Gekommenen mit Geschenken verabschiedete.

Nur einer unter ihnen, Namens Bergamino, der im Reden so viel Gewandtheit und Anmuth besaß, als niemand, der ihn nicht gehört hatte, sich einzubilden vermochte, blieb, in der Hoffnung, daß es ihm mit der Zeit noch zum Vortheil gereichen werde, ohne Geschenke oder Urlaub erhalten zu haben, in Verona zurück. Herrn Cane aber war es in den Sinn gekommen, daß jedes Geschenk an Bergamino schlechter angewandt wäre, als was man ins Feuer wirft, und so achtete er ihn denn keines Wortes und keiner Botschaft werth. Als Bergamino nach einigen Tagen noch immer nicht an den Hof gerufen und keine Probe seiner Kunst von ihm begehrt worden war, zugleich aber die Zeche für ihn selbst, für Diener und Pferde immer mehr beim Gastwirth anwuchs, fing er an, betreten zu werden. Dennoch aber verweilte er, in der Meinung, daß jetzt zu reisen nicht gerathen sei.

Um bei dem Feste ehrenvoll erscheinen zu können, hatte er drei kostbare und schöne Anzüge mitgebracht, die von andern Fürsten ihm geschenkt waren; von diesen hatte er dem Wirthe, der bezahlt sein wollte, anfänglich einen gegeben; dann, nach längerm Aufenthalt, um den Wirth zufrieden zu stellen, den zweiten hinzufügen müssen, und nun war er entschlossen, sich die Sache noch so lange mit anzusehen, als der dritte, über den er bereits zu zehren angefangen, vorhalten würde, und dann abzureisen. Nun geschah es, daß, noch ehe das dritte Kleid aufgegessen war, er eines Tags, während Herr Cane bei Tische saß, diesem mit betrübtem Gesichte gegenüber stand. Als Herr Cane es bemerkte, sagte er, mehr um Bergamino zu kränken, als um etwa einen guten Einfall von ihm zu hören: „Bergamino, was fehlt dir, du siehst so verdrießlich aus; erzähle uns doch was.“ Bergamino begann darauf, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, folgende Geschichte, die für seine Lage so berechnet war, als hätte er lange Zeit darüber nachgedacht:

„Mein Gebieter, Ihr müßt wissen, daß Primasseau des Lateinischen besonders kundig war und mehr als irgendein

anderer im Dichten Fertigkeit besaß. Diese Eigenschaften machten ihn so berühmt, daß, wenn man ihn gleich nicht überall von Person kannte, doch schwerlich jemand zu finden war, der nicht dem Namen und dem Rufe nach gewußt hätte, wer Primasseau sei. Als er sich nun einst zu Paris in dürftigen Umständen befand, wie es ihm meistens zu geschehen pflegte, weil die Vermögenden seine Vorzüge selten zu würdigen wußten, geschah es, daß er von dem Abte von Clugny reden hörte, von dem man behaupten will, er habe, nächst dem Papste, von allen Prälaten in der Kirche Gottes das reichste Einkommen. Von diesem erzählte man ihm Wunder an Freigebigkeit, wie er immer Feste gäbe und wie niemand, der dorthin käme, wo er eben verweilte, Essen und Trinken je verweigert worden sei, nur vorausgesetzt, daß er den Abt, während er speiste, darum angesprochen habe. Als Primasseau, der an der Bekanntschaft ausgezeichneter Männer und hoher Herren besonderes Wohlgefallen fand, diese Nachrichten vernahm, beschloß er, hinzugehen, um die Freigebigkeit dieses Abtes mit eigenen Augen zu schauen, und frug daher, wie weit sein jetziger Aufenthalt von Paris entlegen sei. Man erwiderte ihm, er wohne jetzt auf einem seiner Güter, etwa sechs Miglien von der Stadt, und Primasseau dachte, wenn er des Morgens bei Zeiten aufbräche, bis zur Tafelzeit dort sein zu können.

„Da er keinen Begleiter finden konnte, ließ er sich den Weg beschreiben; doch fürchtete er, diesen unglücklicherweise verfehlen und vielleicht an einen Ort gerathen zu können, wo er sobald nichts zu essen fände. Um in solchem Falle nicht Hunger leiden zu müssen, beschloß er, drei Brote mit auf den Weg zu nehmen, denn Wasser, das er freilich nicht besonders gerne trank, dachte er wol über allzu finden. So steckte er die Brote zu sich, machte sich auf den Weg und traf diesen so gut, daß er noch vor Essenszeit dort ankam, wo der Abt wohnte. Wie er nun eintrat, sich überall umsah und die große Menge gedeckter

Tische gewahr ward, und die gewaltigen Zurüstungen in der Küche und was sonst alles zu dem Mittagsmahle bereitet wurde, da sagte er bei sich selbst, wahrlich, dieser Abt ist vollkommen so freigebig, als man mir erzählt hat. Eine Weile hatte er sich mit diesen Gegenständen beschäftigt, als des Abtes Seneschall, weil die Essensstunde gekommen war, das Wasser zum Händewaschen herumreichen ließ. Nachdem dieses geschehen war, setzten sich alle zu Tische, und dabei traf es sich von ungefähr, daß Primasseau den Platz genau der Thür gegenüber bekam, wo der Abt herauskommen mußte, um ins Speisezimmer einzutreten.

„An dem Hofe des Abtes war es Sitte, weder Brot noch Wein, noch sonst etwas Eßbares eher auf den Tisch zu stellen, als bis der Abt sich an der Tafel niedergelassen hatte. Darum ließ der Seneschall, wie die Tische gedeckt waren, dem Abte sagen, die Speisen wären bereit, sobald er befehlen würde. Der Abt ließ sich den Speisesaal öffnen, und, indem er gerade vor sich sah, war von ungefähr der erste Mensch, der ihm in die Augen fiel, Primasseau, den er nicht von Angesicht kannte und dessen Anzug schlecht genug aussah. Kaum hatte er ihn erblickt, so kam ihm plötzlich ein unwürdiger und ihm sonst völlig fremder Gedanke in den Sinn, daß er bei sich sagte: «Solchem Volke soll ich zu essen geben?» Und damit kehrte er um, ließ den Saal hinter sich zuschließen und frug seine Leute, die ihn begleiteten, ob keiner von ihnen den Unverschämten kenne, der der Thür seines Zimmers gegenüber sitze. Sie antworteten aber alle: nein.

„Primasseau, der schon eine gute Strecke Wegs zurückgelegt hatte und überhaupt nicht zu fasten gewohnt war, bekam solche Lust zu essen, daß er, als der Abt noch immer nicht wiederkommen wollte, eins der drei mitgebrachten Brote hervorholte und es zu verzehren anfing. Der Abt inzwischen befahl nach einer Weile einem seiner Leute, nachzusehen, ob unser Primasseau fortgegangen sei. «Nein Herr», antwortete der wiederkehrende Diener, «vielmehr

verzehrt er ein Stück Brot, das er sich mitgebracht haben muß.» «So mag er denn sein Brot essen, wenn er welches hat», sprach darauf der Abt, «denn das unserige wird er heute nicht kosten.“ Der Abt hätte es gern gesehen, wenn Primasseau von selbst gegangen wäre; denn ihn ausdrücklich gehen zu heißen, meinte er, zieme sich doch nicht. Als Primasseau indessen das erste Brot aufgezehrt hatte und der Abt noch ausblieb, begann er über dem zweiten zu essen. So ward dem Abte berichtet, der wieder hatte nachsehen lassen, ob er nicht fortgegangen sei.

„Endlich fing Primasseau, als der Abt noch immer nicht kam, das dritte Brot zu essen an, und als auch das dem Abte gemeldet ward, wurde dieser nachdenklich und sprach bei sich selbst: «Was ist mir denn heute neues in den Sinn gekommen? Woher dieser Geiz, woher der Aerger? Und wer hat ihn erregt? Schon seit Jahren speise ich von meinem Tische, wer immer gespeist sein will, ohne zwischen vornehm und gering, arm oder reich, Kaufmann und Betrüger zu unterscheiden. Oftmals habe ich ausgemachte Taugenichtse mein Essen verschlucken sehen, und niemals ist mir ein Gedanke von dem beigefallen, was sich heute beim Anblick dieses Menschen in mir geregt hat. Wahrlich, um eines gewöhnlichen Menschen willen hätte sich der Geiz meiner nicht so bemächtigen können. Und scheint er mir gleich einem Taugenichts ähnlich, so muß doch etwas besonderes an ihm sein, daß er mich so gegen die Höflichkeit zu verhärten im Stande war.»

„Nach diesem Selbstgespräch verlangte er zu wissen, wer es sei, und schämte sich sehr, als er hörte, es sei der ihm schon seit lange rühmlichst bekannte Primasseau, der nun gekommen sei, um selbst zu sehen, was er von des Abtes Freigebigkeit gehört hatte. Desto größere Ehre erwies er ihm nun, um das Versehen wieder gutzumachen. Nach dem Essen ließ er ihn mit edeln Stoffen reichlich bekleiden, wie es Primasseau's Verdiensten geziemte; dann schenkte er ihm noch Geld und einen Zelter

und überließ das Gehen und Verweilen seiner Willkür. Endlich kehrte Primasseau, erfreut über solche Gunst, nachdem er dem Abte auf das herzlichste gedankt hatte, zu Pferde nach Paris zurück, von wo er zu Fuße ausgegangen war."

Cangrande, der ein kluger Herr war, verstand ohne weitere Auslegung genau, was Bergamino sagen wollte, und erwiderte ihm lächelnd: „Bergamino, gar treffend hast du deine üble Laune, deine Geschicklichkeit, meinen Geiz und deine Wünsche bezeichnet. Und wahrlich noch niemals, außer jetzt in Bezug auf dich, hat der Geiz sich meiner bemeistert; aber ich will ihn mit dem Stocke vertreiben, den du selber angegeben hast." Wirklich ließ er den Wirth des Bergamino bezahlen, bekleidete diesen mit einem seiner köstlichen Gewänder, schenkte ihm Geld und Roß und stellte für diesmal Bleiben und Gehen in seine Willkür.

Achte Geschichte.

Guiglielmo Borsiere straft mit seiner Rede den Geiz des Herrn Ermino de' Grimaldi.

Als Bergamino's Schlauheit zur Genüge gelobt worden war, sah Lauretta, die dem Philostratus zunächst saß, daß es nun an ihr sei zu sprechen, und begann, ohne weitere Aufforderung zu erwarten, anmuthig so zu reden:

Die vorige Geschichte veranlaßt mich, ihr lieben Mädchen, euch zu erzählen, wie ein anderer, der ebenfalls davon lebte, daß er den hohen Herrschaften die Zeit vertrieb, die Geldgier eines reichen Kaufmanns mit gutem Erfolge strafte. Kommen nun gleich beide Geschichten ziemlich auf eins heraus, so denke ich, soll euch die mei-

nige um ihres günstigen Ausgangs willen nicht minder willkommen sein.

In Genua nämlich lebte vor geraumer Zeit ein Edelmann, Namens Ermino de' Grimaldi, der nach allgemeinem Dafürhalten an ausgedehnten Besitzungen und an baarem Vermögen den Reichthum der begütertsten Privatleute, von denen man zu jener Zeit in Italien wußte, um vieles übertraf. Wie aber seine Reichthümer die jedes andern Italieners weit hinter sich zurückließen, so that er es auch an Geiz und Filzigkeit dem ärgsten Filze und Geizhalse der ganzen Welt unmäßig zuvor; denn nicht allein verschloß er seinen Beutel, wenn es galt, andern eine Ehre zu erweisen, sondern auch in dem, was der Anstand der eigenen Person erfordert hätte, ließ er es (gegen die Gewohnheit der Genueser, die sich adelich zu kleiden pflegen), um Geld zu ersparen, an dem Nöthigsten fehlen und ebenso auch im Essen und Trinken. Aus diesem Grunde war ihm der Familienname der Grimaldi im Munde des Volks verdientermaßen ganz verloren gegangen, und alle nannten ihn nur Herrn Ermino den Geizhals.

Um die Zeit nun, als dieser das Seinige an sich hielt und vervielfältigte, geschah es, daß Guiglielmo Borsiere, ein lustiger Rath von feinen Sitten und geübter Zunge, der keineswegs den Leuten seines Standes glich, wie wir sie heutzutage sehen, nach Genua kam. Denn, zu großer Schande der verderbten und verdammungswürdigen Sitten derer, die sich gegenwärtig Herren und Edelleute nennen lassen und für solche gelten wollen, könnten unsere lustigen Räthe eher für Esel, die im Schmuze des gemeinen Gesindels, als für Leute gelten, die an Höfen groß geworden sind, und, während damals ihr Geschäft darin bestand, mit aller Anstrengung Frieden zu vermitteln, wo unter den Herren Haß oder Krieg entstanden war, Ehen, Verschwägerungen oder Freundschaften zu stiften, die Höfe zu ergötzen und gleich Vätern die Fehler der Bösgearteten

mit scharfem Tadel zu verfolgen, und dies alles um geringen Lohn; sind sie heutzutage nur bedacht, ihre Zeit damit zu verbringen, daß sie vom einen zum andern Gehässigkeiten herumtragen, Zwietrachten aussäen, Unanständiges und Schlechtes reden und, was schlimmer ist, vor den Leuten thun, Uebles, Beschämendes und Abscheuliches, mag es wahr sein oder nicht, hinter dem Rücken einander nachsagen und mit falschen Schmeicheleien die Gutgesinnten zu Gemeinheiten und Schlechtigkeiten zu verführen suchen. Von unsern ausgearteten und sittenlosen Fürsten aber wird der unter ihnen am höchsten gehalten und durch die größten Geschenke ermuntert, der die meisten Abscheulichkeiten sagt oder thut. Wahrlich gereicht das unserer Zeit zu großer und beständiger Schande und dient zu deutlichem Beweise, daß die Tugenden von der Erde gewichen sind und die beklagenswerthen Sterblichen auf den Hefen der Sünden gelassen haben.

Um aber auf das zurückzukommen, wovon ich ausgegangen bin und von wo gerechter Unwille mich weiter, als ich dachte, abgezogen hat, so sage ich, daß der genannte Guiglielmo von allen Edelleuten in Genua gern gesehen und mit Ehren überhäuft ward. Als er sich nun schon einige Zeit in der Stadt aufgehalten und mancherlei von dem Geize und den armseligen Gesinnungen des Herrn Ermino vernommen hatte, kam es ihm in den Sinn, diesen zu besuchen. Herrn Ermino waren die Talente des Guiglielmo Borsiere dem Rufe nach bekannt geworden, und da er trotz allem seinem Geize noch ein Fünkchen guter Sitte in sich trug, so empfing er ihn mit freundlichem Gesichte und höflichen Worten. Unter allerlei verschiedenen Gesprächen, die er mit ihm begann, führte er den Borsiere und einige Genueser, die eben bei ihm waren, in ein ihm zugehöriges neues Haus, das er ganz hübsch hatte einrichten lassen, und, nachdem er ihm alles gezeigt hatte, sagte er: „Ach, Herr Guiglielmo, Ihr habt so manches gehört und gesehen; könntet Ihr mir nicht et-

was rathen, was noch niemals da gewesen wäre, damit ichs in den Saal dieses Hauses malen lassen könnte?" Als Guiglielmo diese übelangebrachte Rede vernahm, erwiderte er: „Herr, etwas überall noch nie Dagewesenes traute ich mir wol nicht zu ersinnen, es wäre denn etwa ein abgemaltes Niesen, oder dergleichen; wollt Ihr aber, so will ich Euch etwas angeben, das, wie ich glaube, wenigstens bei Euch noch nicht gewesen ist." „Und was wäre das, ich bitte Euch?" entgegnete Herr Ermino, der sich auf die Antwort nicht versah, die er hernach bekam. Guiglielmo aber erwiderte schnell: „Laßt die adeliche Sitte malen." Diese Worte beschämten Herrn Ermino, als er sie kaum vernommen hatte, so sehr, daß er um ihretwillen seine Sinnesart fast zum Entgegengesetzten von dem veränderte, was sie bisher gewesen war, und also antwortete: „Ja, Herr Guiglielmo, ich will sie malen lassen, und zwar so, daß weder Ihr noch sonst jemand Grund haben soll, zu sagen, ich habe sie nicht gesehen und nicht gekannt." Und von solcher Wirkung waren Guiglielmo's Worte, daß er von dem Tage an der freigebigste und höflichste Edelmann ward, und der, welcher Fremden und Einheimischen am meisten Ehre erwies, von allen, die zu seiner Zeit in Genua lebten.

Neunte Geschichte.

Der König von Cypern wird durch den Spott einer Dame aus der Gascogne von einem schwachen zum kräftigen Fürsten.

Die Königin hatte ihren Befehl nur noch an Elisen zu richten, und diese begann, ohne ihn abzuwarten, mit freundlicher Miene also zu reden:

Schon oftmals, ihr jungen Mädchen, ist es geschehen, daß, wozu jemand mancherlei Tadel und häufige Strafen nicht bewegen konnten, ihn dazu ein einziges mit Absicht, vielleicht sogar nur zufällig gesagtes Wort bewog. Davon gab uns die Geschichte der Lauretta ein schlagendes Beispiel, und ich will euch das Gleiche in einer kurzen Erzählung darthun; denn gute Geschichten können uns immer förderlich sein, und so soll man ihnen aufmerksam zuhören, sei auch der Sprechende wer er wolle.

So sage ich denn, daß zu den Zeiten des ersten Königs von Cypern nach der Eroberung des gelobten Landes durch Gottfried von Bouillon eine Edeldame, die, von einer Pilgerfahrt nach dem Heiligen Grabe heimkehrend, Cypern besuchte, von ein paar ruchlosen Leuten auf empörende Weise beleidigt ward. Sie konnte sich ob dieses Frevels nicht zugute geben und war gesonnen, den König selbst anzurufen; doch einer ihrer Bekannten sagte ihr, sie werde sich nur vergebene Mühe machen; denn der König führe ein so kleinmüthiges und unwürdiges Leben, daß er, geschweige den, andern angethanen, Schimpf gerecht zu rächen, unzähligen, ihm selbst zugefügten mit schnöder Feigheit ertrage, sodaß, wer irgendeinen Verdruß gehabt habe, seinen Unmuth in Beleidigungen und Hohn gegen den König auslasse. Als die Dame dies vernahm, gab sie es auf, Rache zu erlangen, und wollte nur, um ihren Zorn einigermaßen zu befriedigen, diesen König wegen seiner niedrigen Gesinnung noch verspotten. Weinend trat sie vor ihn und sagte: „Herr, ich komme nicht zu dir, um Rache für die Beleidigung, die mir widerfahren ist, zu erlangen, sondern, statt aller Vergeltung für diese, bitte ich dich, mir zu sagen, wie du es anfängst, um die vielen Kränkungen, die man dir anthut, zu ertragen. Dann werde ich, von dir belehrt, die meinige geduldig hinnehmen, während ich sie jetzt, der Himmel weiß es, dir, weil du deren so gut zu ertragen weißt, gern abgäbe.“ Der König, der bis dahin

unthätig und träge gewesen war, fing, als wäre er vom Schlafe erwacht, damit an, den Schimpf, der dieser Dame angethan war, auf das nachdrücklichste zu rächen, und ward von dem Tage ein strenger Verfolger eines jeden, der gegen die Ehre seiner Krone das Mindeste sich zu Schulden kommen ließ.

Zehnte Geschichte.

Meister Alberto von Bologna beschämt auf feine Weise eine Dame, die ihn wegen seiner Liebe zu ihr beschämen wollte.

Elise schwieg, und des Erzählens letzte Pflicht blieb bei der Königin, die mit sicherer Stimme also zu reden begann:

Liebe Mädchen, wie in hellen Nächten die Sterne Zierden des Himmels sind, wie die Blumen im Frühjahr die der grünen Wiesen, so gereichen den guten Sitten und den heitern Gesprächen zierliche Witzworte zum Schmucke. Um ihrer Kürze willen schicken sie sich besser für uns Frauen, als für Männer; denn viel und lange zu reden ist, wenn es vermieden werden kann, für Frauen noch unziemlicher als für Männer. Heutzutage freilich ist zu unserer und aller Jetztlebenden allgemeiner Schande kaum ein einziges Frauenzimmer zu finden, das feinen Witz verstünde, oder, wenn es ihn ja versteht, darauf zu antworten wüßte. Denn den Scharfsinn, den in der Vorzeit der Frauen Geist offenbarte, haben die neuern auf den Putz ihres Körpers verwandt, und diejenige, welche sich mit den buntesten, von Streifen und Zierathen am meisten überladenen Zeuchen bekleidet sieht, meint, sie müsse den übrigen um vieles vorgezogen werden und sei höherer Ehren werth. Doch sie bedenkt nicht, daß, wenn jemand die Mühe des Aufladens übernehmen wollte, ein Esel hundertmal mehr solchen Putz tragen könnte, als sie, und

dennoch nicht mehr Ehre verdienen würde, als einem Esel gebührt. Wol schäme ich mich, dies auszusprechen; denn ich kann wider die andern nicht reden, ohne zugleich mich selbst zu tadeln. Diese geputzten, bemalten und bunten Weiber stehen entweder stumm und fühllos wie Steinbilder da, oder sie beantworten an sie gerichtete Fragen in solcher Weise, daß es ihnen besser wäre, sie hätten geschwiegen. Dabei wollen sie sich einreden, ihr Ungeschick, mit andern Mädchen oder gesitteten Männern zu reden, sei eine Folge ihrer Seelenreinheit und geben ihrer Einfalt den Namen der Sittsamkeit, als ob nur die Frau sittsam zu nennen wäre, die mit niemand als mit der Magd, der Wäscherin und der Bäckersfrau redet. Wäre dies, wie sie sich einbilden, die Absicht der Natur gewesen, so würde sie anderweitig ihrem leeren Geschwätze Grenzen gesetzt haben. Allerdings indeß soll man hierbei, wie in allen andern Dingen, Zeit und Ort, und mit wem man rede, im Auge haben; denn wol öfter ist es geschehen, daß ein Weib oder ein Mann, in der Meinung, durch scherzhafte Reden jemand in Verlegenheit zu setzen, weil sie ihre Kräfte denen des andern gegenüber nicht gehörig anschlugen, die Beschämung, die sie jenem zugedacht hatten, auf sich selbst zurückfallen sahen. Damit ihr euch nun davor zu hüten wisset, und damit überdies bei euch das Sprichwort nicht zutreffe, das in aller Welt Munde ist, „die Weiber ziehen in jedem Dinge den Kürzern", so soll diese letzte der heutigen Geschichten, die es an mir ist zu erzählen, in diesem Punkte euch zu witzigen dienen, und, wie ihr durch Adel der Gesinnung euch von den Uebrigen unterscheidet, so werdet ihr auch durch Feinheit der Sitten euch vor ihnen auszeichnen.

Noch nicht viele Jahre sind verstrichen, seit in Bologna ein trefflicher und fast in der ganzen Welt hochberühmter Arzt, mit Namen Meister Alberto lebte, ja vielleicht lebt er noch heute. Dieser war von so edelm Geiste, daß er noch in seinem hohen Alter von beinahe

siebzig Jahren, wo der Körper bereits fast alle natürliche Wärme verloren hatte, den liebevollen Flammen den Eingang in sein Herz nicht verweigerte, als er auf einem Feste eine wunderschöne Witwe sah, die, wie einige berichten, Madonna Margharita de' Ghisolieri hieß. In dem Wohlgefallen, das er an ihr fand, nahm er jene Glut nicht anders als ein Jüngling in die betagte Brust auf, sodaß er keine Nacht ruhig schlafen zu können glaubte, wenn er an dem vorhergegangenen Tage das anmuthige und zarte Gesicht der schönen Dame nicht gesehen hatte.

Aus diesem Grunde begann er sich bald zu Pferde und bald zu Fuße, je nachdem es sich fügte, vor dem Hause der Dame sehen zu lassen. Diese sowol als mehrere andere Frauen wurden auf solche Weise gewahr, was ihn veranlasse, häufig dort vorüberzukommen, und oftmals spotteten sie miteinander, daß ein an Jahren und Erfahrungen so reicher Mann verliebt sei, als ob nach ihrer Meinung die holde Leidenschaft der Liebe allein in den thörichten Herzen der Jünglinge und sonst nirgend Raum finden und dort verweilen könne.

Meister Alberto fuhr indeß fort, vor dem Hause der Dame vorüberzugehen, und so geschah es, daß an einem Feiertage, wo sie mit andern Frauen vor der Thür saß, sie alle miteinander sich vornahmen, den Meister Alberto, den sie schon von weitem hatten kommen sehen, zu verweilen und ehrenvoll aufzunehmen, dann aber ihn wegen dieser seiner Liebe zu schrauben. So thaten sie auch wirklich; als er kam, standen sie alle auf, luden ihn zu sich ein und führten ihn in einen kühlen Hof, wo sie ihn mit feinen Weinen und Backwerk bewirtheten. Zuletzt aber befragten sie ihn mit artigen und wohlgesetzten Worten, wie er sich in diese schöne Dame habe verlieben können, da er wisse, von wie vielen schönen, wohlgesitteten und adelichen jungen Männern sie geliebt werde.

Als der Meister sah, daß man auf feine Weise ihn aufziehe, nahm er eine heitere Miene an und sagte:

„Madonna, daß ich liebe und gerade Euch zum Gegenstand dieser Liebe erwählt habe, kann keinen Verständigen in Verwunderung setzen, denn Ihr verdient es. Und obgleich den bejahrten Leuten nach dem Gesetze der Natur die Kräfte entgehen, die zu den Uebungen der Liebe erforderlich sind, so fehlt es ihnen darum weder an dem guten Willen, noch an der Fähigkeit zu unterscheiden, was der Liebe würdig sei, vielmehr weiß das reife Alter dies um so viel besser zu erkennen, wie die Jugend, als es an Einsicht diese übertrifft. Die Hoffnung, um derentwillen ich in meinem Alter Euch zu lieben wage, die Ihr von vielen Jünglingen geliebt werdet, ist diese: schon öfter bin ich gegenwärtig gewesen, wenn Frauenzimmer zum Vesperbrot Wolfsbohnen und Lauch aßen. Ob nun gleich am ganzen Lauch nichts Gutes ist, so ist doch der Knopf daran noch das am wenigsten Widerwärtige und dem Munde Wohlgefälligste. Dennoch pflegt ihr alle, von verkehrter Lust geleitet, den Knopf in der Hand zu behalten und nur die Blätter zu essen, die nicht allein gar nichts werth sind, sondern abscheulich schmecken. Wäre es nun nicht möglich, Madonna, daß Ihr in der Wahl Eurer Liebhaber ebenso verführt? Und wenn Ihr es thätet, so würdet Ihr mich erwählen und alle übrigen von Euch weisen.“

Die Edeldame und ihre Gefährtinnen schämten sich ein wenig, dann aber sagte sie: „Meister, Ihr habt unser übermüthiges Beginnen treffend, aber freundlich, gezüchtigt. Glaubt aber, die Liebe eines so verständigen und ehrenwerthen Mannes, als Ihr seid, ist mir theuer. Deshalb gebietet, so weit sich das mit meinem guten Rufe verträgt, über mich, wie über Euer Eigenthum.“ Der Meister und seine Begleiter erhoben sich, er dankte der Dame und ging, nachdem er sich ihr unter Lachen und Freude empfohlen hatte.

So wurde die Dame, weil sie nicht im Auge gehabt hatte, wen sie necke, besiegt, wo sie zu siegen glaubte;

wollt ihr nun vernünftig sein, so werdet ihr euch vor gleichem Misgriff hüten.

Schon hatte die Sonne sich gegen Westen geneigt und die Hitze größtentheils nachgelassen, als die Erzählungen der jungen Mädchen und der drei Jünglinge zu ihrem Ende gediehen waren. Da redete die Königin voller Anmuth also zu ihnen: „Nichts, ihr lieben Gefährtinnen, bleibt unter meinem Regimente für den heutigen Tag zu thun übrig, als euch eine neue Königin zu geben, welche nach ihrem Dafürhalten für den folgenden ihre und unsere Lebensweise zu geziemender Erheiterung bestimme. Obgleich man nun den Tag wol noch bis zum Einbruche der Nacht rechnen möchte, so finde ich doch für gut, weil niemand, dem nicht einige Zeit zur Vorbereitung bleibt, über die Zukunft gehörige Verfügungen treffen kann, und damit alles besorgt werden könne, was die Königin für morgen dienlich erachten wird, daß auch die folgenden Tage zur gegenwärtigen Stunde ihren Anfang nehmen. Demzufolge möge denn in der Ehrfurcht vor demjenigen, auf den alles Leben sich bezieht, und zur Beförderung unsers Vergnügens am folgenden Tage die verständige Philomela unser Reich regieren."

Mit diesen Worten erhob sie sich, nahm den Lorberkranz von ihrem Haupte und setzte ihn jener ehrerbietig auf. Dann begrüßte sie zuerst, nach ihr die übrigen Mädchen und zuletzt die Jünglinge Philomelen als Königin und boten ihr bereitwillig ihre Dienste an. Diese erröthete zwar ein wenig, als sie sich zur Königin gekrönt sah, dann aber faßte sie, der von Pampineen erst eben gesprochenen Worte eingedenk, um nicht blöde zu scheinen, Muth, bestätigte zuerst alle Aemter, die Pampinea ausgetheilt hatte, verfügte, was am andern Morgen und Abend an demselben Orte, wo sie eben verweilten, bereitet werden sollte, und fing hierauf also zu reden

an: „Geliebte Freundinnen, obgleich Pampinea ihrer Güte und nicht meinem Verdienste zufolge mich zu euer aller Königin ernannt hat, so bin ich doch nicht gesonnen, unsere Lebensweise allein nach meiner Meinung, sondern zugleich auch nach der eurigen anzuordnen. Damit ihr nun im voraus wisset, was, meiner Ansicht nach, zu thun sei, und alsdann nach eurem Gefallen abnehmen oder hinzufügen könnet, will ich mit wenig Worten meine Gedanken euch mittheilen.

Wenn ich mich in meinem Urtheil über das von Pampineen heute befolgte Verfahren nicht betrüge, so hat es sich als ergötzlich und empfehlenswerth bewiesen, und deshalb denke ich auch, solange es uns nicht durch öftere Wiederholung oder aus anderm Grunde langweilig geworden sein wird, nichts daran zu ändern. Nachdem wir also unsere angefangenen Beschäftigungen völlig geordnet haben werden, mögen wir uns von hier erheben, eine Weile lustwandeln und, wenn die Sonne sich zum Untergange neigen wird, in der Kühlung zu Abend essen; dann aber wird es nach einigen Liedern und anderer Lust sich gehören, daß man schlafen gehe. Morgen früh wollen wir aufstehen, wenn es noch frisch ist, und ebenfalls unserm Vergnügen nachgehen, wohin einen jeden seine Neigung führen wird. Zur gehörigen Zeit aber wollen wir, sowie wir heute gethan haben, zum Mittagbrote zurückkehren, alsdann tanzen und endlich, wenn unsere Mittagsruhe beendigt ist, werden wir, gleichfalls nach dem heutigen Beispiel, mit Erzählen fortfahren, das, wie mich dünkt, den wesentlichsten Bestandtheil unserer Freuden und Belehrungen ausmacht. Außerdem will ich auch, was Pampinea, weil sie spät zu ihrer Würde gewählt ward, nicht thun konnte, die Gegenstände unserer Erzählungen in bestimmte Grenzen einschließen und euch diese im voraus angeben, damit ein jeder Zeit habe, sich auf eine schöne Geschichte entsprechenden Inhalts zu besinnen. Wenn es euch nun gefällig ist, so mag es da-

mit so gehalten werden, daß, indem von Anbeginn der Welt an die Menschen vom Glücke durch die verschiedensten Zufälle geführt worden sind und bis an deren Ende es immerdar sein werden, jeder erzählen soll, wie Personen nach dem Kampfe mit Widerwärtigkeiten wider alles Hoffen zu fröhlichem Ende gediehen sind."

Damen und Männer lobten gleichmäßig diese Anordnungen und erklärten sich willig, sie zu befolgen. Dioneus allein sagte, als die andern bereits schwiegen: „Wie alle übrigen es schon ausgesprochen haben, so sage auch ich, Madonna, eure Verfügungen seien durchaus zweckmäßig und empfehlenswerth; doch bitte ich, daß mir eines als besondere Gunst gewährt und, solange unsere Gesellschaft bestehen wird, erhalten werde, daß ich nämlich durch die oben getroffene Verfügung nicht genöthigt werde, wider meinen Willen eine Geschichte über den aufgegebenen Gegenstand zu erzählen, sondern daß mir trotz derselben die Wahl völlig frei bleibe. Damit aber niemand glaube, ich erbitte mir diese Gunst, weil ich keinen Vorrath von Geschichten zur Hand habe, so bin ich im voraus erbötig, unter den Erzählenden immer der letzte zu sein."

Da die Königin ihn als einen muntern und unterhaltenden Menschen kannte und daher wohl errieth, er fordere dies nur, um die Gesellschaft, wenn sie des ernstern Redens müde wäre, mit einer Geschichte zum Lachen wieder zu erheitern, gewährte sie ihm unter Einwilligung der Uebrigen gern die gebetene Gunst. Dann erhob sie sich von ihrem Sitze und die Mädchen gingen langsamen Schrittes nach einem Bache des klarsten Wassers, das von einem Hügel in ein Thal, welches dichte Bäume beschatteten, zwischen Felsenstücken und grünen Kräutern niederfloß. Hier plätscherten sie mit bloßen Füßen und Armen im Wasser und trieben eine Zeit lang untereinander allerhand Scherze Als die Essenszeit sich nahete, kehrten sie zum Schlosse zurück und nahmen mit Behagen die Abendmahlzeit ein.

Nach Tische ließ die Königin musikalische Instrumente bringen und wollte, daß, von Lauretten aufgeführt, ein Tanz begonnen werde, und Emilie, unter Begleitung von Dioneus' Laute, ein Lied dazu singe. Laurette fing, diesem Befehl zufolge, sogleich den Tanz an und leitete ihn ferner, während Emilie mit ihrer zum Herzen dringenden Stimme folgendes Lied sang:

Von meiner Schönheit bin ich so gefangen,
Daß neue Liebe nie
Mich locken wird mit anderem Verlangen.
Wenn ich in eignes Anschaun mich versenke,
Erblick' ich, was dem Geiste Ruh' verspricht.
Was neu sich zuträgt, wessen ich gedenke,
Beraubt mich so geliebter Wonne nicht;
So weiß ich denn, es schaut mein Angesicht
An fremden Reizen nie,
Was mir im Herzen zündete Verlangen.
Bin ich, um solcher Seligkeit zu pflegen,
Mein hohes Glück mir anzuschaun entbrannt,
So flieht es nicht und kommt mir selbst entgegen. —
In Worte wird die Süße nicht gebannt,
Die es gewährt; es faßt sie der Verstand
Sterblicher Wesen nie,
Entzündet sie nicht ähnliches Verlangen.
Ich fühle stündlich wachsend mich entbrennen,
Je mehr ich dorthin wende meinen Blick;
Drum weih' ich mich nur ihm, will sein mich nennen.
Zwar kostet' ich erst das versproch'ne Glück;
Doch größ're Lust ist, hoff' ich, noch zurück,
Sodaß auf Erden nie
Empfunden ward so seliges Verlangen.

Dieses Tänzerlied, in das alle freudig eingestimmt hatten, gab durch seinen Inhalt einigen aus der Gesellschaft viel zu denken. Als es indeß geendet war und man noch ein paar andere Tänze hatte folgen lassen, war

bereits ein Theil der kurzen Nacht verstrichen. Deshalb gefiel es der Königin, den ersten Tag zu beschließen; sie ließ die Fackeln anzünden und gebot einem jeden, bis auf den andern Morgen sich zur Ruhe zu begeben. Alle kehrten auf ihre Zimmer zurück und thaten nach dem Befehle.

Es schließt des Dekameron erster Tag, und es beginnt

der zweite,

an welchem unter Philomelens Regiment von Personen geredet wird, die nach dem Kampfe mit mancher Widerwärtigkeit wider alles Hoffen zu fröhlichem Ende gediehen sind.

Schon überallhin hatte die Sonne mit ihren Strahlen den neuen Tag entsendet, und die Vögel gaben durch die fröhlichen Lieder, die sie auf den grünen Aesten sangen, auch den Ohren davon Kunde, als die Mädchen alle und die drei Jünglinge von ihrem Lager aufstanden, in den Garten gingen und sich geraume Zeit damit ergötzten, langsamen Schrittes auf dem thauigen Grase umherzuwandeln und sich schöne Kränze zu winden. Und wie sie am vergangenen Tage gethan hatten, so thaten sie auch heute; sie aßen noch in der Kühle zu Mittag und legten sich nach ein paar Tänzen zur Ruhe. Von dieser erhoben sie sich in der vierten Nachmittagsstunde, kamen, dem Willen ihrer Königin gemäß, auf dem grünen Rasenplatze zusammen und setzten sich um sie her. Die Schönheit ihrer Gestalt und die Anmuth ihrer Züge wurden durch den Lorberkranz, mit dem sie gekrönt war, noch gehoben; so schwieg sie einen Augenblick, faßte die ganze Gesellschaft ins Auge und hieß alsdann der Neiphile, die fernern Erzählungen mit der ihrigen zu eröffnen. Diese wich dem Antrage nicht aus und begann mit heiterer Stimme also zu reden:

Erste Geschichte.

Martellino stellt sich lahm und gibt vor, durch den Körper des heiligen Heinrich geheilt zu werden. Sein Betrug wird entdeckt; er wird geschlagen und eingekerkert, und ist in Gefahr gehangen zu werden; endlich aber kommt er los.

Schon öfters, ihr lieben Mädchen, hat es sich zugetragen, daß, wer über andere, besonders aber über sehr würdige Gegenstände spotten wollte, am Ende den Spott und zuweilen auch den Schaden für sich allein behielt. Um den Befehlen der Königin zu gehorchen und durch meine Geschichte die Lösung unserer Aufgabe zu beginnen, denke ich nun als Beispiel davon euch zu erzählen, was sich mit einem unserer Landsleute anfangs Unglückliches begab und wie es dann noch über sein Erwarten glücklich ablief.

Es ist noch nicht lange Zeit her, daß in Treviso ein Deutscher, Namens Heinrich, lebte, der in seiner Armuth einem jeden, der ihn darum ansprach, für Geld als Lastträger diente, aber dessenungeachtet bei allen für einen Menschen von frommem und tadellosem Lebenswandel galt. Demzufolge geschah es, daß, wie die Trevisaner berichten, mag es übrigens wahr sein oder nicht!, in der Stunde seines Todes alle Glocken in der großen Kirche von Treviso, ohne von jemand angezogen zu werden, zu lauten anfingen. Allgemein galt dies für ein Wunder, Heinrich wurde ein Heiliger genannt, das Volk strömte aus der ganzen Stadt nach dem Hause, wo seine Leiche stand, und trug sie gleich einem heiligen Leichnam in die Domkirche. Lahme, Hinkende, Blinde und andere Kranke, an welchem Uebel oder Gebrechen sie immer leiden mochten, wurden

herbeigeführt, um durch die Berührung dieses Körpers wieder gesund zu werden.

Es traf sich, daß gerade während dieser Aufregung und dieses Zusammenlaufes drei unserer Landsleute in Treviso anlangten. Der eine hieß Stecchi, der andere Martellino und der dritte Marchese, Leute, welche die Höfe großer Herren besuchten und durch ihre Fertigkeit, Gesichter zu schneiden und jedem Menschen täuschend nachzuahmen, die Zuschauer ergötzten. Sie waren noch nie in Treviso gewesen und wunderten sich, die ganze Stadt in Bewegung zu sehen. Als man ihnen die Veranlassung mittheilte, bekamen sie Lust, sich das alles selbst anzusehen, und nachdem sie ihre Sachen im Wirthshause abgelegt hatten, sagte Marchese: „Wir wollen doch hingehen und uns den Heiligen ansehen; ich für mein Theil begreife aber noch nicht, wie wir durchkommen wollen; denn, wie ich gehört habe, steht der Platz voller Deutschen und anderm bewaffneten Volke, die der Herr, dem diese Stadt gehört, um Unruhen zu vermeiden, dort aufgestellt hat; überdies ist, wie man sagt, die Kirche so voller Leute, daß beinahe kein Mensch mehr hinein kann." Martellino, der ebenfalls Lust hatte, die Sache mit anzusehen, sagte darauf: „Das soll uns nicht hindern; ich will schon ein Mittel finden, bis an die Leiche zu kommen." „Und wie das?" entgegnete Marchese. „Gib Acht", sagte Martellino, „ich stelle mich, als wäre ich gelähmt; du von der einen und Stecchi von der andern Seite; ihr unterstützt mich, als ob ich nicht allein gehen könnte, und gebt zu erkennen, daß ihr mich dorthin führen wollt, damit der Heilige mich wieder gesund mache. Auf diese Weise wird uns keiner sehen ohne uns Platz zu machen und uns willig durchzulassen." Dem Marchese und dem Stecchi gefiel dieser Plan, und so verließen sie ungesäumt das Gasthaus und begaben sich selbdritt an einen abgelegenen Ort, wo Martellino sich Hände, Finger, Arme und Beine und überdies noch den Mund, die Augen und

das ganze Gesicht solchergestalt verrenkte, daß es greulich anzusehen war, und daß ihn niemand erblicken konnte, ohne zu behaupten, er sei wirklich am ganzen Leibe verkrüppelt und gelähmt.

Mit dem so Entstellten gingen Marchese und Stecchi, die ihn unterstützten, in großer anscheinender Frömmigkeit nach der Kirche zu und baten ganz demüthig einen jeden, der ihren Weg hinderte, um Gottes willen, ihnen Platz zu machen. Gern willfahrte man ihnen, und da sie aller Augen auf sich zogen und fast überall „macht Platz, macht Platz" gerufen wurde, gelangten sie in kurzem dahin, wo der Körper des heiligen Heinrich lag. Sogleich nahmen einige Edelleute, die hier Wache standen, den Martellino und legten ihn auf die heilige Leiche, damit er durch sie die Gnade der Gesundheit erlangen sollte. Alles Volk war aufmerksam, was mit ihm geschehen würde, und Martellino, der sich auf dergleichen trefflich verstand, stellte sich nach einer kleinen Weile erst, als ob ein Finger ihm wieder gerade würde, dann streckte er die Hand, dann den Arm aus, und zuletzt gewann der ganze Körper wieder die rechte Gestalt. Wie das Volk dies geschehen sah, brach es zum Lobe des heiligen Heinrich in solchen Lärm aus, daß man keinen Donner gehört haben würde.

Nun traf es sich aber, daß ein Florentiner ganz in der Nähe stand, der den Martellino recht gut kannte, doch seine Züge in der Entstellung, in welcher er hergeführt war, nicht herausgefunden hatte. Wie dieser ihn wieder gerade sah, erkannte er ihn sogleich, fing bei sich zu lachen an und sagte: „Nun den soll doch der Kukuk! hätte nicht jeder, der ihn kommen sah, schwören müssen, er sei wirklich ganz verkrüppelt?" Diese Worte hörten einige Trevisaner und fragten sogleich: „Wie, der wäre kein Krüppel gewesen?" „Gott behüte", sagte der Florentiner, „der war immer so gerade, wie einer von uns; wie ihr aber Gelegenheit gehabt habt, zu sehen, versteht er sich auf solche Narrheiten, sich zu verstellen, wie man's nur haben will, besser denn einer."

Als die Trevisaner das gehört hatten, war nichts weiter nöthig. Sie drängten sich mit Gewalt durch und riefen laut: „Haltet den Verräther fest, der Gott und seine Heiligen verspottet und, ohne lahm zu sein, um uns und unserm Heiligen einen Possen zu spielen, hergekommen ist, als wär' er lahm." Bei diesen Worten kriegten sie ihn zu packen, zogen ihn bei den Haaren von der Stelle herunter, wo er gelegen hatte, rissen ihm die Kleider vom Leibe und fingen an, ihn mit Fäusten zu schlagen und mit Füßen zu treten, und keiner glaubte ein ordentlicher Kerl zu sein, der nicht mit geholfen hätte. Martellino schrie um Gottes willen um Gnade und wehrte sich so gut er konnte; das half aber alles nichts; der Haufen kam ihm immer ärger auf den Leib.

Als Marchese und Stecchi dies sahen, sagten sie sich wol, wie schlimm die Sache stehe, und wagten, aus Furcht für sich selber, nicht, ihm beizustehen, sondern verlangten, wie die übrigen, laut seinen Tod, obgleich sie im Stillen auf ein Mittel sannen, ihn aus den Händen des Volks zu ziehen, das ohne den Ausweg, den Marchese schnell ergriff, ihn sicher umgebracht haben würde. Da nämlich die ganze Truppe der Stadtobrigkeit dort eben zur Stelle war, suchte Marchese, so schnell er konnte, den auf, der ihnen im Namen des Podestà vorstand, und sagte: „Um Gottes willen, helft mir, hier ist ein Spitzbube, der mir einen Geldbeutel mit wol hundert Goldgulden abgenommen hat. Ich bitte euch, nehmt ihn fest, damit ich wieder zu meinem Gelde komme." Sowie sie das gehört hatten, liefen sogleich ein Dutzend Lanzenknechte dahin, wo der unglückliche Martellino ohne Kamm gezaust wurde, entrissen ihn zerschlagen und zerstoßen dem Haufen, den sie mit der größten Mühe von der Welt durchbrochen hatten, und führten ihn auf das Stadthaus. Viele von denen, die sich von ihm beschimpft glaubten, gingen mit, und wie sie hörten, daß er als Beutelschneider gefangen sei, sagten sie, in der Meinung, keinen bessern

Grund finden zu können, um ihm ein schlimmes Ende zu bereiten, alle miteinander, er habe auch ihnen ihr Geld abgenommen.

Als der Richter des Podestà, der ein gestrenger Mann war, diese Beschuldigungen vernahm, führte er ihn sogleich beiseite und fing ihn zu befragen an. Martellino aber antwortete mit Späßen, als ob er die Verhaftung für nichts achtete. Darüber erzürnt, ließ der Richter ihn auf das Seil spannen und, um ihn zum Geständniß zu bringen und nachher hängen lassen zu können, ein paar mal recht tüchtig anziehen. Als Martellino wieder zu Boden gelassen ward und der Richter ihn fragte, ob, was jene wider ihn vorbrächten, wahr sei, antwortete er, da ihm das Leugnen doch nichts half: „Herr, ich bin bereit, die Wahrheit zu gestehen; laßt Euch aber von einem jeden, der mich beschuldigt, angeben, wann und wo ich ihm sein Geld genommen habe, dann werde ich Euch sagen, was ich gethan habe und was nicht.“ „Gut“, erwiderte der Richter, „ich bin's zufrieden.“ Nun ließ er einige rufen. Der eine versicherte, Martellino habe ihm vor acht Tagen den Geldbeutel gestohlen, ein anderer vor sechs, ein anderer vor vier Tagen, und wieder ein anderer an jenem Tage selbst.

Wie Martellino dies vernahm, sagte er: „Herr, nun seht, daß sie alle in ihren Hals hinein lügen! Wie sehr ich aber die Wahrheit sage, wird Euch daraus einleuchten, daß ich bis vor ein paar Stunden ebenso wenig jemals hier war, als ich nie in meinem Leben diese Stadt gesehen zu haben wünschte. Kaum angekommen, ging ich zu meinem Unglück, mir den heiligen Leichnam anzusehen, und bei der Gelegenheit bin ich so gezaust worden, wie Ihr mir es noch werdet ansehen können. Daß es sich wirklich so verhalte, werden Euch der Beamte, bei dem die Anmeldungen gemacht werden, das Fremdenbuch und mein Wirth bezeugen können. Findet Ihr nun, daß ich Euch die Wahrheit gesagt habe, so bitte ich Euch, mich

nicht nach dem Verlangen dieser Bösewichter zu martern und hinzurichten."

Während Martellino's Angelegenheiten also standen, hatten Marchese und Stecchi bereits vernommen, daß der Richter des Podestà strenge gegen ihn verfahren sei und ihn auf das Seil habe spannen lassen. Darum wurde ihnen gar bange und sie sagten zueinander: „Das haben wir übel angefangen, wir haben ihn aus der Pfanne geholt und ins Feuer geworfen." Und so liefen sie in großer Besorgniß umher und suchten ihren Wirth auf und erzählten ihm, wie alles zugegangen sei. Der führte sie lachend zu einem gewissen Sandro Agolanti, der damals in Treviso wohnte und bei dem Herrn der Stadt viel galt. Als der Wirth diesem alles der Reihe nach erzählt und gemeinschaftlich mit jenen ihn gebeten hatte, sich des Martellino anzunehmen, ging Sandro unter vielem Lachen zu dem Herrn und brachte es dahin, daß nach dem Martellino geschickt wurde. Die herrschaftlichen Boten fanden ihn noch im Hemde, voller Furcht und Zittern, vor dem Richter stehen; denn dieser wollte nicht allein nichts zu seiner Entschuldigung hören, sondern, weil er, aus einem zufällig gegen die Florentiner gefaßten Widerwillen, auf das bestimmteste gesonnen war, ihn aufhängen zu lassen, weigerte er sich auch hartnäckig, ihn an den Herrn herauszugeben, bis er zuletzt wider seinen Willen dazu gezwungen ward. Als Martellino dem Herrn gegenüberstand, erzählte er ihm alles nach der Ordnung und bat sich dann von ihm als höchste Gnade aus, daß er ihn gehen lasse; denn, bis er wieder in Florenz wäre, würde er noch immer den Strick an der Kehle zu fühlen glauben. Der Herr lachte über diese Begebenheit unmäßig und schenkte jedem von ihnen einen Anzug; sie aber kehrten, aus so großer Gefahr unverhofft gerettet, heil und gesund in ihre Heimat wieder zurück.

Zweite Geschichte.

Rinaldo von Asti kommt von Räubern ausgeplündert nach Castel Guiglielmo, wo er von einer Witwe beherbergt und für seinen Unfall schadlos gehalten wird, und dann unversehrt nach Hause zurückkehrt.

Ueber die Schicksale des Martellino, wie Neiphile sie erzählt hatte, lachten die Mädchen unsaglich; unter den Männern aber am meisten Philostratus, dem die Königin, weil er der Neiphile zunächst saß, nun ihr nachzufolgen befahl. Er begann ohne die mindeste Zögerung:

Schöne Damen, eine Geschichte, zusammengesetzt aus Frömmigkeit, Unglück und Liebe, kommt mir eben in den Sinn und will erzählt sein. Sie mit angehört zu haben, wird kaum anders als dienlich sein können, am meisten aber für die, welche in dem unsichern Reiche der Liebe reisen, wo, wer nicht das Vaterunser des heiligen Julianus gesprochen hat, wenn er auch ein gutes Bette bekommt, dennoch oft schlecht beherbergt ist.

Zu der Zeit des Markgrafen Azzo von Ferrara nämlich war ein Kaufmann, Namens Rinaldo von Asti, seiner Geschäfte wegen nach Bologna gekommen und kehrte nun, nachdem er sie beendigt hatte, wieder heim. Da geschah es, daß er, gegen Verona reitend und kaum über Ferrara hinausgekommen, auf eine Anzahl Menschen traf, die ihm Kaufleute zu sein schienen, in der That aber Wegelagerer waren und ein ruchloses Leben führten. Er war unvorsichtig genug, im Gespräche mit ihnen sich an sie anzuschließen; sie aber beschlossen, als sie gewahr wurden, er sei ein Kaufmann, in der Voraussetzung, daß er Geld bei sich haben werde, ihn bei der ersten Gelegenheit,

die sie ersehen würden, auszuplündern. Zu dem Ende, und damit er keinerlei Verdacht schöpfen sollte, redeten sie mit ihm, wie gesittete Leute von guter Herkunft, nur von anständigen und ehrbaren Dingen und stellten sich, soviel sie nur wußten und konnten, gegen ihn freundlich und bescheiden. Rinaldo dagegen, der mit einem berittenen Diener allein reiste, schätzte es sich zum großen Glücke, sie gefunden zu haben.

Wie es nun in den Gesprächen zu geschehen pflegt, so traf es sich, daß sie in der Unterhaltung, die sie während des Reitens führten, von einem Gegenstand auf den andern verfielen und unter andern auch auf die Gebete zu reden kamen, mit denen sich die Menschen an Gott wenden. Da sagte einer der Wegelagerer, deren drei waren, zu Rinaldo gewandt: „Und Ihr, werther Herr, was für ein Gebet pflegt denn Ihr unterwegs zu sagen?" „In der That", erwiderte Rinaldo, „ich bin in solchen Dingen einfältig und unerfahren, und weil ich nach alter Weise sachte fortlebe, habe ich nicht viel Gebete zur Hand und lasse den Groschen zwölf Pfennig gelten. Doch habe ich auf der Reise immer die Gewohnheit gehabt, des Morgens, wenn ich das Wirthshaus verlasse, ein Vaterunser und ein Avemaria für die Seele des Vaters und der Mutter des heiligen Julianus zu beten. Und dann bitte ich Gott und diesen Heiligen, mir für die nächste Nacht eine gute Herberge zu geben. Nun bin ich in meinem Leben schon oft genug unterwegs in großer Gefahr gewesen, bin aber immer noch glücklich davon gekommen und am Abend bei ordentlichen Leuten gut beherbergt worden; darum habe ich auch den festen Glauben, daß der heilige Julianus, dem zu Ehren ich jene Gebete spreche, mir diese Gnade von Gott ausgewirkt hat, und ich würde glauben, den Tag über eine schlechte Reise zu haben und den Abend kein gutes Unterkommen zu finden, hätte ich sie einmal des Morgens nicht gebetet."

Darauf sagte der, welcher ihn gefragt hatte: „Habt Ihr denn auch heute Morgen dies Vaterunser gebetet?" „Gewiß", antwortete Rinaldo. Der andere aber, der schon wußte, was im Werke war, sprach bei sich selbst: „Du wirst's noch brauchen können, denn, wenn uns nichts dazwischen kommt, denke ich, sollst du doch wol eine schlechte Herberge haben." Dann sagte er laut: „Ich bin doch auch schon viel herumgereist, und, obgleich ich's wol oftmals habe loben hören, habe ich es niemals gebetet; dennoch hat sich's noch nie geschickt, daß ich andere als gute Herberge gehabt hätte, und heute Abend werdet Ihr ja noch sehen, wer besser herbergen wird, Ihr, da Ihr es gesagt habt, oder ich, da ich es nicht gethan habe. Freilich bediene ich mich statt dessen des dirupisti oder des intemerata, oder auch des de profundis, welche, wie meine Großmutter zu sagen pflegte, von ausnehmender Kraft sind."

So sprachen sie im Weiterreiten von allerhand Dingen, und jene warteten Ort und Zeit ab, um ihren ruchlosen Vorsatz auszuführen. Als es nun schon spät geworden und sie über Castel Guiglielmo hinaus eben durch einen Fluß zu setzen hatten, fielen die drei, weil der Ort abgelegen und rings versteckt, auch die Nacht bereits hereingebrochen war, den Rinaldo an, plünderten ihn aus und sagten, als sie ihn zu Fuß und im Hemde zurückließen: „Nun geh und sieh zu, ob dein heiliger Julianus dir die Nacht eine gute Herberge geben wird. Unser Heiliger wird uns schon eine verschaffen." Damit setzten sie durch den Fluß und ritten weiter.

Als Rinaldo's Diener seinen Herrn überfallen sah, hatte er aus Feigheit nicht allein nichts gethan, um ihm beizustehen, sondern sogleich sein Pferd umgedreht und im schnellsten Laufe nicht eher angehalten, als bis er in Castel Guiglielmo angekommen war, wo er, ohne sich um sonst etwas zu bekümmern, da es schon spät war, ruhig einkehrte.

Rinaldo, der inzwischen barfuß und im Hemde, wie er war, bei der großen Kälte und bei anhaltendem Schnee

nicht wußte, was er machen sollte, fing, da die Nacht schon herangekommen war und er zitterte und mit den Zähnen klapperte, an, sich ringsumher nach einem Zufluchtsort umzusehen, wo er die Nacht zubringen könnte, ohne Frostes zu sterben. Da aber kurz vorher der Krieg in jenen Gegenden gehaust hatte, und alles verbrannt worden war, fand er keinen und lief deshalb, von der Kälte getrieben, in vollem Trabe nach Castel Guiglielmo, wo er, im Fall er nur noch in den Ort hinein könnte, durch Gottes Gnade Hülfe zu finden hoffte, wiewol ihm unbekannt war, ob sein Diener sich dort, oder wo sonst hin geflüchtet habe. Doch die dunkle Nacht überfiel ihn bereits etwa eine Miglie weit von dem Orte, und, wie er hinkam, waren die Thore verschlossen und die Zugbrücken aufgezogen. Trostlos und betrübt darüber sah er sich weinend nach einem Orte um, wo er sich, wenigstens ohne beschneit zu werden, niedersetzen könnte, und zum Glück fiel ihm ein Haus in die Augen, das über die Mauern des Fleckens ein wenig herausgebaut war, und er entschloß sich schnell, unter diesem Vorbau den Tag abzuwarten. Dort fand er eine Thür, an deren Schwelle er, obgleich sie verschlossen war, sich auf einiges verdorbenes Stroh, das er in der Nähe zusammengelesen hatte, niedersetzte, und sich bitterlich über den heiligen Julianus beklagte und meinte, das heiße dem Vertrauen, das er auf ihn gesetzt habe, schlecht entsprechen.

Der heilige Julianus aber hatte ihn nicht vergessen und bereitete ihm schnell eine gute Herberge. In jenem Orte nämlich wohnte eine junge Witwe von so schöner Gestalt, als nur irgend eine andere, die der Markgraf Azzo wie sein Leben liebte und auf ihren Wunsch hier unterhielt. Diese Witwe nun wohnte eben in jenem Hause, unter dessen Vorbau Rinaldo sich niedergesetzt hatte, und zufälligerweise war gerade den vorhergehenden Tag der Markgraf in der Absicht, die Nacht bei ihr zu schlafen, dorthin gekommen und hatte sich auf den Abend ein Bad

und eine treffliche Mahlzeit bestellt. Als indeß alles schon bereitet war und die Witwe nur noch auf die Ankunft des Markgrafen wartete, kam ein Diener an das Thor und brachte dem Markgrafen Nachrichten, um derenwillen er sogleich fortreiten mußte. So ließ er denn seiner Geliebten sagen, sie möge nicht auf ihn warten, und ritt weiter. Diese jedoch war damit ziemlich unzufrieden und entschloß sich endlich, da sie nichts besseres zu thun wußte, selbst in das für den Markgrafen bereitete Bad zu steigen, dann zu Abend zu essen und schlafen zu gehen.

Wirklich hatte sie das erstere bereits gethan. Dies Bad aber war ganz nahe an der Thür, an die sich Rinaldo außerhalb der Ringmauern anlehnte, und so konnte denn unsere Witwe von dort aus das Weinen und Beben des Rinaldo, der mit den Zähnen klapperte, wie ein Storch, genau vernehmen. Sie rief deshalb ihre Dienerin und sagte ihr: „Geh hinauf und sieh einmal nach, wer außerhalb der Mauer an unserer Thürschwelle ist und was er da macht." Die Magd ging hin und sah bei der Helle, die der Schnee verbreitete, den Rinaldo barfuß und im Hemde, und, wie schon erwähnt, am ganzen Leibe zitternd unten sitzen. Auf die Frage, wer er sei, antwortete dieser unter solchem Beben, daß er kaum die Worte vorbringen konnte, und fügte, so kurz als er konnte, hinzu, wie und weshalb er hierher gekommen sei; dann aber bat er sie flehentlich, wenn es möglich wäre, möchte sie ihn nicht vor Frost die Nacht über dort umkommen lassen.

Seine Erzählung erbarmte das Mädchen und sie berichtete alles ihrer Frau, zu der sie zurückkehrte. Auch diese fühlte Mitleiden, und da sie sich entsann, daß sie den Schlüssel der Thür habe, die zu Zeiten gedient hatte, den Markgrafen heimlich einzulassen, sagte sie: „Geh und mach ihm sachte auf. Das Abendessen steht ohnehin da, mit dem wir beide allein nicht fertig werden können, auch haben wir ja Platz genug, um ihn zu beherbergen."

Die Dienerin lobte die mitleidige Gesinnung ihrer Gebieterin gar sehr, ging und machte ihm auf und führte ihn zu der Witwe herein. Als diese sah, wie er fast erfroren war, sagte sie ihm: „Guter Freund, steige in dies Bad, weil es noch warm ist." Rinaldo ließ sich das nicht zwei mal sagen, und fühlte sich durch die Wärme des Bades so gestärkt, daß er vom Tode zum Leben gekehrt zu sein glaubte. Inzwischen ließ ihm die Witwe die Kleider zurechtlegen, die ihr Mann kurz vor seinem Tode getragen hatte, und, wie er sie sich anzog, paßten sie ihm, als wären sie auf seinen Leib gemacht. Während er nun erwartete, was die Frau ihm befehlen werde, dankte er Gott und dem heiligen Julianus, daß sie ihm eine schlimme Nacht, wie er sie gefürchtet, erspart und ihm ein so gutes Unterkommen, als dies zu sein schien, zugeführt hätten.

Nachdem die Witwe eine Weile geruht, ging sie in einen Saal, wo sie ein großes Feuer hatte anzünden lassen, und fragte, wie es mit dem fremden Manne gehe. „Madonna", antwortete die Dienerin, „er hat sich jetzt angezogen und ist ein hübscher Mann, und, wie es scheint, gar ordentlich und wohlerzogen." „Geh denn", erwiderte die Witwe, „ruf ihn und sag ihm, er solle sich am Feuer zu wärmen kommen, und dann wird er zu Abend essen, denn ich weiß ja, daß er noch nicht gegessen hat." Als Rinaldo in den Saal eintrat und seine Wirthin sah, wurde er wohl gewahr, daß sie eine Frau von Stande sei, und so grüßte er sie ehrerbietig und dankte ihr für die erwiesene Wohlthat so sehr, als er es nur immer vermochte. Der Witwe aber schien er seinem Aussehen und seinen Worten nach ganz dem zu entsprechen, was ihre Dienerin von ihm gesagt hatte, und so empfing sie ihn freundlich, hieß ihn sich vertraulich neben sie ans Feuer setzen und befragte ihn wegen des Unfalls, der ihn hergeführt hatte. Jener erzählte ihr alles der Reihe nach, und, da die Witwe von Rinaldo's Diener gehört hatte, als er im Orte angekommen war, maß sie seinen Worten

vollkommenen Glauben bei, und sagte ihm, was sie über seinen Diener wußte und wie er diesen am andern Morgen leicht werde wiederfinden können.

Während der Zeit war angerichtet worden, und nachdem sich beide die Hände gewaschen hatten, setzte sich Rinaldo, auf der Dame Geheiß, mit ihr zu Tische. Er war groß und wohlgewachsen, von schönen und wohlgefälligen Gesichtszügen, von artigen und einnehmenden Sitten und in seinen besten Jahren. In unserer Witwe aber war, in der Meinung, daß der Markgraf die Nacht bei ihr zubringen sollte, das Begehrungsvermögen bereits erwacht, und so heftete sie denn oft die Augen auf Rinaldo, fand besonderes Behagen, ihn anzuschauen, und sah es endlich förmlich auf ihn ab. Demzufolge berieth sie sich nach dem Abendessen mit ihrer Dienerin, ob sie nicht, da der Markgraf sie getäuscht habe, sich die Gelegenheit zu Nutze machen solle, die das Glück ihr zugesandt. Die Dienerin, welche wohl merkte, wie groß die Lust ihrer Gebieterin sei, ermunterte sie nach Kräften, dieser nachzugeben. So kehrte denn die Dame zurück zum Feuer, wo sie den Rinaldo gelassen, sah ihn mit verliebten Augen an und sagte: „Nun, Rinaldo, warum so nachdenklich? Sind denn das Pferd und die paar Kleidungsstücke, die Ihr eingebüßt habt, so unersetzlich? Gebt Euch zufrieden, seid munter und denket, Ihr seid zu Hause. Ja, ich könnte Euch noch mehr sagen: in den Kleidern, die Ihr da anhabt, und die meinem verstorbenen Manne angehörten, kommt Ihr mir vor, wie er selbst, und mich hat heute Abend wol hundert mal die Lust angewandelt, Euch um den Hals zu fallen und Euch zu küssen; und, wahrhaftig, hätte ich nicht gefürchtet, Euch lästig zu fallen, so hätte ich's auch gethan.“ Als Rinaldo, der nicht auf den Kopf gefallen war, diese Worte hörte und sah, wie die Augen der jungen Witwe blitzten, ging er mit offenen Armen auf sie zu und sagte: „Madonna, wenn ich, in Erinnerung an den Zustand, aus dem Ihr mich befreien

ließet, Euch in alle Zukunft mein Leben werde zu danken haben, so wäre es wol sehr undankbar, wollte ich nicht alles zu thun mich bestreben, was Euch genehm sein kann. Folgt also immerhin Eurer Lust, mich zu umarmen und zu küssen; denn, was mich betrifft, so werde ich Euch wahrhaftig gern umarmen und noch lieber küssen." Weiter bedurfte es keiner Worte. Die Witwe, die vor liebevollem Verlangen ganz entbrannt war, warf sich augenblicklich in seine Arme, und nachdem sie ihn wol tausend mal gedrückt und geküßt hatte und ebenso oft von ihm geküßt worden war, standen sie miteinander auf und gingen in die Kammer, wo sie sich, ohne zu verweilen, niederlegten und, bevor der Morgen anbrach, ihren Wünschen volle und öfters wiederholte Befriedigung gewährten.

Als jedoch das Morgenroth zu dämmern anfing, erhoben sie sich auf den Wunsch der Witwe von ihrem Lager, und damit niemand errathen könne, was geschehen sei, gab sie ihm einige schlechte Kleidungsstücke zum Anziehen, füllte ihm den Beutel mit Geld und nachdem sie ihm gezeigt hatte, welchen Weg er einschlagen solle, um seinen Diener wiederzufinden, ließ sie ihn, mit der Bitte, das Geschehene zu verschweigen, zu derselben kleinen Thür hinaus, durch welche er hereingekommen war.

Sobald es heller Tag geworden und die Thore geöffnet waren, ging er, als ob er von weither käme, in den Ort hinein und suchte seinen Diener auf. Wie er sich nun wieder mit seinen Sachen, die in dem Mantelsacke geblieben waren, bekleidet hatte und eben auf das Pferd des Dieners steigen wollte, geschah es, wie durch ein göttliches Wunder, daß die drei Wegelagerer, die ihn am Abend vorher ausgeplündert hatten und wegen eines andern von ihnen begangenen Verbrechens bald darauf gefangen waren, in eben jenen Ort eingebracht wurden. So erhielt er denn infolge ihres eigenen Geständnisses sein Pferd, seine Kleidungsstücke und sein Geld wieder, und büßte nichts ein, als ein paar Kniebänder, von denen

die Räuber nicht wußten, was sie damit gemacht hätten. Voller Dank gegen Gott und den heiligen Julian stieg Rinaldo zu Pferde und kam heil und gesund zu Hause an; die drei Wegelagerer aber gaben schon am andern Tage den Winden Fußtritte.

Dritte Geschichte.

Drei Jünglinge bringen das ihrige durch und verarmen. Ein Neffe von ihnen kehrt hoffnungslos nach Hause zurück und trifft unterwegs mit einem Abte zusammen. Dieser entdeckt sich als Tochter des Königs von England, heirathet ihn und macht seine Ohme durch Ersatz des Verlorenen wieder wohlhabend.

Die Schicksale des Rinaldo von Asti waren von den Mädchen mit Verwunderung angehört worden; sie lobten seine Frömmigkeit und dankten Gott und dem heiligen Julianus, daß sie in seiner größten Noth seiner sich angenommen hatten. Doch hielten sie deshalb die Witwe, wenngleich sie darüber nur verstohlen sich äußerten, keinesweges für thöricht, daß sie das Glück, welches ihr Gott ins Haus gesandt, so gut zu benutzen gewußt hatte.

Während noch über die angenehme Nacht, welche ihr zu Theil geworden, mit Lachen gesprochen ward, fing Pampinea, die, als nächste Nachbarin des Philostratus, voraussetzle, daß die Reihe sie treffen werde, wie dies auch wirklich der Fall war, bei sich selbst an, darüber nachzudenken, was sie reden wollte, und sagte alsdann, nach dem Geheiß der Königin, unbefangen und fröhlich:

Je mehr man über die wechselnden Begebenheiten des Glücks redet, desto mehr bleibt dem Aufmerksamen darüber zu sagen, und daß sich dies also verhalte, wird niemand verwundern können, der vernünftig berücksichtigt,

wie alle die Gegenstände, die wir thörichterweise unser nennen, in des Glückes Händen liegen und demzufolge von ihm, nach seinem verborgenen Rathschlusse, ohne einigen Stillestand und ohne daß wir das regende Gesetz zu erkennen wüßten, von einem auf den andern übertragen werden. Ob sich dies nun gleich überall und alltäglich uns auf das eindringlichste offenbart und auch durch einige der vorigen Geschichten belegt worden ist, werde ich doch, weil nach dem Gefallen der Königin über diesen Gegenstand gesprochen werden soll, vielleicht nicht ohne Nutzen der Hörenden eine Geschichte zu den frühern hinzufügen, die, wie ich hoffe, Beifall finden wird.

Es war in unserer Stadt vor Zeiten ein Edelmann, der den Namen Herr Tedaldo führte und, wie einige vorgeben, zu der Familie der Lamberti, nach der Behauptung anderer aber zu der der Agolanti gehörte, obgleich die letzte Meinung wol mehr durch das Nadlergewerbe, das seine Söhne später betrieben und das bei den Agolanti immer einheimisch war und ist, als durch einen andern Grund veranlaßt ist. Doch ich lasse es dahingestellt, zu welcher von beiden Familien er gehörte, und sage nur, daß er zu seiner Zeit einer der reichsten Edelleute war und daß er drei Söhne hatte, von denen der erste Lamberto, der zweite Tedaldo und der dritte Agolante hieß. Bereits waren sie zu hübschen und ritterlichen Jünglingen herangewachsen, wiewol der älteste noch nicht sein achtzehntes Jahr erreicht hatte, als der reiche Herr Tedaldo starb und ihnen, als seinen rechtmäßigen Erben, seine ganze liegende und fahrende Habe hinterließ. Wie diese sich an baarem Gelde und an Besitzungen so reich sahen, fingen sie, nur von ihrer eigenen Lust geleitet, ihr Geld ohne Maß und Schranken zu verthun an, hielten sich große Dienerschaft und auserlesene Pferde, Hunde und Falken, gaben fortwährend öffentliche Bankete, theilten Geschenke aus, hielten Waffenspiele und thaten mit einem Worte, nicht sowol was für Edelleute

sich geziemt, sondern was zu thun ihnen in ihren jugendlichen Sinn kam. Dies Leben hatten sie noch nicht lange geführt, als der von ihrem Vater ihnen hinterlassene Schatz sich zu vermindern anfing und sie genöthigt waren, um den begonnenen Aufwand, zu dem die bloßen Einkünfte nicht mehr genügten, fortführen zu können, ihre Besitzungen theilweise zu verkaufen und zu verpfänden. So büßten sie heute die eine und morgen die andere ein, und wurden es kaum eher gewahr, als bis ihnen fast gar nichts mehr übrig geblieben war; da öffnete die Armuth ihre Augen, welche der Reichthum verschlossen hatte. Lamberto rief eines Tages die beiden andern zu sich, erinnerte sie, welch ein ehrenvolles Leben ihr Vater und nachher sie selbst geführt hätten, wie ausgedehnt ihr Reichthum gewesen sei; dann schilderte er ihnen die Armuth, in die sie durch ihren ungeregelten Aufwand sich gestürzt, und ermahnte sie so nachdrücklich als er konnte, bevor ihre Dürftigkeit noch offenkundiger würde, gemeinschaftlich mit ihm das wenige, das ihnen geblieben war, zu verkaufen und in die Fremde zu gehen.

Und so thaten sie denn auch wirklich; sie verließen, ohne von jemand Urlaub zu nehmen, Florenz in aller Stille und ruhten nicht eher, als bis sie in England waren. Hier mietheten sie sich in London ein kleines Häuschen und fingen, bei der größten Sparsamkeit in ihren Ausgaben, auf argen Wucher Geld zu leihen an, wobei ihnen das Glück so günstig war, daß sie in wenig Jahren sich ein großes Vermögen erübrigten. Darauf reiste bald der eine, bald der andere von ihnen nach Florenz zurück; sie brachten ihre ehemaligen Besitzungen zum größern Theile wieder an sich, kauften noch viele andere dazu und verheiratheten sich in ihrer Heimat. Da sie aber immer noch fortfuhren, in England zu wuchern, schickten sie einen ihrer Neffen, Namens Alessandro, dorthin, um ihre Geschäfte zu besorgen.

Sie selbst blieben in Florenz und fingen, des Zu-

standes uneingedenk, in welchen sie früher ihr übertriebener Aufwand gestürzt hatte, und obgleich sie jetzt für Frau und Kinder mit zu sorgen hatten, verschwenderischer als je zu leben an, sodaß alle Kaufleute die größte Meinung von ihnen hegten und ihnen jede beliebige Summe anvertraut hätten. Einige Jahre lang half ihnen das Geld, welches Alessandro ihnen schickte, solchen Aufwand zu bestreiten; denn dieser borgte seit einiger Zeit vielen Edelleuten auf ihre Burgen und sonstigen Einkünfte und machte dabei die vortheilhaftesten Geschäfte.

Während jedoch die drei Brüder auf solche Weise verschwendeten und, wenn es ihnen an Gelde fehlte, in der festen Hoffnung auf die Sendungen aus England welches aufnahmen, geschah, was kein Mensch vermuthet hatte, daß in England ein Krieg zwischen dem Könige und einem seiner Söhne ausbrach, der die ganze Insel in zwei Parteien theilte, indem die eine es mit dem Vater und die andere mit dem Sohne hielt. Durch diesen Krieg wurden denn auch dem Alessandro alle Burgen der Barone, die ihm verpfändet waren, entrissen, und keine der andern Einkünfte gewährte ihm bessere Sicherheit. Da man jedoch von einem Tage zum andern auf den Frieden zwischen Vater und Sohn hoffte, infolge dessen auch dem Alessandro alles, sowol Zinsen als Kapital, hätte wieder erstattet werden müssen, verließ dieser die Insel nicht, und die drei Brüder, die in Florenz wohnten und ihren großen Aufwand in nichts beschränkten, borgten täglich mehr Geld auf. Als indeß die gehegten Hoffnungen im Verlauf mehrerer Jahre keinen Erfolg hatten, verloren jene drei nicht allein ihren Credit, sondern sie wurden auch auf Verlangen ihrer Gläubiger, die bezahlt sein wollten, gefangen gesetzt und mußten, da ihre Besitzungen nicht genügten, um die Schulden zu decken, wegen des Ueberrestes im Gefängnisse bleiben. Ihre Frauen aber und ihre kleinen Kinder suchten theils auf den Dörfern, theils hier und dort, in gar dürftigen Umständen, ihr

Unterkommen, ohne für die Zukunft etwas anderes als Noth und Elend erwarten zu können.

Alessandro hatte inzwischen in England mehrere Jahre lang vergebens auf den Frieden gewartet; als er aber noch immer keine Aussicht dazu sah und sein längeres Verweilen ihm nicht minder lebensgefährlich als unnütz zu sein schien, entschloß er sich, nach Italien zurückzukehren und machte sich ganz allein auf den Weg.

Da traf es sich nun, daß gerade zugleich mit ihm ein weißgekleideter Abt von Brüssel abreiste, dem viele Mönche Gesellschaft leisteten und zahlreiche Dienerschaft mit Saumrossen voranzog. Diesem folgten zwei Edelleute von altem und dem Könige verwandtem Stamme, zu denen Alessandro sich, als zu frühern Bekannten, gesellte und willig von ihnen aufgenommen ward. Im Weiterreiten fragte sie Alessandro mit geziemender Bescheidenheit, wer die Mönche wären, die mit so vieler Dienerschaft vorausritten, und wohin sie reisten. „Der vorderste", erwiderte einer der beiden Edelleute, „ist ein junger Vetter von uns, der kürzlich zum Abte einer der größten Abteien von England erwählt worden ist. Weil er aber jünger ist, als die Gesetze denen gestatten, welche diese Würde erlangen wollen, gehen wir jetzt mit ihm nach Rom, um den Heiligen Vater zu bitten, daß er ihn wegen seines ungenügenden Alters dispensire und dann in seiner Würde bestätige; doch darf davon noch nicht geredet werden." Unterwegs ritt der junge Abt bald vor und bald hinter seiner Dienerschaft, wie wir das täglich geschehen sehen, wenn große Herren über Land reisen, und so bemerkte er denn auch einmal den Alessandro, der zufällig in seine Nähe gekommen war.

Alessandro war ein junger Mann von schönem Wuchse und einnehmenden Gesichtszügen, und so wohlgesittet und unterhaltend, als man es nur sein kann. In der That gefiel er dem Abte im ersten Augenblicke auf eine so erstaunliche Weise, als ihm nie zuvor etwas anderes ge-

fallen hatte, und er rief ihn zu sich und fing freundlich mit ihm zu reden an, und frug ihn, wer er sei, woher er komme und wohin er gehe. Alessandro gab ihm auf seine Fragen volle Auskunft, eröffnete ihm unverholen seine ganze Lage und erbot sich, so gering auch seine Kräfte seien, zu jedem Dienste. Wie der Abt diese verständige und wohlgesetzte Antwort hörte, wie er Alessandro's feine Bildung im einzelnen genauer beobachtete und bei sich selbst erwog, daß jener, ungeachtet seines niedrigen Geschäfts, dennoch ein Edelmann sei, wurde sein Wohlgefallen an ihm immer lebhafter. Voller Mitleiden mit seinen Unglücksfällen ermunterte er ihn zutraulich und hieß ihm gute Hoffnung hegen; denn, wenn er nur ein wackerer Mann sei, werde Gott ihn noch an dieselbe Stelle, von welcher er ihn verstoßen habe, und auch noch höher setzen. Uebrigens bat er ihn, da seine Reise nach Toscana gerichtet sei und auch er ein gleiches Ziel habe, ihm unterwegs Gesellschaft zu leisten. Alessandro dankte ihm für so freundlichen Zuspruch und erklärte, zu allem bereit zu sein, was jener ihm befehlen würde.

Von neuen Empfindungen, die der Anblick Alessandro's in ihm geweckt hatte, innerlich bewegt, setzte der Abt seine Reise weiter fort, und nach einigen Tagen langte die Gesellschaft in einem Dorfe an, das mit Wirthshäusern gar spärlich versehen war. Da jedoch der Abt eben hier einkehren wollte, ließ ihn Alessandro in dem Hause eines Wirths absteigen, mit dem er von früherer Zeit her befreundet war, und sorgte dafür, daß ihm ein Zimmer zubereitet wurde, das unter allen im Hause noch am mindesten unbequem gelegen war. Alessandro war ohnehin eine Art von Haushofmeister des Abtes geworden, und in dieser Eigenschaft brachte er das übrige Gefolge, so gut er konnte, in den benachbarten Häusern unter, in denen er ebenfalls wohl bekannt war.

Als nun der Abt zu Abend gegessen und es schon so spät in der Nacht geworden war, daß alle Leute sich

niedergelegt hatten, frug Alessandro den Wirth, wo er selber schlafen könne. „Das weiß ich wirklich nicht", antwortete der Wirth, „du siehst, alles ist besetzt, und kannst dich überzeugen, daß meine Leute auf den Bänken schlafen müssen. In der Stube des Abts wären freilich noch einige Kornladen; da könnte ich dich hinführen und ein paar Betten darauf legen, und, wenn's dir recht wäre, könntest du die Nacht, so gut es gehen will, darauf schlafen." Alessandro entgegnete: „Wie soll ich jetzt noch in des Abtes Stube gehen, die überdies so klein ist, daß keiner seiner Mönche darin hat schlafen können? Hätt' ich's gewußt, ehe die Vorhänge zugezogen wurden, so hätt' ich auf den Kornkasten ein paar Mönche schlafen lassen und wäre selbst dahingegangen, wo die jetzt sind." Darauf sagte der Wirth: „Es ist doch nun aber einmal so, und du findest dort, wenn du willst, das beste Lager von der Welt. Der Abt schläft und die Vorhänge sind zugezogen; ich bringe dir in aller Stille ein Kissen und du schläfst da." Wie Alessandro sah, daß die Sache sich thun lasse, ohne dem Abte beschwerlich zu fallen, willigte er ein und legte sich, so leise als möglich, zurecht.

Der Abt aber schlief noch nicht, sondern hing seinem neuerregten Verlangen leidenschaftlich nach und hatte alles gehört, was Alessandro und der Wirth miteinander gesprochen und wo jener sich niedergelegt hatte. In seinem Innern darüber hocherfreut, sagte er bei sich selbst: „Gott hat mir Gelegenheit zur Erfüllung meiner Wünsche gegeben. Wenn ich sie vorübergehen lasse, wird auf lange Zeit eine ähnliche so leicht nicht wiederkommen." Entschlossen also sie zu nützen, rief er, sobald ihm alles im Hause still zu sein schien, den Alessandro mit leiser Stimme und hieß ihm, sich zu ihm ins Bett legen. Alessandro widerstrebte anfangs, dann aber entkleidete er sich und legte sich nieder. Sogleich schlang der Abt seinen Arm um ihn und umfaßte ihn auf die Weise, wie liebende Mädchen es ihren Geliebten zu thun pflegen. Alessandro

war darüber nicht wenig erstaunt und dachte, der Abt umarme ihn auf solche Weise von schändlicher Liebe getrieben. Dieser errieth indeß, entweder aus dem Benehmen des Alessandro oder aus eigener Vermuthung, sogleich den Verdacht des letztern, zog sich deshalb augenblicklich das Hemde aus, das er noch anhatte, ergriff die Hand des jungen Mannes, legte sie auf seine Brust und sagte: „Alessandro, verbanne deinen thörichten Wahn und erkenne hier, was ich bisher verbarg." Alessandro's Hand hatte inzwischen auf der Brust des Abtes zwei runde, feste und zarte Hügel entdeckt, die sich nicht anders anfühlen ließen, als seien sie von Elfenbein, und kaum hatte er diese gefunden und sogleich erkannt, sie sei ein Mädchen, so hatte er auch, ohne weitere Aufforderung abzuwarten, sie in den Arm genommen und wollte sie schon zu küssen anfangen, als sie ihn mit folgenden Worten unterbrach: „Ehe du mir näher kommst, höre erst, was ich dir sagen will. Ich bin, wie du dich überzeugt haben wirst, ein Weib und kein Mann; als Jungfrau habe ich meine Heimat verlassen und reiste in der Absicht zum Papst, daß er mich verheirathen sollte. Zu deinem Glücke, oder vielleicht zu meinem Unstern bin ich vor einigen Tagen, als ich dich zum ersten male sah, in solcher Liebe zu dir entbrannt, daß nie ein Weib heftiger einen Mann geliebt hat. Deshalb habe ich beschlossen, lieber dich als irgendeinen andern zum Manne zu nehmen. Willst du mich aber nicht zur Frau, so verlaß mich augenblicklich und kehre zu deiner Schlafstelle wieder zurück." Obgleich Alessandro sie nicht kannte, so schloß er doch, mit Rücksicht auf die Gesellschaft, in der sie reiste, sie müsse vermögend und von gutem Stande sein, und daß sie schön war, sah er selbst. So antwortete er denn, ohne sich eben lange zu besinnen: wenn es ihr gefällig sei, so sei es ihm höchst erwünscht. Darauf richtete sie sich im Bette auf, gab ihm einen Ring in die Hand und hieß ihm, sich vor einem Bilde, das dort hing, und auf welchem

unser Heiland abgebildet war, ihr zu verloben. Dann umarmten sie sich und ergötzten sich während des übrigen Theils der Nacht aneinander zu großer beiderseitiger Lust. Als der Tag heranbrach, und nachdem sich beide über ihr künftiges Betragen verabredet hatten, stand Alessandro auf und verließ die Stube, sowie er hereingekommen war, ohne daß jemand erfuhr, wo er die Nacht geschlafen hätte. Dann machte der Abt sich hochvergnügt mit seiner Gesellschaft wieder auf den Weg und nach einer Anzahl Tagereisen kamen sie endlich in Rom an.

Kaum hatten sie sich hier einige Tage lang ausgeruht, so wartete der Abt mit den beiden Edelleuten und mit Alessandro dem Papste auf und fing nach der geziemenden Begrüßung also zu reden an: „Heiliger Vater, Euch muß es besser als irgendeinem andern bekannt sein, daß, wer rechtlich und ehrbar leben will, soviel er kann, jeden Anlaß meiden muß, der ihn anders zu handeln verleiten könnte. Da ich nun gesonnen bin, auf die angegebene Weise zu leben, bin ich, um jener Regel vollkommen zu genügen in der Tracht, in der Ihr mich seht, von dem Hofe meines Vaters, des Königs von England, geflohen und habe einen großen Theil seiner Schätze mit mir genommen. Dieser wollte mich nämlich, so jung als ich bin, an den König von Schottland, einen steinalten Herrn, verheirathen; ich aber habe mich hierher auf den Weg gemacht, damit Eure Heiligkeit mich vermählen möge. Auch hat mich nicht sowol das Alter des Königs von Schottland zur Flucht bewogen, als die Furcht, ich könnte infolge meiner jugendlichen Schwäche, wenn ich an ihn verheirathet wäre, mich wider die göttlichen Gesetze und wider die Ehre des königlichen Blutes meines Vaters versündigen. Während ich nun in solcher Absicht hierher reiste, hat mir Gott, der allein vollkommen weiß, was einem jeden Noth thut, nach seiner Barmherzigkeit, wie ich glaube, den vor die Augen geführt, der nach seinem Willen mein Gemahl sein soll, und das ist dieser junge Mann (dabei

zeigte sie auf Alessandro), den Ihr hier an meiner Seite seht und dessen edle Sitten und wackeres Benehmen jeder noch so großen Dame würdig sind, wenn auch vielleicht der Adel seines Bluts dem des königlichen nachstehen muß. Ihn also habe ich mir auserlesen, ihn will ich zum Gemahle und nie werde ich einen andern nehmen, was auch mein Vater oder die Welt dazu sagen mögen. Dadurch ist in der That der Hauptgrund, um dessenwillen ich mich auf den Weg gemacht, erledigt worden; dennoch habe ich meine Reise vollenden wollen, theils um die heiligen und ehrwürdigen Oerter zu besuchen, von denen diese Stadt so voll ist, und um Eure Heiligkeit selbst zu sehen, theils aber auch, um die zwischen Alessandro und mir bisher allein im Angesichte Gottes geschlossene Ehe Euch und infolge dessen den übrigen Menschen zu offenbaren. So bitte ich Euch denn flehentlich, was Gott und mir gefallen hat, auch Euch genehm sein lassen zu wollen und Euern Segen uns zu ertheilen, auf daß wir mit ihm, als einem sichern Unterpfande der Billigung desjenigen, dessen Statthalter Ihr seid, zu Gottes und zu Eurer Ehre leben und endlich dereinst sterben können."

Alessandro erstaunte, als er vernahm, seine Gattin sei die Tochter des Königs von England, und innige, aber versteckte Freude erfüllte ihn. Mehr aber noch erstaunten die beiden Edelleute, und sie wurden darüber so unwillig, daß sie, wäre es anderwärts als dem Papste gegenüber gewesen, sich gegen den jungen Mann und vielleicht auch gegen die Dame thätlich vergangen haben würden. Auf der andern Seite erstaunte auch der Papst über die Tracht der Dame und über ihren Entschluß; da er jedoch einsah, daß das Geschehene nicht mehr rückgängig gemacht werden könne, beschloß er, ihrer Bitte zu willfahren. Vor allen Dingen beruhigte er die beiden Edelleute, deren Unwillen er bemerkt hatte, und stellte ihr gutes Vernehmen mit der Dame und mit Alessandro wieder her; dann ordnete er an, was ferner geschehen solle. Als hierauf

der von ihm festgesetzte Tag herangekommen war, berief er, in Gegenwart sämmtlicher Cardinäle und anderer ausgezeichneter Personen, die auf seine besondere Einladung zu einem glänzenden Feste erschienen waren, die Dame, welche in königlichem Schmucke so reizend und so anmuthig erschien, daß sie von allen verdientes Lob erwarb, und den Alessandro, der, ebenfalls königlich geschmückt, nicht für einen jungen Mann, der auf Wucherzinsen geliehen, sondern für einen königlichen Prinzen gehalten werden konnte, wie ihm denn in der That von den beiden Edelleuten viel Ehre erwiesen ward. Hier ließ der Papst das Eheverlöbniß aufs neue feierlich begehen und, nachdem die Hochzeit festlich und prachtvoll gefeiert war, verabschiedete er sie mit seinem Segen.

Alessandro wünschte, und die Dame willigte ein, daß die Rückreise von Rom über Florenz gemacht werde, wohin das Gerücht schon Kunde dieser Begebenheiten gebracht hatte. Von den Einwohnern mit höchsten Ehren aufgenommen, ließ die Dame, nachdem sie alle Gläubiger befriedigt hatte, die drei Brüder befreien und setzte sie und ihre Frauen in die ehemaligen Besitzungen wieder ein. Um dessenwillen von allen wohlgelitten, verließen Alessandro und seine Gemahlin Florenz, von wo sie den Agolante mitnahmen. In Paris angelangt, wurden sie von dem König ehrenvoll empfangen. Von dort aus reisten die beiden Edelleute nach England und vermochten soviel über den König, daß er der Tochter seine Liebe wieder zuwandte und sie und seinen Schwiegersohn mit großen Freuden bei sich empfing. Den letztern machte er bald darauf in besonders ehrenvoller Weise zum Ritter und schenkte ihm die Grafschaft Cornwallis. Dieser aber besaß ein so großes Geschick und gab sich so viel Mühe, daß es ihm gelang, Vater und Sohn wieder zu versöhnen. Daraus erwuchs der Insel ein großer Vortheil und Alessandro gewann die Liebe und das Wohlwollen des ganzen Volks. Agolante aber rettete alles vollständig, was die

Brüder in England zu fordern hatten, und kehrte überreich nach Florenz zurück, nachdem Graf Alessandro ihn zuvor zum Ritter gemacht hatte. Der Graf Alessandro führte mit seiner Dame ein glorreiches Leben und eroberte, wie einige sagen wollen, theils durch eigene List und Tapferkeit, theils durch die Hülfe des Schwiegervaters, Schottland und wurde als dessen König gekrönt.

Vierte Geschichte.

Landolfo Ruffolo verarmt und wird Korsar, dann geräth er in genuesische Gefangenschaft und leidet Schiffbruch. Er rettet sich auf einem Kasten voll köstlicher Edelsteine, wird in Korfu von einem armen Weibe beherbergt und kehrt reich in seine Heimat zurück.

Als Lauretta, die neben Pampineen saß, diese am rühmlichen Ende ihrer Geschichte sah, begann sie, ohne weitere Aufforderung abzuwarten, also zu reden:

Holdselige Mädchen, nach meinem Dafürhalten kann man die Macht des Glücks in nichts gewaltiger erkennen, als wenn jemand, wie wir das in Pampineens Geschichte an Alessandro haben geschehen sehen, vom tiefsten Elende zu königlicher Würde erhoben wird. Weil also wir alle, die wir ferner im Gebiete unserer Aufgabe zu erzählen haben, genöthigt sein werden, diesseit dieser Grenzen zu bleiben, so schäme ich mich nicht, eine Geschichte vorzutragen, die zwar noch größeres Unglück schildert, dafür aber freilich auch zu keinem so glänzenden Ziele gedeiht. Allerdings also wird sie von denen, die nur das letzte im Auge haben, mit minderer Aufmerksamkeit angehört werden; doch wird man mich entschuldigen, da ich, wie gesagt, nicht anders kann.

Man hält des Meeres Ufer von Reggio bis Gaeta mit für den anmuthigsten Theil von Italien; hier dehnt sich nicht weit von Salerno eine bergige Küste aus, die das weite Meer überschaut und von den Einwohnern die Küste von Amalfi genannt wird. Sie ist übersäet mit kleinen Städten, bedeckt von Gärten und Springbrunnen und, wie keine andere, voll von Leuten, die sich durch den Handel bedeutenden Reichthum erworben haben. Unter diesen Städten ist eine, Ravello genannt, die zwar noch heute wohlhabende Einwohner hat, doch vor Zeiten einen besaß, der überreich war und Landolfo Ruffolo hieß. Da ihm indeß seine Reichthümer noch nicht genügten und er sie zu verdoppeln trachtete, fehlte wenig daran, daß er nicht allein sie, sondern mit ihnen zugleich das eigene Leben eingebüßt hätte.

Er kaufte nämlich, wie Kaufleute das wol zu thun pflegen, auf Grund seiner Berechnungen ein besonders großes Schiff, befrachtete dies vollkommen für sein eigenes Geld und fuhr mit ihm nach Cypern. Hier aber fand er andere Schiffe, die mit derselben Art Waaren, die er gebracht hatte, eben dorthin gekommen waren, und mußte deshalb nicht allein, was er mitgeführt hatte, losschlagen, sondern, wollte er seine Ladung irgend verkaufen, sie fast umsonst weggeben, wodurch er sich fast zu Grunde richtete. Das Unglück, in kurzer Zeit von großem Reichthum zum armen Manne geworden zu sein, nahm er sich aber so zu Herzen, daß er beschloß, entweder zu sterben oder durch Räubereien seinen Verlust zu ersetzen, damit er, während er reich abgereist war, nicht arm nach Hause zurückkehre. Sobald er also zu seinem großen Schiffe einen Abnehmer gefunden, schaffte er sich mit dem Gelde, das er hieraus und aus dem Verkaufe seiner Waaren gelöst hatte, ein kleineres Korsarenfahrzeug an, rüstete dies mit allem aus, was zu solchen Unternehmungen dienlich ist, und begann sich fremdes Eigenthum, besonders aber das der Türken, zuzueignen. Das Glück begünstigte ihn bei diesem Hand-

werke mehr, als es bei dem Handel gethan hatte. Er plünderte und nahm im Verlauf eines Jahres so viel türkische Schiffe, daß er nicht allein ebenso viel, wie er als Kaufmann verloren, wiedergewonnen, sondern seinen damaligen Besitz noch um vieles vermehrt hatte. Der Schmerz über sein erstes Unglück indeß hatte ihn so sehr gewitzigt, daß er, um nicht einem zweiten zu unterliegen, mit sich selbst einig wurde, was er besitze, müsse ihm, ohne nach mehrerem Verlangen zu tragen, nun genügen.

So entschloß er sich denn, mit dem Erworbenen nach Hause zurückzukehren, und einmal gegen die Waaren mistrauisch gemacht, wollte er sich auch nicht darauf einlassen, sein Geld anderweitig anzulegen, sondern ruderte mit demselben Fahrzeug, das ihm zu seinem Gewinnste verholfen, geradeswegs nach Hause. Als er indeß schon im Archipel angelangt war, erhob sich eines Abends ein heftiger Sirocco, der nicht allein der Fahrt entgegen war, sondern auch das Meer so hoch trieb, daß Landolfo mit seinem kleinen Schiffe die offene See nicht halten konnte und genöthigt war, sich zum Schutze vor jenem Winde in einen Meerbusen zu flüchten, den eine kleine Insel bildete, um dort besseres Wetter abzuwarten.

In dieselbe Bucht flüchteten sich bald darauf mit genauer Noth zwei große genuesische Lastschiffe, die von Konstantinopel kamen und derselben Gefahr zu entgehen suchten, vor welcher Landolfo geflohen war. Als die Eigenthümer jener Schiffe das kleine Fahrzeug erblickten und erfuhren, wem es gehöre, beschlossen sie, über Landolfo's Reichthümer bereits durch den Ruf belehrt, ihrer geldgierigen und räuberischen Gesinnung zufolge sich es zuzueignen. Zum Entfliehen hatten sie ihm bereits den Weg abgeschnitten, und so setzten sie denn einige von ihrer Mannschaft ans Land und schickten diese, wohl bewaffnet und mit Armbrüsten versehen, an einen Platz, von wo aus sie allen auf Landolfo's Schiffe, die nicht erschossen sein wollten, das Landen verwehren konnten. Die Last-

schiffe aber ließen sie theils von den Booten ziehen, theils kam ihnen das Meer selbst zu Hülfe, sodaß sie bis ganz nahe zu dem Fahrzeuge Landolfo's gelangten und dies mit geringer Mühe und in kurzer Zeit wegnahmen, ohne von den Rudersklaven, die sich darauf befanden, einen Mann zu verlieren und ohne einigen Widerstand zu finden. Den Landolfo selbst brachten sie auf eines ihrer Schiffe, plünderten sein kleines Fahrzeug völlig aus und versenkten es dann, während seinem ehemaligen Eigenthümer nichts als eine ärmliche Jacke blieb.

Den Tag darauf änderte sich der Wind; die Schiffe segelten gegen Westen und verfolgten während des ganzen Tages glücklich ihre Reise; gegen Abend aber erhob sich ein heftiger Sturm, das Meer ging hoch und die beiden Schiffe wurden voneinander getrennt. Von der Gewalt dieses Windes wurde dasjenige, auf welchem sich der arme unglückliche Landolfo befand, in der Nähe der Insel Cefalonia mit größter Heftigkeit auf eine Sandbank geschleudert, daß es nicht anders als ein Glas, das wider die Mauer geworfen wird, gänzlich voneinander ging und zerschellte. Waaren aller Art, Kasten und Breter bedeckten bereits schwimmend das ganze Meer, und so suchte denn, wie es in dergleichen Fällen zu geschehen pflegt, obgleich es finstere Nacht war, wer von den armen Schiffbrüchigen zu schwimmen wußte, einen von den Gegenständen zu ergreifen, die von ungefähr in seine Nähe kamen. Obgleich nun unser unglücklicher Landolfo Tags zuvor oftmals den Tod gerufen und ihn in seinen Gedanken der Heimkehr als Bettler vorgezogen hatte, so erschrak er doch vor ihm, als er ihn jetzt vor sich sah, und ergriff, gleich den andern, ein Bret, dessen er habhaft wurde, in der Hoffnung, daß Gott ihm vielleicht, wenn er sich eine Zeit lang vor dem Ertrinken schützen könnte, noch zur Rettung verhelfen werde. So hielt er sich die Nacht hindurch, so gut er konnte, reitend auf dem Brete, während die-

ses von Wind und Wellen bald hier und bald dorthin getrieben ward.

Als der Tag endlich angebrochen war und Landolfo sich in der Runde herumsah, erblickte er nichts anderes, als Wolken und Meer und eine Kiste, die zu seinem großen Schrecken ihm mehrmals so nahe kam, daß er fürchtete, sie möchte auf ihn stoßen und ihn verletzen, weshalb er sie auch jedesmal aus allen seinen Kräften, obwol diese gering waren, mit der Hand von sich stieß. Dessenungeachtet aber geschah es, daß ein Windknoten sich plötzlich in der Luft entwickelte, auf das Meer niederfuhr und die Kiste so gewaltig traf, daß sie, gegen das Bret geschleudert, auf dem Landolfo saß, dieses und mit ihm den Landolfo tief unter das Wasser stieß. Als hierauf dieser, dem die Furcht neue Kräfte lieh, schwimmend wieder emporkam, sah er sein Bret weit von sich hinweggerissen, sodaß er fürchten mußte, nicht mehr zu ihm gelangen zu können; er wandte sich also zu der Kiste, die ihm ziemlich nahe war, legte sich mit der Brust auf den Deckel derselben und hielt sie, soviel es gehen wollte, mit den Armen aufrecht. In dieser Stellung mußte er, von dem Meere bald hier- und bald dorthin geworfen, ohne Speise, denn wo hätte er sie hernehmen sollen, aber mit mehrerem Trunke, als er wol gewünscht hätte, ohne zu wissen, wo er sich befinde und ohne etwas anderes als Meer zu sehen, diesen ganzen Tag und die folgende Nacht aushalten.

Den Tag darauf endlich gelangte er durch Gottes Willen, oder durch die Kraft der Winde getrieben, vom Wasser durchweicht wie ein Schwamm, und die Ränder der Kiste nach Art der Leute, die im Begriff zu ertrinken sich an etwas anhalten, umklammernd, an das Ufer der Insel Korfu, wo zum Glück ein armes Weib ihr Küchengeschirr eben mit dem Sande und dem salzigen Seewasser wusch und blank machte. Als diese ihn der Küste nahe kommen sah und nicht vermochte, die menschliche Gestalt an ihm zu erkennen, floh sie anfangs schreiend

und erschrocken; er aber konnte nichts zu ihr sagen, denn er hatte die Sprache ganz und fast auch das Gesicht verloren. Dennoch warf ihn das Meer gegen das Land, und die Frau erkannte nun die Gestalt der Kiste; dann blickte sie aufmerksamer hin und ward zuerst die Arme gewahr, die über die Kiste reichten, fand alsdann das Gesicht heraus und errieth endlich die Wahrheit. Sein Zustand erregte ihr Mitleid, sie ging ein paar Schritte in das Meer hinein, das inzwischen sich beruhigt hatte, und zog ihn mit der Kiste bei den Haaren ans Land. Mit Mühe machte sie seine Hände von der Küste los, lud diese ihrer kleinen Tochter, die bei ihr war, auf den Kopf und trug ihn selbst, wie ein kleines Kind, nach dem Orte. Hier brachte sie ihn in ein Bad und rieb und wusch ihn so lange mit warmen Wasser, bis die entwichene Wärme und ein Theil der verlorenen Kräfte in den Körper wieder zurückkehrten. Als es ihr Zeit zu sein schien, nahm sie ihn wieder heraus, erquickte ihn mit etwas gutem Wein und Gebackenem und pflegte ihn nach ihrem Vermögen einige Tage lang so gut, daß er wieder Kräfte gewann und sich bewußt wurde, wo er sei.

Da glaubte die gute Frau, es sei nun an der Zeit, ihm die Kiste, die ihn gerettet, wiederzugeben und ihm zu sagen, daß er ferner für sich sorgen möge. So that sie denn auch, und Landolfo, der sich an die Kiste nicht mehr erinnerte, nahm sie dennoch an, als die gute Frau sie ihm brachte, und meinte, wenn sie auch noch so wenig werth wäre, könnte sie ihm doch auf einen oder den andern Tag seinen Unterhalt verschaffen. Als er sie aber sehr leicht fand, gab er diese Hoffnung fast wieder auf, bis er eines Tages, als seine Wirthin nicht zu Hause war, um zu sehen, was in jener enthalten sei, sie aufbrach und darin viele lose und gefaßte Edelsteine fand, deren hohen Werth er sogleich erkannte, da er dergleichen Dinge einigermaßen zu beurtheilen wußte. Da wurde er wieder froh und dankte Gott, daß er ihn noch nicht ganz

habe verlassen wollen. Weil er aber zwei mal in kurzer Zeit vom Schicksale so hart getroffen war, beschloß er, wegen eines dritten males besorgt, besonders vorsichtig zu Werke zu gehen, um diese Kostbarkeiten sicher in seine Heimat bringen zu können. Zu dem Ende wickelte er sie alle, so gut es gehen wollte, in einige Lumpen und sagte zu seiner Wirthin, einer Kiste bedürfe er nicht mehr; wenn sie ihm aber einen Gefallen thun wolle, so möge sie diese behalten und ihm dafür einen Sack schenken.

Die gute Frau war dazu gern bereit; er aber dankte ihr, so herzlich er nur wußte und konnte, für die erzeigte Wohlthat, sagte ihr Lebewohl und schiffte, seinen Sack über die Schultern gehängt, in einem Boote nach Brindisi hinüber. Von hier aus ging er, immerfort längs der Küste, bis Trani, wo er einige Tuchhändler fand, die seine Landsleute waren. Diesen erzählte er alle seine Schicksale, nur daß er ihnen nichts von der Kiste berichtete, worauf sie ihn fast um Gottes willen bekleideten und ihm noch überdies ein Pferd liehen und Begleitung verschafften, um nach Ravello, wohin er reisen zu wollen erklärte, zu gelangen.

Hier erst glaubte er sich sicher und öffnete, dankbar gegen Gott, der ihn so weit gebracht, seinen Sack und fand bei genauerer Untersuchung seines Inhalts, als er sie früher hatte anstellen können, sich im Besitze so vieler und so kostbarer Edelsteine, daß er, bei angemessenem und selbst bei wohlfeilem Verkaufe derselben, mehr als noch einmal so reich war, wie zur Zeit seiner Abreise. Als er Gelegenheit gefunden hatte, die Steine zu verkaufen, sandte er der guten Frau, die ihn aus dem Meere gezogen, zum Dank für die Wohlthaten, die sie ihm erwiesen, eine bedeutende Summe Geldes nach Korfu; ein Gleiches that er den Kaufleuten, die in Trani ihn bekleidet; den Rest aber behielt er für sich und lebte damit ehrenvoll bis an sein Ende, ohne sich weiter auf Handelsunternehmungen einzulassen.

Fünfte Geschichte.

Andreuccio von Perugia kommt nach Neapel, um Pferde zu kaufen, und geräth dreimal in einer Nacht in Lebensgefahr, welcher er jedoch jedesmal entgeht und mit einem Rubin in seine Heimat zurückkehrt.

„Bei den Edelsteinen, die Landolfo gefunden", begann Fiammetta, welche die Reihe des Erzählens traf, „ist mir eine Geschichte eingefallen, die kaum weniger Gefahren enthält, darin aber von derjenigen verschieden ist, die Lauretta uns erzählt hat, daß jene sich vielleicht während mehrerer Jahre, diese aber, wie ihr hören werdet, in dem Zeitraum einer einzigen Nacht zugetragen hat."

Es lebte, wie mir erzählt worden ist, in Perugia ein junger Pferdemäkler, Namens Andreuccio di Pietro, der auf die Nachricht, daß in Neapel ein guter Pferdemarkt sei, sich fünfhundert Goldgülden in die Tasche steckte und, ohne je zuvor in der Fremde gewesen zu sein, sich mit mehreren andern Kaufleuten nach jener Stadt auf den Weg machte. An einem Sonntag mit der Dämmerung dort eingetroffen, ging er, nach den Anweisungen, die sein Wirth ihm ertheilte, am andern Morgen auf den Markt, wo er zwar viel Pferde besah, an vielen Gefallen fand und um sie feilschte, dennoch aber über keines Handelseins werden konnte. Um indeß zu zeigen, daß er wirklich zu kaufen gedenke, zog er, unvorsichtig und erfahrungslos wie er war, zu wiederholten malen vor den Augen aller, die ab- und zugingen, seine Börse voll Gold heraus. Da traf es sich denn, daß, während er so marktete und seinen Geldbeutel sehen ließ, eine junge Sicilianerin, die zwar wunderschön, aber auch für geringes Geld bereit

war, jedermann zu Willen zu sein, von ihm ungesehen, vorüberging und seine Börse ins Auge faßte. Sogleich sagte sie bei sich selber: „Wie gut wär' ich daran, wenn das Geld mein wäre", und damit ging sie weiter. Nun hatte dies Mädchen eine Alte bei sich, die gleichfalls aus Sicilien war. Sowie diese den Andreuccio gewahr ward, ließ sie ihre Herrschaft weiter gehen und lief auf jenen zu, den sie auf das zärtlichste umarmte. Das Mädchen bemerkte dies und wartete, ohne ein Wort zu sagen, in einiger Entfernung das Ende jenes Gesprächs ab. Andreuccio hatte inzwischen sich zu der Alten umgewandt, sie erkannt und mit großer Freude begrüßt. Sie versprach ihm, zu ihm in sein Wirthshaus zu kommen, und ging dann nach kurzer Unterhaltung wieder weiter. Er aber fuhr zu feilschen fort, ohne jedoch für den Morgen etwas einzukaufen.

Das Mädchen, das zuerst Andreuccio's vollen Beutel und dann seine Bekanntschaft mit ihrer Alten gesehen hatte, trug sich mit dem Gedanken, ob sie nicht ein Mittel finden könnte, jenes Geld oder wenigstens einen Theil davon zu erlangen, und frug zu dem Ende die Alte vorsichtig aus, wer der Fremde sei, was er hier suche und woher sie ihn kenne. Diese erzählte ihr alles, was die Angelegenheiten des Andreuccio betraf, kaum minder genau, als er selbst es hätte thun können; denn sie hatte lange Zeit in Sicilien und dann in Perugia bei seinem Vater gedient. Ebenso gab sie über seine Wohnung und den Zweck seiner Reise ihr die nöthige Auskunft. Wie das Mädchen solchergestalt seine ganze Verwandtschaft und deren Namen hinreichend kennen gelernt hatte, baute sie auf diese Kenntniß eine sinnreiche Erfindung, durch welche sie ihren Zweck zu erreichen dachte. Zu dem Ende gab sie der Alten, sobald sie zu Hause gekommen war, Bestellungen für den ganzen Tag zu verrichten, damit sie nicht mehr zum Andreuccio gehen sollte, und schickte dann ein kleines Mädchen, das sie zu dergleichen Diensten gar

gut angelehrt hatte, gegen Abend in das Wirthshaus, wo Andreuccio wohnte. Die Kleine fand jenen zum Glück selber, wie er allein an der Thür stand, und frug ihn nach ihm selbst. Wie er ihr nun sagte, er sei es, zog sie ihn beiseite und sagte: „Herr, eine Edeldame aus dieser Stadt möchte, wenn es Euch gefällig wäre, gern mit Euch reden.“ Andreuccio dachte bei diesen Worten einen Augenblick nach, und da er sich für einen hübschen Burschen hielt, vermuthete er, die Edeldame werde in ihn verliebt sein, als ob es damals in Neapel keine andern hübschen Leute gegeben hätte. So antwortete er denn schnell, er sei bereit, und fragte nur, wo und wann jene Dame ihn sprechen wolle. „Herr“, erwiderte die Kleine, „wenn es Euch gefällig wäre zu kommen, so erwartet sie Euch schon in ihrer Wohnung.“ Andreuccio versetzte sogleich, ohne auch nur dem Wirthe ein Wort zu sagen: „So geh' denn voraus, ich werde dir folgen.“

Auf diese Weise führte die Kleine ihn in das Haus jenes Mädchens, welches in einer Straße, das finstere Loch benannt, gelegen war, deren Anständigkeit schon der Name errathen läßt. Andreuccio freilich wußte und ahnete davon nichts und trat, in der Meinung, an einen völlig ehrbaren Ort und zu einer liebenswürdigen Dame zu gehen, nach dem Vorgange der Kleinen unbefangen in das Haus ein. Da die Kleine ihrer Gebieterin bereits zugerufen hatte: „Hier kommt Andreuccio“, so trat diese, als er hinaufstieg, an das obere Ende der Treppe. Sie war noch ziemlich jung, schlank gewachsen und von schönem Gesicht, dabei vornehm gekleidet und geschmückt. Als Andreuccio ihr näher kam, ging sie ihm mit offenen Armen auf drei Stufen entgegen, schlang jene fest um ihn und verweilte, wie von ausbündiger Zärtlichkeit übermannt, einige Zeit in dieser Stellung, ohne ein Wort zu sagen. Dann küßte sie ihm weinend die Stirn und sagte mit gerührter Stimme: „O mein Andreuccio, sei

mir willkommen." Dieser war über so feurige Liebkosungen ziemlich verwundert und sagte ganz erstaunt: „Madonna, ich freue mich Eurer Bekanntschaft. Sie aber nahm ihn bei der Hand und führte ihn in ihren Saal hinauf, von wo sie, ohne ein Wort zu sprechen, mit ihm in ihre Stube ging, die von Rosen, Orangenblüten und andern Wohlgerüchen auf das köstlichste duftete. Hier sah Andreuccio ein Bette mit herrlichen Vorhängen, viele Kleider, die nach dem Landesgebrauch auf Rechen umherhingen, und andere schöne und kostbare Geräthe in Menge, um welcher Dinge willen er, als ein Neuling, nicht zweifeln zu dürfen glaubte, daß sie eine gar vornehme Dame sein müsse.

Als sie sich nun miteinander auf einen Kasten am Fuße ihres Bettes niedergesetzt hatten, fing sie also zu ihm zu sprechen an: „Andreuccio, ich weiß gewiß, daß, weil du mich nicht kennst und vielleicht niemals von mir reden gehört hast, du dich über die Liebkosungen, mit denen ich dich empfange, und über meine Thränen gleich sehr verwunderst; noch mehr aber möchtest du vielleicht über das erstaunen, was du jetzt hören wirst, daß ich nämlich deine Schwester bin. Ich sage dir aber, seit mir Gott die Gnade erzeigt hat, daß ich vor meinem Tode einen meiner Brüder zu sehen bekommen habe (und was gäb' ich nicht drum, euch alle zu sehen), werde ich beruhigt aus der Welt gehen, mag ich sterben, wann ich will. Doch von dem allen hast du vielleicht in deinem Leben nichts vernommen, und so will ich dich denn darüber belehren. Pietro, dein und mein Vater, lebte, wie du wol erfahren haben solltest, lange Zeit in Palermo und wurde und wird dort von allen, die ihn kannten, wegen seiner Herzensgüte und Liebenswürdigkeit sehr geliebt. Doch unter allen andern, die ihm noch so geneigt waren, liebte ihn meine Mutter, die von adelichem Geschlechte ist und damals verwitwet war, am meisten und wurde, ohne den Zorn ihres Vaters und ihrer Brüder

und ihre eigene Ehre zu achten, mit ihm so vertraut, daß ich auf die Welt kam und so geworden bin, wie du mich siehst. Dann aber traten Umstände ein, um derenwillen Pietro Palermo verließ und nach Perugia zurückkehrte, und so ließ er mich denn als ein kleines Kind mit meiner Mutter zurück und hat sich, so viel mir bekannt geworden ist, seit der Zeit weder um sie noch um mich bekümmert. Wäre er nicht mein Vater, so würde ich ihn wegen dieses Betragens auf das ernstlichste tadeln, wenn ich, der Liebe zu geschweigen, die er für mich als seine Tochter, welche ihm von keiner Magd und von keinem gemeinen Weibsbilde geboren, hätte hegen sollen, nur seine Undankbarkeit gegen meine Mutter bedenke, die allein von treuer Liebe bewogen, und selbst ohne zu wissen, wer er sei, sich und zugleich alles, was ihr gehörte, seinen Händen anvertraute. Doch, was hilft das? Was einmal versehen ist, besonders, wenn es vor langer Zeit geschah, ist viel leichter zu tadeln, als zu bessern. Genug, es war so. Er ließ mich als ein kleines Kind in Palermo zurück, und da bin ich denn ziemlich so weit herangewachsen, als du mich siehst, bis meine Mutter mich an einen Girgentiner, einen guten Mann von edlem Hause, verheirathete, der, meiner Mutter und mir zu Liebe, gleichfalls nach Palermo zog. Weil aber mein Mann sehr guelfisch gesinnt ist, so ließ er sich in geheime Verständnisse mit unserm König Karl ein. Ehe diese indeß noch zur Ausführung gebracht werden konnten, hatte König Friedrich schon Nachricht davon bekommen, und wie ich eben dachte, die erste Dame zu werden, die jemals auf jener Insel gelebt hat, mußten wir fliehen. So nahmen wir denn das wenige mit uns, das wir erlangen konnten, denn wenig war es in Vergleich mit dem vielen, das wir besessen hatten, ließen Herrschaften und Paläste zurück und flüchteten uns hierher, wo König Karl sich gegen uns so dankbar beweist, daß er uns einen Theil des Schadens vergütet, den wir um seinetwillen erlitten, und Landgüter

und Häuser in Menge geschenkt hat, wie er denn auch noch fortwährend meinem Manne, deinem Schwager, so große Einkünfte gewährt, als du zu sehen Gelegenheit haben wirst. Auf solche Weise bin ich denn hierher gekommen, wo ich es Gott und nicht dir verdanke, dich, geliebtester Bruder, gefunden zu haben." Und mit diesen Worten fing sie aufs neue an, ihn zu umarmen und küßte ihm unter Thränen auf das zärtlichste seine Stirn.

Wie Andreuccio diese Fabel so zusammenhängend und unbefangen von dem Mädchen vortragen hörte, der freilich niemals ein Wort auf den Lippen erstarb, noch die Zunge versagte, wie er sich ferner erinnerte, sein Vater sei wirklich in Palermo gewesen, und wie er dabei nach eigener Erfahrung die Sitten der Jugend erwog, die gern zu lieben geneigt ist, wie er endlich die Thränen der Rührung, die Umarmungen und die keuschen Küsse des Mädchens fühlte, maß er ihren Worten den vollkommensten Glauben bei und sagte, sobald sie schwieg: „Madonna, mein Erstaunen kann Euch nicht anders als natürlich erscheinen, wenn Ihr bedenken wollt, daß mein Vater, was immer der Grund davon gewesen sein mag, entweder von Eurer Mutter und von Euch überall nicht geredet hat, oder, wenn er es gethan haben sollte, mir wenigstens nichts davon zu Ohren gekommen ist; sodaß ich von Euch nicht mehr wußte, als wenn Ihr gar nicht auf der Welt wäret. Je mehr ich aber allein stand, und je weniger ich mich dessen versehen konnte, um desto lieber ist mir nun, in Euch eine Schwester gefunden zu haben. Und wahrlich, ich wüßte nicht, wie Ihr dem Vornehmsten anders als lieb und werth sein könntet; wie viel mehr also seid Ihr es mir, der ich ein geringer Handelsmann bin. Doch über eines bitte ich Euch, mir noch Aufschluß zu geben: wie habt Ihr erfahren, daß ich hier sei?" Darauf erwiderte sie: „Heute morgen erzählte mir es eine arme Frau, die bei mir ein- und auszugehen pflegt, weil sie, nach ihrer Versicherung, bei unserm gemeinschaftlichen

Vater in Palermo und Perugia lange Zeit gedient hat, und, hätte ich es nicht für ziemlicher gehalten, daß du zu mir in mein eigenes Haus kämest, als ich zu dir in ein fremdes, so wäre ich längst schon bei dir gewesen." Nun fing sie an, ihn auf das genaueste nach allen seinen Verwandten namentlich zu befragen, worauf ihr Andreuccio vollen Bescheid gab und um dessenwillen nur immer mehr glaubte, was ihm nicht zu glauben gesünder gewesen wäre.

Als diese Gespräche eine Weile gedauert hatten, und die Hitze fortwährend groß war, ließ das Mädchen griechischen Wein und Gebackenes bringen und Andreuccio zu trinken geben. Dazwischen war die Essenszeit herangekommen und Andreuccio wollte nach Hause gehen; sie aber gab es durchaus nicht zu, stellte sich höchlichst gekränkt darüber, umarmte ihn und sagte: „Ja, nun sehe ich wohl, wie wenig du dir aus mir Aermsten machst! Nicht für möglich sollte man es halten; du bist bei deiner Schwester, die du in deinem Leben noch nicht gesehen hast, und in ihrem eigenen Hause, wo du gleich bei deiner Ankunft hättest absteigen sollen, und nun willst du sie wieder verlassen, um ins Wirthshaus zum Essen zu gehen. Wenn auch mein Mann nicht zu Hause ist, so leid wie mir's thut, so werde ich doch wol, nach den schwachen Kräften einer Frau, dir einige Ehre zu erweisen wissen." Andreuccio wußte darauf weiter nichts zu erwidern und sagte: „Ich habe Euch so lieb, als man eine Schwester haben soll; wenn ich aber nicht nach Hause gehe, wird man mich den ganzen Abend zu Tische erwarten und mein Ausbleiben für eine Unhöflichkeit gelten." „Nun, gottlob", erwiderte sie dagegen, „habe ich denn niemand in meinem Hause, um sagen zu lassen, daß man nicht auf dich warten soll? Höflicher aber wäre es gegen mich, und im Grunde nur deine Schuldigkeit, wenn du deinen Gefährten sagen ließest, sie sollten hierher zum Abendessen kommen; dann könntet ihr nachher, wenn ihr anders wolltet, in Gesellschaft nach Hause gehen." Andreuccio

erwiderte, die Gefährten möchte er für den Abend nicht; da sie es aber einmal so haben wolle, solle sie nach Gefallen über ihn selbst verfügen. Darauf that sie, als ließe sie ins Wirthshaus sagen, daß man ihn nicht zum Essen erwarten möchte, und nach mancherlei andern Gesprächen setzten sie sich zu Tische, wo sie auf das glänzendste mit zahlreichen Schüsseln bedient wurden, und durch die List des Mädchens das Essen bis tief in die Nacht hinein sich ausdehnte.

Als sie endlich vom Tische aufgestanden waren und Andreuccio nach Hause gehen wollte, erklärte sie, daß sie das keineswegs zugeben werde. Neapel sei überhaupt nicht, am wenigsten aber für einen Fremden, der Ort, um nachts darin umherzugehen, und, wie sie habe sagen lassen, daß man ihn nicht zum Essen erwarten solle, habe sie ein Gleiches auch in Betreff des Nachtlagers gethan. Er glaubte nicht allein dies alles, sondern fand auch in seinem falschen Wahne an der Gesellschaft des Mädchens großen Gefallen und blieb. Auch nach Tische spann sie nicht ohne Absicht mancherlei Gespräche noch lange aus, und erst als ein bedeutender Theil der Nacht vorüber war, ließ sie Andreuccio mit einem kleinen Kinde, das ihm zeigen sollte, was er etwa brauchen könnte, in der Stube zurück und ging mit ihren Dienerinnen in ein anderes Zimmer.

Die Hitze war noch immer groß, und deshalb warf Andreuccio, sobald er sich allein sah, die Kleider ab, zog die Hosen aus und legte diese unter das Kopfkissen. Da nun aber die Anforderungen der Natur ihn nöthigten, sich der überflüssigen Last des Leibes zu entledigen, frug er das Kind, wo er das thun könne, und dieses zeigte ihm eine Thür auf der einen Seite des Zimmers und sagte: „Geht nur dort hinein.“ Andreuccio schritt unbefangen vorwärts, setzte aber unglücklicherweise den Fuß auf ein Bret, das auf der entgegengesetzten Seite losgegangen war, und fiel mit ihm zugleich hinab. So gnädig war ihm aber Gott, daß er sich, wie hoch er auch

hinunterfiel, doch im Fallen keinen Schaden that, obgleich er von dem Schmuze, der jenen Ort erfüllte, ganz bedeckt ward. Damit ihr aber das eben Gesagte, und was ich noch hinzuzufügen habe, besser verstehen möget, will ich euch näher bezeichnen, wie jener Ort beschaffen war. Es waren in einem engen Gäßchen auf zwei Balken, die man, wie wir unter ähnlichen Umständen es oft geschehen sehen, zwischen den gegenüberstehenden Häusern eingeklemmt hatte, einige Breter befestigt und auf diesen die Anstalt zum Sitzen angebracht. Eines dieser Breter war es nun, mit dem Andreuccio hinunterfiel. Zwar rief er aus der Tiefe des Gäßchens, erschrocken über seinen Unfall, nach dem Kinde, aber dieses war, sobald es ihn fallen gehört hatte, zu seiner Gebieterin geeilt und hatte dieser, was geschehen sei, erzählt. Sogleich lief das Mädchen in die Stube, um zu sehen, ob Andreuccio's Kleidungsstücke da seien, und sobald sie diese und mit ihnen den Geldbeutel, den er aus thörichter Besorgniß immer bei sich führte, gefunden und nun den Zweck erreicht sah, um dessenwillen sie, die Palermitanerin, sich zu der Schwester eines Peruginers gemacht und ihre Schlingen gelegt hatte, bekümmerte sie sich nicht mehr um jenen, sondern schloß die Thür eilends zu, aus welcher er herausgetreten war, als er fiel.

Andreuccio rief inzwischen, da ihm das Kind nicht antwortete, immer stärker, doch half es ihm nichts. Nun erst fing er an, bedenklich zu werden und allzuspät zu errathen, daß er betrogen worden sei. Er kletterte über die kleine Mauer, welche dies Gäßchen von der Straße trennte, ging an die Hausthür, die ihm noch wohl bekannt war, klopfte und rüttelte lange daran und rief hinauf, aber alles vergebens. Jetzt sah er sein Unglück klar ein und weinte und sagte: „Ach, Himmel, in wie kurzer Zeit habe ich eine Schwester und fünfhundert Goldgulden eingebüßt!" In der Weise redete er noch weiter und fing dann wieder an, zu klopfen und zu rufen. So

machte er denn solch einen Lärm, daß viele der nächsten Nachbarn darüber erwachten, und als sie es nicht mehr aushalten konnten, aus dem Bette aufstanden. Inzwischen kam eine Magd des Mädchens ans Fenster und stellte sich ganz schläfrig und sagte höhnisch: „Wer pocht denn dort unten?" „Kennst du mich denn nicht?" sagte Andreuccio, „ich bin ja Andreuccio, der Bruder der Madonna Fiordaliso." Jene aber antwortete: „Guter Freund, wenn du zu viel getrunken hast, so geh und schlafe und komm morgen früh wieder. Ich weiß nicht, von was für einem Andreuccio du redest, noch was du sonst schwatzest; nun geh mit Frieden und sei so gut und laß uns schlafen." „Wie", sagte Andreuccio, „du weißt nicht, wovon ich rede? Nun, wenn es mit den sicilianischen Verwandtschaften so steht, so gib mir wenigstens die Kleider wieder, die oben geblieben sind, und ich will gern gehen." Zur Antwort lachte ihm die Magd beinahe ins Gesicht und sagte: „Guter Freund, ich glaube, du redest im Traume", und dies sagen und sich umdrehen und das Fenster zuschlagen, war eins.

Als dem Andreuccio nun gar kein Zweifel übrig blieb, daß er betrogen sei, ärgerte er sich so sehr, daß sein heftiger Zorn sich fast zur Wuth steigerte, und er beschloß, was er mit Gutem nicht erlangen konnte, mit Gewalt durchzusetzen. Zu dem Ende ergriff er einen großen Stein und fing an, mit viel heftigern Schlägen als zuvor, gewaltsam an die Thür zu schlagen. Darüber kamen mehrere der Nachbarn, die vorher schon erwacht und aufgestanden waren, in der Meinung, irgendein ungezogener Mensch wolle mit lügenhaften Worten das arme Frauenzimmer ärgern, aufgebracht über das Pochen, das er verführte, ans Fenster und schrien, nicht anders als alle Hunde von einer Gasse einen fremden Hund anbellen: „Das ist sehr ungeschliffen, um diese Stunde die armen Weiber mit solchem Geschwätze in ihrem eigenen Hause zu stören. Geh mit Gott, guter Freund, und sei so gut und laß uns schlafen, und wenn du was mit ihr zu thun hast, so

komm du morgen wieder; in der Nacht aber laß uns ungeschoren." Diese Worte mochten es sein, die einen Menschen, der drinnen im Hause war und, ohne daß Andreuccio ihn zuvor gesehen, bei dem Mädchen Kupplerdienste versah, dreist genug machten, daß er ans Fenster trat und mit einer gewaltigen, wilden und zornigen Stimme herunterrief: „Wer ist da?" Wie Andreuccio bei diesem Rufe in die Höhe blickte, begriff er leicht, so wenig er auch in der Dunkelheit erkennen konnte, daß mit dem nicht viel zu spaßen sei, solch einen gewaltigen schwarzen Bart hatte er herunterhängen, und dabei gähnte er und rieb sich die Augen, als ob er aus dem Bette und von tiefem Schlafe aufgestanden wäre. Darum antwortete er nicht ohne Furcht: „Ich bin ein Bruder von der Dame, die hier drinne wohnt." Jener aber wartete nicht ab, daß Andreuccio seine Antwort vollendete, sondern rief noch viel grimmiger als zuvor: „Ich weiß nicht, was mich abhält, daß ich nicht hinunterkomme und dich widerwärtigen, besoffenen Esel, der du sein mußt, daß du uns diese Nacht nicht schlafen läßt, so lange durchprügle, als du noch ein Glied rühren kannst", und mit den Worten drehte er sich herum und schlug das Fenster zu. Ein paar Nachbarn, die über diesen Menschen besser Bescheid wußten, sagten jenem nun ganz freundlich: „Um Himmels willen, guter Freund, geh mit Gott und laß dich hier nicht todt schlagen; es ist zu deinem Besten, wenn du gehst."

War Andreuccio zuerst über die Stimme und den Anblick des Menschen erschrocken, so bewog ihn jetzt das Zureden dieser Leute, die nur aus Mitleiden so zu sprechen schienen, noch mehr, und verdrießlich, wie ein Mensch es nur sein kann, und außer sich über das verlorene Geld ging er nach der Richtung, von wo er, ohne zu wissen wohin, am Abende zuvor der Kleinen gefolgt war, um sein Wirthshaus wieder aufzusuchen. Weil ihm aber selbst der Gestank, der von ihm ausging, unerträglich war, bog er, in der Absicht, sich nach dem Meere zu wenden und

sich dort zu baden, links in eine Straße ein, die Ruga Catalana genannt wird. Während er so dem höhern Theile der Stadt zugewandt war, sah er zwei Leute, mit einer Laterne in der Hand, ihm in einiger Entfernung entgegenkommen. In der Meinung, daß es vielleicht Häscher oder andere Leute sein möchten, die Böses im Schilde führten, verbarg er sich vor ihnen in ein wüstes Haus, das er in der Nähe sah. Jene aber folgten ihm in eben jenes Gebäude nicht anders auf dem Fuße nach, als wenn sie ausdrücklich dorthin zu gehen beschieden wären. Hier legte der eine von ihnen allerhand eiserne Werkzeuge, die er auf der Schulter hatte, nieder und fing an, sie mit dem andern zu besehen und mancherlei darüber mit ihm zu sprechen.

Während sie noch so redeten, sagte der eine: „Was das nur zu bedeuten haben muß, ich rieche den abscheulichsten Gestank, der mir in meinem Leben vorgekommen ist.“ Bei diesen Worten hob er die Laterne ein wenig in die Höhe, und da sahen sie denn beide den armen Andreuccio und riefen ganz erstaunt: „Wer da?“ Andreuccio schwieg; sie aber hielten ihm das Licht näher ins Gesicht und frugen, was er so schmuzig, wie er sei, dort mache. Andreuccio erzählte ihnen nun alles, was ihm begegnet war, und sie erriethen leicht, wo es ihm so gegangen sein mochte, und sagten zueinander: „Das ist gewiß bei Scarabone Buttafuoco geschehen.“ Darauf sagte der eine zu Andreuccio: „Guter Freund, wenn du gleich dein Geld verloren hast, so kannst du dennoch Gott nicht genug dafür danken, daß du den Fall gethan und in das Haus nicht wieder hast hineinkommen können; denn halte dich überzeugt, daß, wenn du nicht gefallen wärest, man dich umgebracht hätte, sobald du eingeschlafen warst, und dann hättest du Geld und Leben zusammen eingebüßt. Was hilft dir es aber jetzt, darüber zu weinen? Ebenso leicht kannst du dir die Sterne vom Himmel herunterholen, als einen Kreuzer von dem Gelde. Todt geschlagen

aber kannst du werden, wenn er hört, daß du jemand ein Wort davon sagst." Nach diesen Worten besprachen sie sich eine Weile miteinander und sagten dann zu ihm: „Weißt du was, du dauerst uns, und willst du uns bei etwas helfen, das wir eben thun wollen, so denken wir, auf dein Theil soll wol noch viel mehr kommen, als was du eben eingebüßt hast." Andreuccio antwortete in der Verzweiflung, er sei zu allem bereit.

Nun war an eben jenem Tage der Erzbischof von Neapel, der Filippo Minutolo geheißen hatte, mit kostbaren Kleinodien geschmückt und mit einem Rubin am Finger begraben worden, der über fünfhundert Goldgülden werth war. Diese Leiche wollten jene berauben und theilten jetzt ihre Absicht dem Andreuccio mit. Andreuccio machte sich, mehr der Gewinnsucht als der Vernunft Gehör gebend, mit ihnen auf den Weg. Während sie aber in der Richtung nach der Hauptkirche weiter gingen, sagte der eine, dem der Gestank zu arg wurde, welchen Andreuccio verbreitete: „Könnten wir denn nicht Rath schaffen, daß sich der irgendwo ein bischen wüsche und nicht mehr so schrecklich stänke?" Darauf sagte der andere: „Wir sind hier dicht bei einem Brunnen, an dem gewöhnlich eine Rolle und ein großer Eimer zu hängen pflegen; da können wir hingehen und ihn waschen." Wie sie zu dem Brunnen kamen, fanden sie zwar den Strick, der Eimer aber war weggenommen. Da beschlossen sie denn, ihn an den Strick zu binden und in den Brunnen hinunterzulassen; unten sollte er sich waschen, und wenn er damit fertig wäre, an dem Stricke schütteln, damit sie ihn wieder heraufzögen. So thaten sie auch wirklich; als sie ihn aber kaum in den Brunnen hinuntergelassen hatten, kamen von ungefähr ein paar Häscher, die darüber, daß sie jemand bei der großen Hitze nachgelaufen waren, Durst bekommen hatten, an jenen Brunnen, um zu trinken. Sobald Andreuccio's neue Gesellen diese erblickten, liefen sie sogleich davon, ohne daß die Häscher, die kamen, um

6**

ihren Durst zu löschen, sie gesehen hätten. Inzwischen hatte sich Andreuccio gewaschen und zog an dem Stricke, jene aber legten ihre Schilde, ihre Waffen und Röcke ab und fingen, in der Meinung, daß an dem Stricke der volle Eimer befestigt sei, emporzuwinden an. Wie Andreuccio dem Brunnenrande nahe war, ließ er den Strick los und faßte jenen mit beiden Händen; die Häscher aber erschraken darüber so sehr, daß sie, ohne ein Wort zu sagen, den Strick fahren ließen und so schnell sie nur konnten davon liefen. Andreuccio wußte sich das nicht zu erklären, und hätte er sich nicht so fest gehalten, so wäre er gewiß hinuntergestürzt und hätte sich vermuthlich stark beschädigt, wenn er anders mit dem Leben davongekommen wäre. So aber kletterte er heraus und erstaunte nur noch immer mehr, als er jene Waffen fand, von denen er wußte, daß seine Gesellen dergleichen nicht getragen hätten.

In solchen Zweifeln und Ungewißheit schalt er auf sein Schicksal und beschloß, ohne daß er von den Sachen etwas angerührt hätte, den Ort zu verlassen, obgleich er nicht wußte, wohin er gehen sollte. Unterwegs begegneten ihm indeß die beiden Gesellen, die eben zurückkamen, um ihn aus dem Brunnen zu ziehen, und nun, als sie seiner ansichtig wurden, verwundert ihn frugen, wie er herausgekommen sei. Andreuccio sagte ihnen, er wisse es selbst nicht, und erzählte ihnen der Reihe nach, was sich zugetragen und was er außerhalb des Brunnens gefunden habe. Dadurch erriethen jene lachend den Zusammenhang der Sache und sagten ihm, warum sie geflohen wären und wer es gewesen sei, der ihn heraufgezogen.

Da inzwischen Mitternacht herangekommen war, gingen sie, ohne mit weitern Gesprächen sich aufzuhalten, geradeswegs nach der Hauptkirche, öffneten mit geringer Mühe die Thüren, hoben, bei dem großen marmornen Denkmale angelangt, den Deckel desselben, so schwer er war, mit ihren Brecheisen weit genug in die Höhe, daß

ein Mann hineinkriechen konnte, und stützten ihn sodann auf einen eisernen Pflock. Darauf sagte der eine: „Wer soll denn aber nun hinein?“ „Ich nicht“, entgegnete der andere. „Ich mag auch nicht“, sagte der erste; „Andreuccio kann ja hineinkriechen.“ „Das werde ich wol bleiben lassen“, sagte dieser. „Wie“, antworteten die beiden; „du hast keine Lust hineinzugehen? Wahrhaftig, du sollst hinein, oder wir werden dir mit einer von diesen Eisenstangen soviel auf den Kopf geben, daß du todt liegen bleiben sollst.“ Andreuccio mußte nun aus lauter Furcht wol hineinkriechen; als er aber drinnen war, dachte er bei sich selbst: die haben mich hineingeschickt, um mich zu betrügen; denn, sobald ich ihnen alles hinausgegeben habe, und dann mühsam wieder aus dem Sarge krieche, werden sie hingehen, wohin sie Lust haben, und mir wird gar nichts übrig bleiben. So beschloß er denn, für sich selbst im voraus zu sorgen, und dachte dabei an den kostbaren Ring, von dem er reden gehört hatte. Diesen also zog er der Leiche des Erzbischofs, sowie er sie erreicht hatte, vom Finger nnd steckte ihn sich selber auf. Dann gab er jenen Bischofstab und Mütze und Handschuh, entkleidete die Leiche bis aufs Hemde, reichte ihnen alles heraus und sagte, weiter sei nichts da. Die andern versicherten, der Ring müsse da sein, und hießen ihn überall suchen, er aber gab vor, ihn nicht zu finden, stellte sich, als suche er ihn, und hielt sie eine Weile hin. Jene aber, die draußen geblieben, waren ebenso schlau als er, trieben ihn ferner zum Suchen an und zogen zu gelegener Zeit den Pflock weg, der den Deckel emporhielt, und entflohen dann, während jener in dem Grabmale eingeschlossen blieb.

Wie dem Andreuccio dabei zu Muthe wurde, kann sich ein jeder denken. Zwar versuchte er zu wiederholten malen, mit Kopf und Schultern den Deckel emporzuheben; doch war alle Mühe umsonst, und er fiel endlich, vom Schmerze übermannt, auf den todten Körper des

Erzbischofs ohnmächtig nieder, sodaß, wer beide in diesem Augenblicke gesehen hätte, schwerlich im Stande gewesen wäre zu erkennen, ob der Erzbischof oder er der mehr todte sei. Als er aber wieder zu sich kam, fing er bitterlich zu weinen an, indem ihm einleuchtete, daß für ihn keine andere Aussicht sei, als entweder, wenn niemand komme, um ihm das Grabmal zu eröffnen, dort vor Hunger und vor Gestank mitten unter den Würmern jener Leiche zu sterben, oder, wenn jemand dazu komme und ihn dort finde, als Dieb gehangen zu werden.

Während er noch gar trübsinnig solcherlei Gedanken nachhing, hörte er in der Kirche gehen und viele Leute miteinander reden, welche, wie er zu seinem Schrecken vermuthete, in derselben Absicht kamen, die ihn und seine Gefährten hergeführt hatte. Als aber jene das Grabmal eröffnet und aufgestützt hatten, stritten sie miteinander, wer hineinkriechen sollte, und keiner wollte. Endlich und nach langem Zanke sagte ein Pfaffe: „Was fürchtet ihr euch denn? Denkt ihr, er wird euch fressen? Die Todten beißen niemand. Ich will selber hinein.“ Und mit diesen Worten stützte er die Brust auf den Rand des Sarkophags und streckte, den Kopf nach außen gewandt, die Beine hinein, um sich dann hinunterzulassen. Als Andreuccio das sah, richtete er sich auf und faßte den Pfaffen bei einem Beine, als ob er ihn niederziehen wollte. Kaum aber fühlte das der Geistliche, so schrie er laut auf und sprang mit einem Satze aus dem Sarge. Darüber erschraken denn wieder die übrigen so sehr, daß sie davon liefen, als ob hunderttausend Teufel hinter ihnen drein wären. Wie Andreuccio das gewahr wurde, kroch er, froher, als er je gehofft hatte, sogleich aus dem Grabmale, das jene offen gelassen, heraus und verließ die Kirche auf demselben Wege, auf welchem er gekommen war. Inzwischen war der Morgen fast herangekommen, und Andreuccio gelangte, den Ring am Finger, an das Meeresufer und von da in sein Wirthshaus, wo seine

Gefährten und der Wirth die ganze Nacht über um seinerwillen in Angst gewesen waren. Er erzählte ihnen, was ihm begegnet war, und auf den Rath des Wirthes wurde für gut befunden, daß er Neapel sogleich verlassen sollte. So that er denn auch schleunig und kehrte nach Perugia zurück, nachdem er das seinige, statt Pferde zu kaufen, wie seine Absicht gewesen, in einem Ringe angelegt hatte.

Sechste Geschichte.

Madonna Beritola verliert ihre zwei Söhne, wird dann mit zwei kleinen Rehen auf einer Insel gefunden und geht nach Lunigiana. Hier tritt einer ihrer Söhne bei dem Landesherrn in Dienste, beschläft dessen Tochter und wird gefangen gesetzt. Inzwischen empört sich Sicilien gegen den König Karl, der Sohn wird von seiner Mutter erkannt und heirathet die Tochter seines Herrn; der Bruder findet sich ebenfalls wieder, und beide werden wieder vornehme Leute.

Die Damen und die jungen Männer hatten gleichmäßig über die Abenteuer des Andreuccio, die Fiammetta erzählt hatte, gelacht, und Emilie begann, als die Geschichte beendigt war, auf Befehl der Königin also:

Bitter und beschwerlich sind uns die mannichfachen Wechsel des Glücks, und wir können nicht von ihnen reden hören, ohne daß unsere Seelen von dem Schlummer, in den sie leicht bei seinen Gunstbezeigungen verfallen, erweckt werden. Deshalb meine ich auch, daß Glückliche sowol als Leidende gern solchen Erzählungen zuhören sollten, welche die ersten lehren, auf ihrer Hut zu sein und die letztern trösten. Und so will ich denn, so Erstaunliches auch von meinen Vorgängern gesagt worden ist, euch eine Geschichte erzählen, die nicht minder

wahr als rührend ist und in der die Leiden so groß und so anhaltend waren, daß ich, wenn ihnen gleich ein frohes Ende folgte, mir doch kaum einreden kann, jene seien von dem spätern Glück jemals völlig versüßt worden.

Wisset nämlich, liebe Mädchen, daß nach dem Tode Kaiser Friedrich II. Manfred zum König von Sicilien gekrönt ward und daß bei diesem ein Edelmann aus Neapel, Namens Arrighetto Capece, in hohem Ansehen stand, der mit Beritola Caracciola, einer schönen Neapolitanerin von guter Familie, verheirathet war. Während dem Arrighetto die Regierung der Insel von Manfred anvertraut war, erfuhr er, dieser sei zu Benevent vom König Karl besiegt und getödtet worden, und das ganze Königreich wende sich dem letztern zu. Da er nun in die unsichere Treue der Sicilianer geringes Vertrauen setzte und dem Feinde seines Fürsten nicht gehorchen wollte, schickte er sich zur Flucht an. Indeß bekamen die Sicilianer von seiner Absicht Kunde, setzten schleunig ihn und noch viel andere Freunde und Diener des Königs Manfred fest und übergaben diese und dann auch den Besitz der Insel dem König Karl.

Madonna Beritola, die in so großem Umsturze der Dinge nicht wußte, was aus Arrighetto geworden sei, ließ, wegen dessen, was sich bereits zugetragen, in fortwährender Furcht und besorgt, daß ihre Ehre gekränkt werden könnte, alles ihr Gehörige zurück und floh mit ihrem etwa achtjährigen Sohne Giuffredi auf einem Kahne schwanger nach Lipari, wo sie einen andern Knaben gebar und diesen Scacciato nannte. Darauf nahm sie eine Amme und bestieg mit allen ein kleines Schiff, um zu ihren Verwandten nach Neapel zurückzukehren. Doch ging es nicht nach ihrem Wunsche; das Fahrzeug, das nach Neapel bestimmt war, wurde von der Gewalt des Sturmes nach der Insel Ponza getrieben, wo die Schiffer in einen kleinen Meerbusen einliefen und günstigeres Wetter abwarteten. Frau Beritola stieg, gleich den übrigen, auf

der Insel ans Land und suchte sich einen einsamen und abgelegenen Platz aus, wo sie sich ganz allein niedersetzte und ihren Arrighetto beweinte. So that sie jeden Tag, und da geschah es denn, daß, als sie einmal ohne Wissen der Matrosen und andern Reisegefährten sich in ihre Klagen vertieft hatte, eine Galeere voll Korsaren jene überfiel und alle ohne Widerstand gefangen davonführte.

Als Frau Beritola ihr tägliches Wehklagen geendet hatte, kehrte sie nach ihrer Gewohnheit zum Ufer und, wie sie glaubte, zu ihren Kindern zurück, aber sie fand niemand. Anfangs wunderte sie sich darüber, dann aber ahnete sie plötzlich, was geschehen sein könne, blickte hinaus auf das Meer und sah die Galeere, die sich noch nicht weit entfernt hatte, ihr Schiffchen hinter sich herziehen. Da wurde es ihr denn nur allzuklar, daß sie zu dem Manne nun auch die Kinder verloren habe, und hier arm, allein und verlassen, ohne Hoffnung, jemand der ihrigen wiederzufinden, zurückgeblieben sei. Und so fiel sie, laut nach Mann und Kindern rufend, ohnmächtig am Ufer nieder. Da war aber niemand, der mit frischem Wasser oder andern Mitteln ihre entschwundenen Kräfte hätte zurückrufen können, und ihre Lebensgeister hatten alle Muße, wohin es ihnen gefiel, in der Irre umherzuschweifen. Als aber ihr unglücklicher Körper mit den Thränen und dem Wehklagen zugleich seine Kräfte wieder gewann, rief sie aufs neue lange nach ihren Kindern und suchte sie in jeder Höhle der Insel. Endlich aber mußte sie selbst einsehen, alle ihre Mühe sei umsonst, und als die Nacht herankam, begann sie, noch immer hoffend, ohne selbst zu wissen auf was, um sich bekümmert zu werden, verließ das Ufer und barg sich in der Höhle, wo sie zu weinen gewohnt war.

Nach einer unter Angst und unsaglichen Thränen verlebten Nacht fühlte sie am andern Morgen, als die Sonne schon seit mehr als drei Stunden am Himmel stand, da sie am vorhergehenden Abend nichts genossen,

sich vom Mangel genöthigt, nun mit Kräutern ihren Hunger zu mildern. Am Ende dieser kümmerlichen Mahlzeit hing sie weinend mancherlei Gedanken über ihr künftiges Leben nach, und während sie noch so fort sann, sah sie, ganz in ihrer Nähe, ein Reh iu eine Höhle gehen und nach einiger Zeit wieder herauskommen und in den Wald laufen. Das machte Frau Beritola neugierig; sie stand auf und ging dort hinein, wo das Reh herausgekommen war, und fand zwei kleine Rehzicklein, die vielleicht erst an demselben Tage geworfen sein mochten. Die kleinen Thiere däuchten ihr so überaus niedlich und allerliebst, daß sie, weil ihr von der neulichen Niederkunft die Milch noch nicht ausgegangen war, diese zärtlich emporhob und an ihre Brust legte. Die Thierchen verschmähten diese Wohlthat nicht, sondern sogen, wie sie es an ihrer Mutter gethan haben würden, und machten auch in Zukunft zwischen dieser und der Dame keinen Unterschied. Der Edeldame dagegen war es nun zu Sinne, als habe sie an diesem wüsten Orte einige Gesellschaft gefunden; sie aß Kräuter und trank Wasser, weinte, so oft sie sich an Mann und Kinder und an ihr früheres Leben erinnerte, wurde allmählich mit dem Mutterthiere so vertraut wie mit den kleinen und beschloß, auf jener Insel zu leben und zu sterben.

So lebte die edle Frau, einem wilden Thiere gleich, mehrere Monate lang, bis es endlich geschah, daß ein pisanisches Schifflein ebenfalls wegen Unwetters an derselben Stelle landete, wo einst die Dame gelandet war, und mehrere Tage lang dort verweilte. Auf diesem Fahrzeuge befand sich ein adelicher Herr, Namens Markgraf Currado Malespini, mit seiner tugendhaften und frommen Gemahlin. Sie kamen von einer Wallfahrt, auf der sie alle heiligen Oerter des Landes Puglien besucht hatten, und kehrten nun in ihre Heimat zurück. Eines Tages machte sich der Markgraf, um die üble Laune zu vertreiben, mit seiner Gemahlin und einigen Dienern und Hun-

den nach dem Innern der Insel auf den Weg, wobei denn die Hunde Currado's nicht gar weit von dem Orte, wo Frau Beritola weilte, die zwei kleinen Rehe verfolgten, die inzwischen herangewachsen waren und grasend umherliefen; die Thiere flohen, von den Hunden gejagt, nirgend anders hin als in die Höhle, in der Frau Beritola sich befand. Diese aber erhob sich, als sie die Kleinen verfolgt sah, nahm einen Stock und verjagte die Hunde. Darüber kamen Currado und seine Gemahlin, die ihren Hunden nachgingen, hinzu und wunderten sich sehr, als sie Frau Beritola erblickten, die braun und hager und struppigen Haares geworden war; diese aber erstaunte noch mehr über jene. Currado mußte auf ihr Begehren die Hunde zurückrufen; aber erst nach vielen Bitten konnte sie bewogen werden, zu sagen, wer sie sei und was sie dort für ein Leben führe. Als sie nun ihre ganze Lage und die Schicksale, die sie betroffen, ihnen vollständig erzählt und auch ihren harten Vorsatz kund gethan hatte, weinte Currado vor Mitleid; denn er hatte Arrighetto Capece sehr gut gekannt. Dann suchte er sie mit vielen Worten von einem so grausamen Entschlusse zurückzubringen. Er bot ihr an, sie in ihre Heimat zurückzuführen, oder bei sich aufzunehmen, wo sie wie eine Schwester geehrt werden und so lange verweilen solle, bis Gott ihr ein günstigeres Schicksal bereiten werde. Da die Dame diesen Anerbietungen nicht nachgab, ließ Currado sie mit seiner Frau allein und trug dieser auf, daß sie etwas Speise bringen lassen und die Fremde, die ganz zerlumpt war, mit ihren Sachen bekleiden und auf alle Weise dahin wirken möge, daß sie mit ihnen komme.

Die Edelfrau weinte, als sie sich mit Frau Beritola allein sah, anfangs noch lange mit dieser über deren Misgeschick; dann ließ sie Kleider und Speisen herbeiholen und brachte jene nur mit der größten Mühe dahin, die einen anzunehmen und von den andern zu genießen. Endlich bewog sie Frau Beritola, da diese sich

weigerte, irgendwohin zu gehen, wo sie gekannt sei, mit ihnen nach Lunigiana zu reisen. Doch bedang sich Frau Beritola aus, daß die beiden Rehlein und deren Mutter, die inzwischen zurückgekommen war und zu nicht geringer Verwunderung der Edelfrau jene geliebkost hatte, sie begleiten dürften. Sobald nun wieder gutes Wetter ward, ging Frau Beritola mit Currado und seiner Gemahlin zu Schiffe, und mit ihnen wurden auch das Reh und die Kleinen eingeschifft, von denen der Name Cavriuola auf Frau Beritola, deren wahren Namen die übrigen nicht wußten, überging. Ein günstiger Wind brachte sie schnell zur Mündung der Magra, wo sie ausstiegen und sich nach den Schlössern des Currado begaben. Hier lebte dann Frau Beritola in Witwentracht, wie eine Untergebene der Gemahlin des Currado, ehrbar, bescheiden und gehorsam, und liebte ihre Rehe und sorgte für deren Futter.

Inzwischen waren die Korsaren, die in Ponza das Schiff geraubt hatten, auf welchem Frau Beritola gekommen, mit allen übrigen, bis auf sie, welche unbemerkt beblieben war, nach Genua gekommen. Hier war die Beute unter den Eigenthümern getheilt worden, und es hatte sich getroffen, daß unter mehreren andern Stücken die Amme der Frau Beritola mit den beiden Kindern einem Herrn Gasparrin D'Oria zugefallen war. Dieser schickte Amme und Kinder in sein Haus, um sie als geringe Diener zu den täglichen Geschäften zu gebrauchen. Lange weinte die Amme, ebenso sehr über den Verlust ihrer Gebieterin als über das traurige Los betrübt, zu dem sie mit den beiden Kindern herabgesunken war. Wie sie aber endlich einsah, daß ihre Thränen zu nichts führten, und sie Magd und jene Knechte wären und blieben, beruhigte sie sich, besonnen und verständig, wie sie ihrer Armuth ungeachtet war, zuerst soviel sie vermochte, und überlegte dann, daß den beiden Kindern, in dem Zustande, in welchen sie gerathen waren, ihr wahrer Name, wenn er bekannt würde, leicht einmal nachtheilig werden könnte.

Außerdem gab sie die Hoffnung nicht auf, ihr Schicksal werde sich, wann es auch sei, noch einmal ändern, und sie würden, wenn sie nur am Leben blieben, ihre alte Stellung wieder gewinnen können, und beschloß aus diesen Gründen, bis die gelegene Zeit kommen würde, niemand zu offenbaren, wer sie seien. Demzufolge sagte sie allen, von denen sie darum befragt ward, es seien ihre Kinder, und nannte den ältern nicht Giuffredi, sondern Giannotto von Procida, dem jüngern dagegen glaubte sie seinen Taufnamen lassen zu dürfen. Ferner machte sie dem Giuffredi mit großer Sorgfalt begreiflich, warum sie ihn anders benannt habe und welchen Gefahren er ausgesetzt sein könne, wenn er erkannt würde, und begnügte sich nicht damit, ihm dies einmal zu sagen, sondern schärfte ihm dieselben Lehren oft und vielmals ein. Auch fehlte es dem Kinde nicht an Fassungskraft, und es befolgte genau die Vorschriften der verständigen Amme. So lebten die beiden Knaben, schlecht bekleidet und noch schlechter beschuht, mit ihrer Amme mehrere Jahre lang geduldig in dem Hause des Herrn Gasparrino, wo sie zu den geringsten Diensten verwandt wurden.

Als indessen Giannotto sechzehn Jahre alt geworden und edlere Gesinnungen, als sie einem Diener geziemen, hegte, verließ er den Dienst des Herrn Gasparrino und schiffte sich, seiner niedrigen und knechtischen Lage überdrüssig, auf einer Galeere, die nach Alexandrien bestimmt war, ein. So besuchte er verschiedene Länder und konnte es darum doch nicht weiter bringen. Drei oder vier Jahre verstrichen, seit er Herrn Gasperrino verlassen hatte, und er wuchs inzwischen zu einem stattlichen und wohlgebildeten Manne heran; auch erfuhr er, sein Vater, den er todt geglaubt hatte, lebe noch im Kerker vom König Karl gefesselt und bewacht. Da gelangte er endlich auf seinen unsteten Irrfahrten, an seinem Glücke fast verzweifelnd, nach Lunigiana, und es mußte sich treffen, daß er sich eben bei Currado Malespina in Dienst that und durch

sein Geschick und gutes Benehmen sich dessen Zufriedenheit erwarb. Ob er nun gleich seine Mutter, die mit der Gemahlin des Currado zusammenwohnte, einige wenige male zu sehen bekam, so erkannte sie doch weder ihn, noch er jemals sie, so sehr hatte den einen und die andere das Alter, im Vergleich mit ihrem Aussehen zu der Zeit, wo sie sich zuletzt gesehen, verändert.

Während Giannotto in Currado's Diensten stand, kehrte eine Tochter des letztern, mit Namen Spina, die durch den Tod ihres Mannes, eines Niccolò von Grignano, zur Witwe geworden war, in das Haus ihres Vaters zurück. Sie war schön und liebenswürdig und so jung, daß sie wenig über sechszehn Jahre zählte, und da geschah es, daß sowol sie auf den Giannotto, als er auf sie ein Auge warf und beide sich auf das glühendste ineinander verliebten. Es blieb diese Liebe nicht lange unbefriedigt, und der vertraute Umgang beider hatte bereits mehrere Monate gedauert, ehe jemand etwas davon geahnet hatte. Doch wurden die Liebenden dadurch allzu sicher und benahmen sich unvorsichtiger, als es sich für solche Angelegenheiten ziemt. So entfernte sich denn eines Tages die junge Witwe mit Giannotto, während man in einem schönen und dicht verwachsenen Gebüsche lustwandeln ging, weit von der übrigen Gesellschaft, und wie beide den übrigen zur Genüge vorangeeilt zu sein glaubten, setzten sie sich an einer rings von Bäumen umschlossenen Stelle auf Kräuter und Blumen und gewährten einander die höchsten Freuden der Liebe. Ob sie nun gleich bereits eine lange Weile also geruht hatten, so ließ die Lust, die sie empfanden, sie dennoch diese Zeit für äußerst kurz halten, und so begab es sich, daß sie zuerst von Spina's Mutter und dann von Currado überrascht wurden.

Tiefgekränkt durch das, was er gesehen, ließ Currado, ohne ein Wort zu sagen, die beiden Schuldigen von dreien seiner Diener ergreifen und gebunden auf eine seiner Burgen führen, und hatte, von Zorn und Unmuth ganz über-

mannt, im Sinne, sie eines schmählichen Todes sterben zu lassen. Obgleich auch Spina's Mutter über den Fehltritt ihrer Tochter äußerst aufgebracht war und die grausamste Züchtigung derselben nicht für zu hart hielt, konnte sie dennoch das nicht ertragen, was, wie sie aus einigen Worten Currado's errieth, dieser mit den beiden zu thun gesonnen war. So folgte sie denn eilig dem erzürnten Gemahle nach und bat ihn, sich in seinem Alter nicht in der Uebereilung des Zornes zum Mörder seiner Tochter zu machen und seine Hände nicht mit dem Blute eines seiner Diener zu besudeln, sondern eine andere Art zu erdenken, wie er seinem Unmuthe genüge, wie z. B. wenn er beide gefangen setzen ließe, daß sie im Kerker und im Elend ihren begangenen Fehltritt beweinen könnten. Mit diesen und mit vielen andern Worten redete die fromme Dame ihm so lange zu, daß er den Vorsatz, sie zu tödten, fallen ließ und statt dessen befahl, ein jedes von ihnen solle an einem andern Orte eingekerkert, sorgsam bewacht und so lange bei wenig Speise und vielem Ungemach gehalten werden, bis er anders über sie verfügen würde. Was für ein Leben die beiden jungen Leute in der Gefangenschaft unter fortwährenden Thränen und bei längerm Fasten, als ihnen lieb war, führten, kann sich ein jeder denken.

Während nun Giannotto und Spina so traurige Tage verlebten, und schon ein Jahr verstrichen war, ohne daß Currado sich ihrer erbarmt hätte, geschah es, daß König Peter von Aragonien durch die Einverständnisse des Herrn Johann von Procida die Insel Sicilien aufwiegelte und dem König Karl entriß, worüber Currado, als eifriger Ghibelline, seine Freude durch Festlichkeiten bezeigte. Dadurch erfuhr auch Giannotto von einem der Leute, die ihn zu bewachen hatten, etwas von dem Ereigniß, und wie er es hörte, seufzte er laut auf und sagte: „Gerechter Gott, nun sind es vierzehn Jahre, daß ich in der Welt umherirre und auf nichts anderes warte, als eben darauf, und jetzt, wo es geschehen ist, muß ich im Gefängniß sitzen

und darf nicht hoffen, vor meinem Tode wieder herauszukommen.“ „Nun“, sagte der Gefangenwärter, „was geht denn dich an, was so große Könige thun? Was hattest du denn in Sicilien zu schaffen?“ Giannotto erwiderte ihm: „Mir ist, als wollte mein Herz zerspringen, wenn ich daran denke, was mein Vater dort zu sagen hatte; denn, so klein ich auch war, als ich von dort entfliehen mußte, so erinnere ich mich doch noch, gesehen zu haben, wie er zur Zeit des Königs Manfred über die ganze Insel zu befehlen hatte.“ „Und wer war denn dein Vater?“ entgegnete der Schließer. „Meinen Vater“, sagte jener, „brauche ich jetzt nicht mehr zu verhehlen, da die Gefahr, in die ich zu kommen fürchtete, wenn ich ihn entdeckte, mich nun ohne das betroffen hat. Er hieß und heißt, wenn er anders noch am Leben ist, Arrighetto Capece, und ich nenne mich nicht Giannotto, sondern Giuffredi und zweifle nicht, daß, wenn ich hier heraus und nach Sicilien kommen könnte, ich dort eine der höchsten Stellen einnehmen würde.“ Der Schließer ließ sich weiter auf nichts ein, sondern berichtete, sobald er Zeit dazu fand, das ganze Gespräch dem Currado. Zwar stellte sich dieser gegen den Gefangenwärter, als ob der Bericht ihm gleichgültig wäre, doch ging er sogleich zu Frau Beritola und frug sie freundlich, ob sie von Arrighetto einen Sohn, Namens Giuffredi, gehabt habe. Weinend antwortete die Dame, daß, wenn der älteste ihrer beiden Söhne noch am Leben wäre, er so heißen und etwa zweiundzwanzig Jahre alt sein würde.

Als Currado dies vernahm, überzeugte er sich, der Gefangene sei es wirklich, und es kam ihm der Gedanke ein, daß er, wenn es sich so verhalte, zu gleicher Zeit ein großes Werk der Barmherzigkeit thun und seine und seiner Tochter Schande tilgen könne, wenn er diese jenem zur Frau gäbe. Aus diesem Grunde ließ er den Giannotto heimlich zu sich rufen und befragte ihn genau über sein vergangenes Leben, und da er auch hierbei manche deut-

liche Beweise fand, daß jener wirklich Giuffredi, der Sohn des Arrighetto Capece sei, sagte er zu ihm: „Giannotto, du weißt selbst, welche und eine wie schwere Beleidigung du mir in meiner eigenen Tochter angethan hast, während es dir, den ich freundlich und gut behandelte, als einem Diener geziemte, meine Ehre und die Ehre alles dessen, was mir gehört, immer aufrecht zu halten und zu befördern. Wahrlich, viele würden, wenn du ihnen gethan hättest, was du mir thatest, dich eines schmählichen Todes haben sterben lassen; doch gab mein Mitleiden das nicht zu. Weil du nun aber wirklich, sowie du mir sagst, eines edeln Vaters und einer edeln Mutter Sohn bist, so bin ich, wenn du anders willst, geneigt, deinen Leiden ein Ende zu machen, dich aus dem Elende der Gefangenschaft, in der du dich befindest, zu befreien, und deine und meine Ehre auf genügende Weise wieder herzustellen. Spina, zu der du eine liebevolle, obwol für dich und sie ungeziemende Neigung hegtest, ist, wie du weißt, Witwe, ihre Mitgift ist bedeutend und sicher; wie ihre Sitten, wer Vater und Mutter sind, ist dir bekannt, und in welcher Lage du selbst dich jetzt befindest, darüber schweige ich gänzlich. Dem allen zufolge bin ich nun, wenn es dir recht ist, bereit, Spina, welche unehrbarerweise dir Freundin war, zu deiner ehrbaren Frau zu machen, und dann magst du, wie mein eigener Sohn, hier am Orte mit mir und mit ihr so lange weilen, als es dir gefallen wird.“

Allerdings hatte die Gefangenschaft Giannotto's Leib abgemagert, seine adelichen und mit der Geburt ihm vererbten Gesinnungen aber waren um nichts geschwächt worden, und ebenso unversehrt hatte sich in ihm auch die Liebe zu seiner Dame erhalten. Obgleich er also auf das lebhafteste das begehrte, was Currado ihm anbot, und obgleich er sich in dessen Gewalt befand, so milderte er um deshalb nichts von dem, was er nach seinem edeln Stolze sagen zu müssen glaubte. „Currado“, erwiderte

er, „ich habe weder deinem Leben, noch dem, was dir zugehört, aus Ehrgeiz, Geldgier oder aus irgendeinem andern Grunde verrätherischerweise nachgestellt. Deine Tochter liebte ich, liebe sie und werde sie immerdar lieben, weil ich sie meiner Liebe werth halte. Und wenn ich nach der Meinung des großen Haufens die Ehrbarkeit gegen sie verletzt habe, so habe ich die Sünde begangen, die mit der Jugend untrennbar verbunden ist, und die nur dann getilgt werden könnte, wenn man zugleich die Jugend vertilgte. Wollten aber die Alten sich daran erinnern, daß auch sie einmal jung waren, und wollten sie an die fremden Fehler den Maßstab der eigenen legen, und umgekehrt, so würde diese Sünde nicht für eine so schwere gelten, als du und manche andere daraus machen. Was ich übrigens gethan habe, das habe ich als Freund und nicht als Feind gethan. Was du dich jetzt zu thun erbietest, das habe ich immer gewünscht, und hätte ich glauben können, daß es mir gewährt werden würde, so hätte ich schon vor langer Zeit darum angehalten; nun aber soll es mir um so werther sein, je weniger Hoffnung dazu vorhanden war. Solltest du aber nicht so gesinnt sein, wie deine Worte mich glauben machen, so nähre mich nicht mit eitler Hoffnung, sondern laß mich in das Gefängniß zurückführen und dort so vieles Ungemach erleiden, als dir gefällig sein wird; denn so lange ich Spina lieben werde, ebenso lange werde ich um ihrentwillen auch dich lieben, und was du mir auch immer anthun magst, dich in Ehren halten."

Currado verwunderte sich, als er diese Worte vernahm, und meinte, sie bekundeten eine große Seele und eine glühende Liebe, um derenwillen er ihn nur um so lieber gewann und ihn umarmte und küßte. Darauf ließ er, um weitern Aufschub zu vermeiden, Spina in der Stille herbeiführen, die im Gefängnisse inzwischen mager, bleich und schwach geworden war, und ebenso, wie auch Giannotto, sich völlig verändert hatte und nicht mehr dieselbe zu sein schien.

Beide vollzogen alsdann mit herzlicher Uebereinstimmung in Currado's Gegenwart ihre Verlobung nach der bei uns üblichen Form. Einige Tage lang verschwieg Currado das Geschehene vor jedermann und versorgte indessen die Verlobten mit allem, was sie bedurften, oder sich wünschten. Als es ihm endlich Zeit zu sein schien, die Mutter des jungen Paares an dieser Freude theilnehmen zu lassen, rief er seine Gemahlin und die Cavriuola zu sich und sprach also zu der letzten: „Was würdet Ihr wol dazu sagen, Madonna, wenn ich Euch Euern ältesten Sohn als den Mann einer meiner Töchter wiederbrächte?“ Darauf erwiderte Cavriuola: „Nur das *eine* vermöchte ich darauf zu sagen, daß ich, wenn es anders möglich wäre, Euch größern Dank schuldig zu sein, als dies bereits der Fall ist, Euch noch viel dankbarer sein müßte, weil ich von Euch empfangen würde, was ich lieber als mich selbst habe? Und wenn Ihr ihn mir so wiedergäbet, wie Ihr sagtet, so würdet Ihr die längst erloschene Hoffnung in mir einigermaßen wieder beleben.“ Und als sie das gesagt hatte, weinte sie und schwieg. Da frug Currado seine Gemahlin: „Was würdest du denn davon halten, Frau, wenn ich dir solch einen Schwiegersohn schenkte?“ „Mir“, entgegnete die Frau, „würde nicht nur einer von ihrem Hause, das ein adeliches ist, sondern der Geringste recht sein, sobald es Euer Wille wäre.“ „Nun denn“, sagte Currado, „so denke ich wol, daß ich Euch in ein paar Tagen solch eine Freude machen will.“

Als die jungen Leute nach einiger Zeit ihr früheres Aussehen wiedergewonnen hatten, hieß Currado sie kostbare Kleider anlegen und frug den Giuffredi: „Würde es wol deine Freude noch erhöhen können, wenn du deine Mutter hier sähest?“ „Es scheint mir unglaublich“, entgegnete Giuffredi, „daß der Schmerz über ihre Unfälle sie am Leben gelassen haben sollte; wäre es aber dennoch der Fall, so würde meine Freude groß sein, weil ich hauptsächlich durch ihren Rath hoffen würde, mein Ansehen in

Sicilien wieder zu gewinnen." Darauf ließ Currado die beiden Frauen hereinrufen und diese bezeugten den Neuverlobten ihre herzlichste Freude, ohne sich jedoch erklären zu können, wodurch jener plötzlich so milde gestimmt worden sei, daß er der Spina den Giannotto zum Manne gegeben. Frau Beritola faßte indeß, infolge der frühern Reden Currado's, schnell den Jüngling ins Auge, und eine geheime Kraft weckte in ihr die Erinnerungen der kindlichen Züge ihres Sohnes, daß sie ihn wiedererkannte und, ohne weitern Aufschluß zu erwarten, ihm mit offenen Armen um den Hals fiel und vor dem Uebermaße mütterlicher Liebe und Freude kein Wort zu sprechen vermochte, sondern aller Lebenskraft beraubt, gleich einer Todten an die Brust ihres Sohnes sank. Wohl wunderte sich dieser, daß er sie früher in demselben Schlosse oftmals gesehen und nie gekannt haben sollte, doch regte sich schnell in ihm das Blut, das er von ihr empfangen, und er schalt sich selbst wegen seiner frühern Sorglosigkeit, faßte sie weinend in seine Arme auf und küßte sie auf das zärtlichste. Als Frau Beritola unter dem liebevollen Beistand der Gemahlin Currado's und der Spina durch kaltes Wasser und andere Mittel ihre verlorenen Kräfte wieder gefunden hatte, umfaßte sie ihren Sohn unter vielen Thränen und zärtlichen Worten voller mütterlicher Liebe aufs neue und küßte ihn wol tausendmal; er aber zeigte ihr in allem die kindlichste Ehrerbietung.

Nachdem sie drei mal oder vier mal schon voll Zärtlichkeit und Anstand sich umfangen und die Umstehenden sich des rührenden Schauspiels erfreut hatten, erzählten sie einander alles, was sich mit ihnen zugetragen. Dann aber sagte Giuffredi zu Currado, der einige seiner Freunde, zu deren großer Zufriedenheit, schon von dem neugeschlossenen Bunde benachrichtigt hatte und eben ein großes und glänzendes Fest veranstaltete: „Currado, Ihr habt mir schon manche Freude gewährt und lange Zeit meine Mutter ehrenvoll beherbergt. Ich bitte Euch nun, daß Ihr,

um nichts ungeschehen zu lassen, was Ihr für uns thun könnt, durch die Gegenwart meines Bruders (den Herr Gasparrino D'Oria, welcher, wie ich Euch bereits sagte, ihn und mich zur See geraubt hat, als seinen Diener im Hause hält) meine Mutter und mich erfreun und mein Hochzeitfest verherrlichen wollt. Dann aber bitte ich Euch noch, jemand nach Sicilien zu schicken, damit er sich dort vollständig nach den Verhältnissen und dem Zustande des Landes erkundige und nachforsche, ob mein Vater Arrighetto todt, oder noch am Leben ist und in was für einer Lage er sich im letztern Falle befinde, und uns dann über dies alles vollständigen Bescheid bringe." Dem Currado gefiel das Begehren des Giuffredi und er schickte auf der Stelle zuverlässige Leute nach Genua und nach Sicilien.

Der erste von ihnen, der nach Genua gesandt war, suchte Herrn Gasparrino auf und bat ihn im Namen Currado's inständig, diesem den Scacciato und dessen Amme zuzuschicken, und erzählte dabei der Reihe nach, was Currado für Giuffredi und dessen Mutter bereits gethan. Herr Gasparrino war über diese Botschaften sehr verwundert und erwiderte darauf: „Gewiß will ich für Currado alles thun, was ihm angenehm sein kann, auch habe ich allerdings vor vierzehn Jahren den Knaben, nach dem du fragst, mit seiner Mutter ins Haus bekommen, und bin gern bereit, jenem beide zu schicken; doch sage ihm in meinem Namen, er möge sich in Acht nehmen, daß er den Erzählungen des Giannotto, der, wie du mir sagst, sich jetzt Giuffredi nennen läßt, nicht zu viel Glauben beigemessen habe oder noch beimesse, denn der ist viel durchtriebener, als Currado sich einbilden mag." Nach diesen Worten ließ er den Abgesandten ehrenvoll bewirthen, zugleich aber berief er heimlich die Amme zu sich und befrug sie sorgsam über die ganze Angelegenheit. Als diese von dem Aufstande in Sicilien hörte, und daß Arrighetto noch am Leben sei, entsagte sie der Furcht, die sie bisher gehegt hatte, und erzählte ihm, wie alles zu-

gegangen sei und was für Gründe sie, also zu handeln, bewogen hätten.

Die genaue Uebereinstimmung der Reden der Amme mit dem, was der Abgesandte Currado's berichtet, machte, daß Herr Gasparrino anfing, der Sache einigen Glauben beizumessen. So prüfte er denn, seiner großen Schlauheit zufolge, die Angelegenheit von allen Seiten, und als er immer neue Beweise für die Wahrheit jener Erzählung fand, schämte er sich wegen der Art, wie er den Knaben behandelt hatte, so sehr, daß er, um es wieder gut zu machen, und in Betracht der hohen Stellung, die Arrighetto eingenommen hatte und noch einnahm, sein elfjähriges schönes Töchterchen mit einer großen Aussteuer dem Scacciato zur Frau gab. Dann fuhr er, nachdem zuvor zu Ehren jener Verbindung ein glänzendes Fest gefeiert worden war, mit dem jungen Manne, mit seiner Tochter, mit dem Abgesandten Currado's und mit der Amme auf einer wohlbewaffneten Galeere nach Lerici, wo er von Currado ehrenvoll empfangen und mit seiner ganzen Gesellschaft auf ein nahgelegenes und zu den bevorstehenden Festlichkeiten bereits eingerichtetes Schloß des letztern geführt ward. Wie groß die Freude der Mutter war, als sie ihren Sohn wieder sah, wie groß die der beiden Brüder, wie herzlich die beiden Brüder die treue Amme bewillkommneten, wie freudig alle Herrn Gasparrino und seine Tochter begrüßten, wie dieser jene, wie endlich alle sich mit Currado, seiner Gemahlin, seinen Kindern und Freunden zusammen erfreuten, würde sich mit Worten nicht ausdrücken lassen, und darum überlasse ich euch, ihr Mädchen, durch eure Einbildungskraft meine Erzählung zu ergänzen.

Damit jedoch die Freude ganz vollständig würde, wollte Gott, der freigebige Spender des Guten, es so anordnen, daß um dieselbe Zeit gute Nachrichten von dem Leben und der glücklichen Lage des Arrighetto Capece anlangten. Denn als bei dem großen Feste die zur Tafel Geladenen, Män-

ner und Frauen, noch bei der ersten Schüssel saßen, kehrte derjenige zurück, der nach Sicilien gereist war, und erzählte unter anderm, daß, während Arrighetto vom König Karl gefangen gehalten worden, das Volk, als der Aufstand gegen die Franzosen an jenem Orte ausgebrochen, voller Wuth nach seinem Gefängniß gelaufen sei, die Wachen getödtet, ihn herausgeholt und als geschworenen Feind des Königs Karl zu ihrem Anführer gemacht und dann unter seinem Befehle die Franzosen verjagt und getödtet habe. Durch dieses Ereigniß sei ihm die Gunst des Königs Peter in hohem Grade zu Theil geworden, und dieser habe ihn in alle seine Besitzthümer und Ehrenstellen wieder eingesetzt, sodaß er jetzt ein Mann von der größten Bedeutung sei. Ihn selbst, fügte der Gesandte hinzu, habe Arrighetto auf das ehrenvollste empfangen und die größte Freude über seine Frau und seinen Sohn bezeigt, von denen er seit seiner Gefangennehmung nie das mindeste gehört, auch habe er ein Schiff und einige Edelleute, die dem Sprechenden auf dem Fuße folgten, mitgesandt, um die Seinigen abzuholen.

Der Gesandte war mit allgemeiner Freude und Jubel empfangen und angehört worden; nun aber ging Currado nebst einigen seiner Freunde eilig den Edelleuten entgegen, die um Frau Beritola's und Giuffredi's willen gesandt worden waren, begrüßte sie herzlich und führte sie zu seinem Gastmahle, das noch nicht bis zur Hälfte gediehen war. Das Vergnügen, das die Dame und Giuffredi, wie auch die übrigen alle empfanden, sie zu sehen, hatte nicht seinesgleichen, sie aber dankten, noch bevor sie sich zu Tische setzten, in Arrighetto's Namen so verbindlich, als sie nur wußten und konnten, Currado und seiner Gemahlin für die Ehre, welche sie der Frau Beritola und seinem Sohne erwiesen, und forderten sie auf, über Arrighetto und was immer in dessen Vermögen stände, nach Willkür zu verfügen. Dann wendeten sie sich auch zu Herrn Gasparrino, dessen Verdienste um Scacciato ihnen

vorher nicht bekannt gewesen waren, und sagten ihm, sie seien versichert, daß, sobald Arrighetto erfahren werde, was er für jenen gethan, er ihm ebenso herzlich, wenn nicht noch herzlicher danken werde. Nun erst nahmen sie an der Festmahlzeit der jungen Bräute und ihrer Verlobten den freudigsten Antheil. Doch dauerten die Festlichkeiten, die Currado zu Ehren seines Schwiegersohns und seiner übrigen Angehörigen und Freunde anstellte, nicht nur diesen, sondern noch viele darauf folgende Tage. Als sie endlich aufhörten, meinten Frau Beritola und Giuffredi, gleich den übrigen, es sei Zeit aufzubrechen, und so bestiegen sie unter vielen Thränen des Currado, seiner Gemahlin und des Herrn Gasparrino in Gesellschaft der Spina das Schiff, das ihnen Arrighetto geschickt, und sagten jenen Lebewohl. Ein günstiger Wind brachte sie binnen kurzem nach Sicilien, wo von Arrighetto Söhne und Frauen alle gleichmäßig in Palermo mit solcher Freude empfangen wurden, daß sie unmöglich geschildert werden kann. Dort sollen sie dann noch lange Zeit glücklich und der empfangenen Wohlthaten eingedenk in Gottes Gnaden gelebt haben.

Siebente Geschichte.

Der Sultan von Babylon schickt seine Tochter dem König von Algarbien zur Frau, sie aber geräth durch eine Reihe von Ereignissen in Zeit von vier Jahren und an verschiedenen Orten neun Männern in die Hände. Endlich wird sie ihrem Vater zurückgebracht und reist als vorgebliche Jungfrau zum König von Algarbien, um diesen, der ersten Absicht nach, zu heirathen.

Die Geschichte der Emilie hätte vielleicht nicht mehr lange dauern dürfen, ohne daß das Mitleiden über die Unfälle

der Frau Beritola die jungen Damen zu Thränen gerührt hätte. Als jene aber beendigt war, gefiel es der Königin, daß Pamphilus im Erzählen fortführe, weshalb er gehorsam und willig also begann:

Schwierig ist es für uns, ihr anmuthigen Damen, zu erkennen, was uns gut thut. Denn während viele, wie man oftmals zu sehen Gelegenheit gehabt, dafür hielten, wenn sie reich wären, würden sie sorgenlos und ruhig leben, und nicht allein Gott inbrünstig um Erreichung dieses Zieles baten, sondern auch keine Mühe und Gefahr fürchteten, um zu ihm zu gelangen, fanden sie, wenn ihre Wünsche gewährt wurden, wegen ihrer Erbschaft in denen Mörder, die, bevor sie reich wurden, ihr Leben beschützten und liebten. Andere bahnten sich aus dem niedrigen Stande, in dem sie geboren wurden, mitten durch tausend gefährliche Schlachten und durch das Blut ihrer Brüder und Freunde den Weg zu der Höhe des Thrones, in der sie das höchste Glück zu finden wähnten, und mußten, unendliche Furcht und Sorgen, von denen sie sich umgeben sahen, ungerechnet, in ihrem eigenen Tode erkennen, daß man an königlichen Tafeln aus goldenen Bechern Gift trinkt. Nicht gering ist ferner die Zahl derjenigen, die körperliche Kraft und Schönheit, wie andere den Schmuck, mit dem heftigsten Verlangen für sich begehrten und die Verkehrtheit ihres Wunsches nicht eher erkannten, als bis sie gewahr wurden, jene Dinge seien es, welche ihnen den Tod oder schwere Betrübniß brächten. Um aber nicht im einzelnen die menschlichen Wünsche durchzugehen, versichere ich im allgemeinen, daß die Sterblichen keinen unter allen mit vollkommener Umsicht als unabhängig von den Schlägen des Schicksals zu wählen im Stande sind. Deshalb sollten wir also, wenn wir anders richtig verfahren wollten, immer das hinzunehmen und festzuhalten geneigt sein, was derjenige uns gibt, der allein durchschaut, was uns noth thut, und es uns zu verleihen im Stande ist. Wenn nun gleich die Männer

in dieser Hinsicht vielfach durch ihre Wünsche fehlen, so sündigt ihr, schöne Damen, doch ganz vorzüglich in dem einen Punkte, daß ihr schön zu sein wünscht und euch deshalb nicht einmal mit den Reizen begnügt, welche die Natur euch gewährt hat, sondern diese durch wunderbare Künste noch zu vermehren bestrebt seid. Um diesem Wunsche zu begegnen, will ich euch erzählen, wie die Schönheit so sehr das Unglück einer Sarazenin machte, daß sie um ihretwillen in Zeit von etwa vier Jahren neunmal neue Hochzeiten feiern mußte.

Schon vor geraumer Zeit war ein Sultan von Babylon, Namens Bonminedab, dem in seinen Tagen gar mancherlei nach Wunsche ging. Unter mehreren andern Kindern beiderlei Geschlechts hatte er auch eine Tochter, mit Namen Alatiel, die nach der Aussage aller, die sie zu sehen bekamen, das schönste Mädchen war, das damals auf der Welt gefunden werden konnte. Diese hatte er wegen eines glänzenden Sieges über eine große Anzahl Araber, die ihn überfallen, zu welchem der König von Algarbien besonders viel beigetragen, dem letztern, auf dessen besonderes Begehren, zur Frau versprochen, und schiffte sie nun unter ehrenvoller Begleitung von Männern und Frauen mit vielen kostbaren und schönen Geräthen auf einem wohlbewaffneten und ausgerüsteten Fahrzeuge ein, damit sie unter Gottes Schutze zu ihrem Bräutigam reise. Die Matrosen spannten dem Winde die Segel auf, sobald ihnen das Wetter günstig aussah, verließen den Hafen von Alexandrien und hatten mehrere Tage lang eine glückliche Fahrt. Als indeß Sardinien schon hinter ihnen lag, und sie dem Ziele ihrer Reise nahe zu sein glaubten, erhoben sich eines Tages streitende Winde, von denen ein jeder so übermäßig ungestüm war, daß das Schiff, auf dem die junge Fürstin mit den Matrosen sich befand, wild umhergeworfen und von den letztern mehrmals aufgegeben ward. Da diese jedoch in der Schiffahrt große Geschicklichkeit besaßen und alle Kraft und Kunst aufboten, gelang es

ihnen, im Kampfe mit dem tobenden Meere, das Schiff zwei Tage lang zu erhalten. Als indeß bei Anbruch der dritten Nacht, seitdem der Sturm begonnen, dieser nicht allein nicht nachließ, sondern noch immer im Zunehmen begriffen war, und die Schiffer nicht mehr wußten, wo sie seien, und (weil der Himmel von dichten Wolken umzogen und wie von dunkler Nacht verfinstert war) weder durch ihre Schiffahrtskunde, noch durch Beobachtungen Auskunft darüber erlangen konnten, wurden sie in der Nähe von Majorca gewahr, daß ihr Schiff auseinanderzugehen anfange. In dieser Lage, die jede Möglichkeit der Rettung vernichtete, dachte ein jeder an sich selbst und nicht an den andern, und so sprangen die Schiffsherren in das Boot, das sie schnell ins Meer geworfen hatten, entschlossen, sich lieber diesem, als dem aufgelösten Schiffe anzuvertrauen. Ungestüm folgten ihnen die übrigen Männer, die im Schiffe waren, nach, obgleich die zuerst Eingestiegenen sie mit den Messern in der Hand daran hindern wollten. Während sie aber wähnten, nur so dem Tode entgehen zu können, wurden sie nur um so schneller seine Beute; denn, weil bei dem widrigen Wetter das Boot nicht so viel Personen ertragen konnte, ging es unter, und alle, die auf ihm waren, mußten umkommen.

Inzwischen wurde das Schiff, auf dem niemand geblieben war, als die junge Dame und ihre Frauen, die von der Wuth des Sturmes und von ihrer Angst betäubt wie Todte auf demselben umherlagen, obgleich schon ganz zerschellt und voller Wasser, von dem ungestümen Winde getrieben und im schnellsten Laufe an die Küste der Insel Majorca verschlagen. Dabei war die Gewalt des Stoßes so groß, daß das Schiff vielleicht einen Steinwurf vom Ufer entfernt ganz im Sande stecken blieb und, wie sehr es auch die Nacht über von den Fluten bekämpft ward, sich dennoch nicht mehr von der Stelle bewegen konnte. Als endlich der helle Tag angebrochen war und der Sturm ein wenig nachgelassen hatte, erhob die junge Dame, die

sich dem Tode nahe fühlte, das Haupt und rief, so schwach sie war, bald nach dem einen und bald nach dem andern von ihrer Dienerschaft. Doch sie rief vergebens, denn die Gerufenen waren allzu fern, um ihre Stimme zu hören. Wie sie auf ihr Rufen keine Antwort erhielt und keinen der ihrigen erblickte, erschrak sie gewaltig und wurde von großer Furcht überfallen; doch richtete sie sich so weit auf, als ihre Kräfte es zuließen, und sah die Frauen von ihrer Begleitung und die übrigen Weiber alle am Boden liegen. Nach langem vergeblichen Ansprechen rüttelte sie die eine nach der andern, fand aber nur wenige unter ihnen noch am Leben, denn die meisten waren vor Magenbeschwerden und vor Angst bereits gestorben. Dieser Anblick erschreckte die Dame nur noch mehr; da sie sich jedoch so ganz allein sah und weder wußte noch errathen konnte, wo sie sei, ermunterte sie, guten Rathes bedürftig, wie sie war, die am Leben Gebliebenen so lange, bis sie sich aufrichteten. Wie aber auch diese ihr nicht zu sagen wußten, wo die Männer hingerathen seien, und sie entdeckte, daß das Schiff auf den Strand gelaufen und voller Wasser sei, fing sie gemeinschaftlich mit ihnen bitterlich zu weinen an. Und schon war Mittag seit drei Stunden vorüber, ohne daß sie am Ufer oder sonst in der Nähe jemand gewahr worden wären, dessen Mitleid und Beistand sie hätten ansprechen können.

Um jene Stunde aber kam ein Edelmann, mit Namen Pericone von Visalgo, auf dem Rückwege von einer seiner Besitzungen mit mehreren seiner Leute zu Pferde von ungefähr dort vorüber. Sobald dieser das Schiff erblickte, errieth er sogleich, was geschehen sei, und befahl einem der Diener, daß er so schnell als möglich suchen möchte, das Wrack zu ersteigen, um ihm dann zu berichten, wie es sich damit verhalte. Es gelang dem Diener, aller Schwierigkeit ungeachtet, dem Befehle seines Herrn nachzukommen, und er fand die junge Dame mit der wenigen Begleitung, die ihr geblieben war, unter dem Schna-

bel des Schiffes ganz furchtsam verborgen. Sobald diese ihn erblickten, flehten sie ihn weinend um Mitleid an und suchten, als sie sahen, sie würden so wenig verstanden, wie sie ihn verstehen konnten, ihm ihr Unglück durch Zeichen begreiflich zu machen. Der Diener merkte alles, so gut er konnte, und erzählte dann dem Pericone, was er auf dem Schiffe gesehen. Dieser ließ sogleich die Frauen und die kostbarsten Sachen, die sich auf dem Wrack befanden und erreicht werden konnten, ans Land bringen und ging mit ihnen auf sein Schloß, wo er sie durch Ruhe und durch Speise erquickte. Dabei errieth er denn aus den kostbaren Geräthen, die Dame, die er gefunden, müsse von gar vornehmer Abkunft sein, und erkannte sie auch bald vor den übrigen an der Ehre, die diese ihr allein erwiesen. Auch schienen ihm, ihrer Blässe und des Uebelbefindens ungeachtet, welche das Ungemach des Meeres in ihr hervorgebracht, die Formen ihres Körpers von großer Schönheit zu sein, weshalb er augenblicklich bei sich den Entschluß faßte, sie zur Frau zu nehmen, wenn sie noch keinen Mann haben sollte, oder, wenn sie nicht seine Frau werden könnte, ihre Freundschaft zu gewinnen.

Pericone war ein Mann von kräftigem Aussehen und gewaltigem Gliederbau. Als er die Dame einige Tage lang auf das beste hatte bewirthen lassen und sie sich bereits vollkommen wieder erholt hatte, fand er sie noch um vieles schöner als er vermuthet, und gab sich deshalb, von ihrer Schönheit auf das leidenschaftlichste entflammt, obgleich sie, zu seinem großen Bedauern, weder ihn, noch er sie verstehen konnte, alle Mühe, sie durch Liebkosungen und zuthuliches Benehmen dahin zu bewegen, daß sie ohne Widerstreben ihm zu Willen wäre; doch blieben alle seine Versuche ganz vergeblich. Je mehr sie indeß seine Vertraulichkeiten von sich wies, desto mehr entflammte sich Pericone's Glut. Als die junge Dame dies gewahr wurde und im Verlaufe ihres mehrtägigen Aufenthalts an den Gebräuchen der Leute auch schon bemerkt hatte, daß sie

Christen seien, leuchtete ihr wol ein, daß sie mit der Zeit durch Güte oder durch Gewalt den verliebten Anforderungen des Pericone werde nachgeben müssen und daß ihr unter diesen Umständen, selbst wenn sie sich hätte verständlich machen können, nichts daran liegen konnte, gekannt zu werden. Demzufolge beschloß sie, mit festem Muthe ihrem widerwärtigen Schicksale entgegenzutreten, und befahl ihren Begleiterinnen, deren ihr nur drei geblieben waren, niemand jemals zu offenbaren, wer sie seien; es wäre denn, daß sich ihnen dadurch sichere Rettung darböte. Außerdem ermunterte sie dieselben auf das nachdrücklichste, ihre Keuschheit zu bewahren, und versicherte, daß sie selbst fest entschlossen sei, sich niemand als ihrem Gemahle hinzugeben. Die Mädchen priesen ihren Entschluß und versprachen, den Befehlen nach Kräften zu gehorchen.

Pericone aber entbrannte täglich um so mehr, je näher er sich dem geliebten Gegenstande sah und je mehr ihm alle Gunst verweigert ward, sodaß er endlich, als alle seine Aufmerksamkeiten vergeblich blieben, sich entschloß, Schlauheit und Künste anzuwenden, um erst im äußersten Fall zu der Gewalt seine Zuflucht zu nehmen. Nun hatte er ein paar mal bemerkt, daß die junge Dame, die dem Verbote ihrer Religion zufolge des Weines ungewohnt war, an diesem besondern Gefallen fand, und hoffte deshalb sie durch den Wein, als einen Diener der Venus, zu fangen. Zu diesem Ende stellte er sich, als nähme er auf ihre Ungefügigkeit keine Rücksicht, und ordnete eines Tages ein kostbares und festliches Abendessen an, zu dem die Dame auch wirklich erschien. Die Tafel war in aller Weise glänzend bestellt, Pericone aber hatte demjenigen, welcher der Dame aufwartete, den Befehl gegeben, ihr mehrerlei Weine zusammenzumischen, und dieser vollzog den erhaltenen Auftrag auf das beste. Die Dame, die dessen kein Arges hatte und von dem Wohlgeschmacke des Getränkes verleitet ward, genoß davon mehr, als ihrer Ehrbarkeit gut that. Der Wein machte sie mit der Zeit

so lustig, daß sie all ihr vergangenes Ungemach vergaß, und wie sie einige Mädchen nach der Weise von Majorca tanzen sah, selbst nach alexandrinischem Brauche zu tanzen anfing. Als Pericone das bemerkte, glaubte er sich dem Ziele seiner Wünsche nahe und verlängerte unter fortwährendem Ueberflusse von Speisen und Getränken die Tafel bis tief in die Nacht hinein. Endlich entfernten sich die Gäste, und Pericone ging allein mit der Dame in deren Zimmer, wo sie vom Weine mehr aufgeregt, als von der Sittsamkeit im Zaume gehalten, sich in Pericone's Gegenwart, völlig ohne Scham und Scheu, als ob er eine ihrer Frauen wäre, entkleidete und zu Bette legte. Dieser zögerte nicht, ihr zu folgen, sondern löschte alle Lichter aus, legte sich dann eilig auf der andern Seite neben ihr nieder, umfing sie mit seinen Armen und begann, ohne Widerstand von ihrer Seite, die Früchte der Liebe zu pflücken. Als Alatiel, die zuvor nicht gewußt hatte, mit was für Hörnern die Männer stoßen, das einmal empfunden, that es ihr fast leid, sich gegen Pericone's Bitten so lange gesträubt zu haben, und in Zukunft lud sie sich, ohne weitere Aufforderungen abzuwarten, oftmals selbst, zwar nicht mit Worten, denn mit denen konnte sie sich nicht verständigen, wol aber durch die That zu so süßen Nächten ein.

Doch es genügte dem Schicksale noch nicht, sie von der Braut eines Königs zur Bettgenossin eines Burgherrn gemacht zu haben, und ihre und Pericone's Freuden wurden durch eine grausamere Leidenschaft unterbrochen. Pericone hatte nämlich einen Bruder, Namens Marato, der fünfundzwanzig Jahre alt und schmuck und frisch wie eine Rose war. Dieser nun hatte, sobald er Alatiel gesehen, das größte Gefallen an ihr gefunden und an ihren Geberden zu bemerken geglaubt, daß er wohl bei ihr angeschrieben sei. So meinte er denn, daß allein die strenge Aufsicht, unter der Pericone sie hielt, ihn daran hinderte, die Erfüllung seiner Wünsche von ihr zu erlangen, und

verfiel dadurch auf einen ruchlosen Vorsatz, dem die schändliche That auf dem Fuße folgte. Es traf sich, daß eben um jene Zeit im Hafen der Stadt ein Schiff vor Anker lag, das mit Waaren beladen, unter Leitung zweier junger Genuesen, denen es gehörte, nach Clarenza in Romania absegeln sollte. Schon waren die Segel aufgezogen, um, sobald der Wind günstig würde, abreisen zu können. Mit diesen Schiffern kam Marato dahin überein, daß sie in der nächsten Nacht ihn nebst der jungen Dame einnehmen sollten. Nachdem diese Anordnungen getroffen waren, und es Nacht zu werden anfing, machte Marato, der sich bereits ausgesonnen, was er thun wollte, sich mit ein paar zuverlässigen Gefährten, deren Hülfe er zu der beabsichtigten That angesprochen hatte, auf und schlich in Pericone's Haus, der sich dergleichen zu ihm nicht versah, wo er sich unerkannt versteckte. Als schon ein Theil der Nacht verstrichen war, öffnete Marato seinen Gefährten das Haus und führte sie in das Zimmer, wo Pericone mit seiner Geliebten schlief. Schnell tödteten sie diesen im Schlafe. Als aber die Dame erwachte und zu weinen anfing, droheten sie ihr mit dem Tode, wenn sie das mindeste Geräusch machte, und brachten sie nebst einem großen Theile der bedeutendsten Kostbarkeiten Pericone's, ohne von jemand bemerkt zu werden, eilig an das Ufer. Hier bestiegen Marato und die Dame das Schiff, und seine Gefährten kehrten zurück, die Schiffer aber spannten vor dem günstigen frischen Winde die Segel auf und reisten ab. Die Dame beklagte sich anfangs bitterlich, sowol über ihr erstes Unglück, als über dieses zweite; Marato aber wußte sie mit dem heiligen Wachsinhandius, den uns Gott geschenkt hat, solchergestalt zu trösten, daß sie zahm gegen ihn wurde und den Pericone vergaß.

Schon glaubte sie wieder gut daran zu sein, als das Schicksal, dem die vorigen Unfälle noch nicht genügten, ihr neues Ungemach bereitete. Die beiden jungen Schiffs-

herren verliebten sich in ihre, wie schon öfters berichtet worden ist, wunderschöne Gestalt und in ihr anmuthiges Betragen dergestalt, daß sie alles andere darüber vergaßen und nur bemüht waren, ohne daß Marato den Grund davon gewahr werden konnte, ihr zu dienen und ihr Gefälligkeiten zu erweisen. Da sie bald gegenseitig ihre Leidenschaft bemerkten, besprachen sie sich darüber insgeheim und beschlossen, den Gegenstand ihrer gemeinsamen Liebe, als ob Liebe dergleichen vertrüge, wie eine Kaufmannswaare oder wie einen Gewinn miteinander zu erwerben. Weil aber Marato sie auf das eifersüchtigste bewachte und so ihren Absichten entgegentrat, gingen sie eines Tages, während das Fahrzeug besonders schnell segelte, beide in Uebereinstimmung auf jenen zu, der am Hintertheile stand und, ohne sich von ihnen etwas Arges zu vermuthen, ins Meer sah, faßten ihn plötzlich von hinten und warfen ihn ins Meer. So fuhren sie denn weiter als eine Miglie, ohne daß jemand gewahr wurde, Marato sei ins Meer gefallen. Als es aber endlich die junge Dame erfuhr, fing sie abermals auf dem Schiffe zu weinen und zu klagen an. Sogleich eilten die beiden Liebenden, sie zu trösten, und redeten ihr, so wenig sie davon verstand, mit süßen Worten und großen Versprechungen auf das eindringlichste zu, obgleich sie weniger den verlorenen Gemahl als ihr Misgeschick beweinte.

Als sie nach langen und zu verschiedenen Zeiten gepflogenen Reden sie einigermaßen beruhigt zu haben meinten, besprachen sie sich untereinander, wem von ihnen sie zuerst zufallen sollte. Da nun aber ein jeder von beiden der erste sein wollte und kein Mittel zur Einigung zu finden war, geriethen sie in heftigen Wortwechsel und erhitzten sich dabei so sehr, daß sie endlich zu den Messern griffen, wüthend übereinander herfielen und ohne daß die übrigen, die sich auf dem Schiffe befanden, sie zu trennen vermocht hätten, sich so gefährliche Stöße beibrachten, daß der eine auf der Stelle todt niederfiel und der andere

zwar am Leben blieb, aber an mehreren Theilen des Körpers schwere Wunden davontrug. Die junge Dame bedauerte dies Ereigniß gar sehr; denn nicht nur fand sie sich nun allein und ohne Rathgeber auf dem Schiffe, sondern sie besorgte auch, der Zorn der Freunde und Angehörigen der beiden Schiffsherren möchte sich gegen sie wenden. Doch die Bitten des Verwundeten und die baldige Ankunft in Clarenza befreiten sie von der letztern Gefahr.

Kaum war sie an diesem Orte angelangt und mit dem Verwundeten in demselben Hause eingekehrt, als sich auch das Gerücht von ihrer großen Schönheit durch die Stadt verbreitete und bis zu den Ohren des Fürsten von Morea drang, welcher damals in Clarenza verweilte. So wurde er begierig, sie zu sehen, und verliebte sich, wie er sie gesehen und noch weit schöner gefunden hatte, als das Gerücht sie schilderte, so heftig in sie, daß er an nichts anderes zu denken im Stande war. Als er die Art, wie sie nach Clarenza gekommen war, erfuhr, schöpfte er Hoffnung, daß er sie werde erlangen können, und wirklich schickten die Angehörigen des Verwundeten sie dem Fürsten ohne weiteres zu, sobald sie dessen Lust erfahren, während dieser noch darüber nachdachte, wie er sie gewinnen wollte. Die Freude des jungen Fürsten war groß, aber auch der Dame war dies Ereigniß, durch welches sie sich von einer großen Gefahr gerettet glaubte, erwünscht. Der Fürst errieth aus den königlichen Sitten, die sie noch außer der Schönheit schmückten, ob er gleich keine andere Nachricht über sie erlangen konnte, daß sie von edlem Stamme sein müsse, und dadurch steigerte sich seine Liebe zu ihr in solchem Maße, daß er sie in allen Stücken nicht als Bettgenossin behandelte, sondern als rechtmäßige Gemahlin ehrte. Durch diese Behandlung schöpfte die Dame, die ihre jetzige angenehme Lage mit ihren frühern Unfällen verglich, neuen Muth; ihre frühere Munterkeit kehrte wieder und ihre Reize gewannen wieder solche Frische, daß man in ganz Romania von nichts anderm reden hörte.

Dadurch bekam der Herzog von Athen, ein schöner junger Herr von einnehmendem Wesen, der mit dem Fürsten verwandt und befreundet war, Lust sie zu sehen. Zu dem Ende gab er vor, er wolle, wie er das wol zuweilen pflegte, seinen Vetter besuchen, und kam in erlesener und ehrenvoller Begleitung nach Clarenza, wo er mit Freuden und Auszeichnungen empfangen ward. Nach einigen Tagen brachte der Herzog die Rede auf die Schönheit der Dame und frug den Fürsten, ob sie denn wirklich so erstaunlich sei, als man erzähle. Darauf antwortete der Fürst: „Sie ist viel schöner, als man von ihr sagt, allein nicht meine Worte, sondern deine Augen sollen dich davon überzeugen." Der Herzog trieb den Fürsten zur Erfüllung dieses Versprechens, und so gingen sie miteinander dahin, wo die Dame sich aufhielt. Diese empfing sie zuvorkommend und höflich, und mußte sich zwischen beiden niedersetzen, obgleich sie das Vergnügen, mit ihr zu reden, nicht genießen konnten, weil sie von der Sprache jenes Landes wenig oder nichts verstand. So konnten denn die beiden sie nur gleich einem Wunder bestaunen, und besonders that dies der Herzog, der sich kaum zu überreden vermochte, daß sie ein sterbliches Wesen sei. Glaubte er indeß durch das Beschauen seine Lust zu stillen, so verwickelte er sich selbst in deren Fesseln, indem er zugleich das Gift der Liebe mit den Augen einsog und in heftiger Glut für die Dame entbrannte. Als er aber dann mit dem Fürsten von ihr gegangen war und Muße hatte, sich mit sich selber zu besprechen, erachtete er diesen für glücklich vor allen andern, daß er sich des vollen Besitzes einer solchen Schönheit erfreuen dürfe.

Mancherlei Gedanken stiegen in ihm auf, endlich aber überwog die Glut der Liebe die Rechtlichkeit, und er beschloß, was immer daraus werden sollte, dem Fürsten dieses Glück zu entreißen und selber dessen zu genießen. Er glaubte die Ausführung dieses Vorsatzes beschleunigen zu müssen und sann, der Vernunft und der Gerechtigkeit

zum Trotz, auf nichts als Trug und List. So ließ er denn eines Tages, zufolge der schändlichen Verabredung, die er mit einem vertrauten Diener des Fürsten, der Kyriakos hieß, getroffen hatte, seine Pferde und sein Gepäck in aller Stille zur Abreise bereiten. Die Nacht darauf öffnete Kyriakos ihm und einem Gefährten, die beide bewaffnet waren, leise das Zimmer des Fürsten, welcher, um der großen Hitze willen, während die Dame schlief, sich ganz nackt an ein Fenster gegen das Meer hinaus gelegt hatte, um sich an dem leichten Winde, der von dort herüberkam, etwas zu kühlen. Der Herzog, der seinen Begleiter im voraus von dem unterrichtet hatte, was zu thun sei, ging sachte durch das Zimmer hindurch bis ans Fenster und stieß, ehe der Fürst ihn bemerken konnte, diesem ein Messer so tief in die Seite, daß es auf der andern Seite wieder herauskam. Dann ergriff er schnell die Leiche und stürzte sie zum offenen Fenster hinaus. — Es war der Palast hoch gegen das Meer hinausgebaut, und das Fenster, an dem der Fürst gestanden, hatte zunächst unter sich ein paar Häuser, die von der Gewalt des Meeres zusammengefallen waren und daher selten oder niemals betreten wurden. So geschah es denn, daß, wie der Herzog sich dessen im voraus versehen hatte, niemand es gewahr wurde oder gewahr werden konnte, als die Leiche des Fürsten hinunterstürzte. Sobald der Begleiter des Herzogs sah, was geschehen, warf er, unter dem Scheine ihn zu liebkosen, dem Kyriakos einen Strick um den Hals und zog diesen so fest an, daß er keinen Lärm zu machen im Stande war, bis der Herzog dazu kam; worauf sie ihn erdrosselten und eben dahin warfen, wohin sie den Fürsten bereits geworfen.

Nachdem dies alles vollbracht war und der Herzog sicher sein konnte, daß weder die Dame noch sonst jemand etwas davon bemerkt habe, nahm er ein Licht in die Hand, ging damit an das Bett und deckte die Dame, die noch ruhig schlief, leise völlig auf. Ihre Formen, die

er nun enthüllt sah, schienen ihm von vollendeter Schönheit, und hatte sie bekleidet ihm gefallen, so entzückte sie ihn nackt über alle Maßen. Dieser Anblick entzündete in ihm neue Glut, und die Scheu des eben begangenen Verbrechens hielt ihn nicht ab, mit noch blutigen Händen sich neben sie zu legen und sie, die im halben Schlummer ihn für den Fürsten hielt, zu beschlafen. Als er eine Weile mit dem größten Vergnügen an ihrer Seite zugebracht, erhob er sich wieder und ließ von einigen der Seinen, die er herbeirief, mit Vermeidung alles Geräusches, die Dame durch eine verborgene Thür, durch welche er hereingekommen, davontragen; draußen mußte sie sich zu Pferde setzen, und die ganze Gesellschaft machte sich eilig und so still als möglich auf den Weg und kehrte gegen Athen zurück. Weil aber der Herzog verheirathet war, führte er die mehr als je betrübte Dame nicht nach Athen selbst, sondern nach einem schönen Landhause, das er unweit der Stadt und nahe am Meere besaß, und hielt sie dort verborgen, während sie auf das anständigste mit allem versehen ward, was sie bedurfte.

Am Tage nach jener That warteten die Höflinge des Fürsten bis nach der Mittagsstunde, daß er aufstehen sollte. Da er sich aber noch immer nicht regte, stießen sie die Thüren, die nur zugeklinkt waren, auf; doch sie fanden niemand und bekümmerten sich, in der Vermuthung, daß er mit seiner schönen Dame auf ein paar Tage zu seinem Vergnügen heimlich verreist sein möchte, nicht weiter darüber. In dieser Ungewißheit warteten sie noch, als am andern Tage ein Narr, der in die verfallenen Häuser gelaufen war, in denen die Leichen des Fürsten und des Kyriakos lagen, die letztere bei dem Stricke herauszog und hinter sich herschleppte. Mehrere Leute erkannten diese Leiche mit Erstaunen und schmeichelten dem Narren so lange, bis er sie hinführte, wo er jene herausgeholt hatte, und wo sie nun zum großen Schmerze der ganzen Stadt den Körper des Fürsten fanden, der

alsbald ehrenvoll begraben ward. Darauf spürte man dem Thäter eines so großen Verbrechens nach und vermuthete, da der Herzog von Athen nicht mehr anwesend, sondern heimlich abgereist war, er möchte, wie er es wirklich gethan hatte, den Fürsten erschlagen und die Dame mit sich geführt haben. Infolge dieses dringenden Verdachts wurde schnell ein Bruder des Verstorbenen an dessen Stelle gesetzt und von den Seinigen auf das nachdrücklichste zur Rache angespornt. Dieser fand die Meinung der übrigen noch von mehreren Seiten bestätigt, forderte daher seine Freunde, Verwandten und Untergebenen in verschiedenen Landschaften zur Hülfe und brachte in kurzem ein ansehnliches, mächtiges und wohlgewaffnetes Heer zusammen, mit dem er gegen den Herzog von Athen in den Krieg zog.

Auch der Herzog rüstete sich indeß, sobald er von den jenseitigen Schritten Kunde erhielt, nach allen Kräften zur Vertheidigung, und viele Herren kamen zu seiner Hülfe herbeigezogen; namentlich schickte der Kaiser von Konstantinopel seinen Sohn Konstantin, und Manuel, seinen Neffen, mit zahlreichen und schönen Truppen. Der Herzog, noch mehr aber die Herzogin, die des erstern Schwester war, empfingen sie auf das ehrenvollste. Inzwischen rückte der Krieg auf alle Weise immer näher heran und die Herzogin ergriff eines Tags die Gelegenheit, ließ Bruder und Vetter zu sich rufen, erzählte ihnen mit Thränen und ausführlichen Worten die ganze Geschichte und den Anlaß des Kriegs, und beschwerte sich über die Beschimpfung, die der Herzog ihr dadurch anthue, daß er jenes Frauenzimmer, seiner Meinung nach unbemerkt, unterhalte. Aufgebracht und verletzt forderte sie beide auf, zur Herstellung der Ehre des Herzogs und zu ihrer Genugthuung, was in ihren Kräften stehe, zu unternehmen. Da indeß die beiden Jünglinge bereits wußten, wie sich alles zugetragen hatte, so hielten sie die Herzogin nicht weiter mit Fragen auf, sondern suchten, soweit sie es vermochten, sie zu beruhigen, und gaben ihr, wegen ihres Verlangens, die

beste Hoffnung; darauf entfernten sie sich, nachdem sie zuvor noch über den Aufenthaltsort der Schönen unterrichtet worden waren. Nun hatten sie schon früher oftmals die wunderbare Schönheit jener Dame rühmen gehört; sie verlangten daher sehr danach, sie zu sehen, und baten den Herzog, er möchte sie ihnen zeigen. Dieser sagte es ihnen zu, uneingedenk dessen, was dem Fürsten widerfahren war, weil er sie ihm gezeigt hatte, und ließ in dem reizenden Garten, der zu dem Landhause gehörte, das die Dame bewohnte, ein prächtiges Mittagsessen bereiten, wohin er sie am folgenden Tage mit wenigen andern Bekannten zur Tafel führte. Bei dieser Mahlzeit mußte Konstantin, der mit ihr zu Tische saß und sie voller Verwunderung betrachtete, sich gestehen, nie eine solche Schönheit gesehen zu haben, und den Herzog sowol als jeden andern in Gedanken entschuldigen, der, um ein so schönes Wesen zu besitzen, einen Verrath oder sonstige Schlechtigkeit beginge. Wie er sie nun einmal über das andere betrachtete und sie jedesmal nur schöner fand, ging es ihm nicht anders, als es dem Herzog gegangen war. Er schied von ihr verliebt, dachte nicht mehr an den Krieg, sondern allein daran, wie er sie dem Herzog entreißen wolle, und verhehlte dabei seine Liebe vor jedermann auf das beste.

Während er aber in solchem Feuer entbrannte, kam die Zeit heran, gegen den Fürsten, der sich schon dem Gebiete des Herzogs nahte, ins Feld zu rücken. Demzufolge zogen der Herzog und Konstantin und die übrigen alle nach der getroffenen Anordnung aus Athen und gegen die Grenze, um den Fürsten am weitern Vordringen zu hindern. Hier verweilte man mehrere Tage; Konstantin aber hatte indessen Herz und Gedanken nur bei jener Dame und meinte, jetzt, wo der Herzog ihr nicht mehr nahe sei, möchte es ihm leichter werden, ans Ziel zu gelangen. Um nun Gelegenheit zu haben, nach Athen zurückzukehren, stellte er sich krank und nahm vom Herzoge Urlaub, nachdem er zuvor dem Manuel seine Macht über-

tragen hatte. In Athen bei seiner Schwester angelangt, brachte er nach einigen Tagen das Gespräch auf die Kränkung, welche der Herzog, ihrer Meinung nach, durch seine Leidenschaft für jene Fremde ihr anthue, und sagte, wenn sie nur wolle, könne er leicht ihren Beschwerden dadurch abhelfen, daß er jene ihrem Aufenthaltsorte entreiße und anderswohin führe. Die Herzogin billigte, in dem Wahne, dies alles geschehe nur ihr, nicht aber der Fremden zu Liebe, diesen Plan vollkommen, wenn anders so dabei zu Werke gegangen würde, daß der Herzog nie zu erfahren bekomme, sie habe in die Sache gewilligt. Konstantin sagte ihr das auf das bestimmteste zu, und die Herzogin gab nun ihre Zustimmung, daß jener verfahren möchte, wie es ihm am besten dünken würde.

Darauf ließ Konstantin ein kleines Fahrzeug in der Stille bewaffnen und schickte dies eines Abends mit mehreren der Seinigen bemannt, die er zuvor von dem, was sie zu thun hätten, unterrichtet, in die Nähe des Gartens, wo die Dame verweilte. Dann begab er selbst mit einigen andern sich nach dem Schlosse der letztern und wurde dort sowol von denen, die zu ihrem Dienste bestimmt waren, als von ihr selbst freundlich empfangen. Auf seinen Wunsch ging sie, von ihren eigenen Dienern und von Konstantin's Gefährten begleitet, mit ihm in den Garten, er aber führte die Dame, als ob er im Namen des Herzogs mit ihr zu reden habe, allein nach einer Thür zu, die auf das Meer hinauswies. Diese war inzwischen schon von einem der Seinigen eröffnet, das Fahrzeug erschien auf das verabredete Zeichen sogleich und die Dame wurde schnell ergriffen und hineingetragen. Hierauf wandte sich Konstantin zu ihrer Dienerschaft und sagte: „Keiner, der nicht des Todes sein will, wage es, sich zu bewegen, oder einen Laut von sich zu geben; denn ich bin nicht gesonnen, dem Herzog seine Geliebte zu rauben, sondern nur, die Schande zu tilgen, die er meiner Schwester anthut.“ Niemand unterstand sich, darauf et-

was zu antworten, und Konstantin stieg mit den Seinigen zu Schiffe, setzte sich neben die Dame, die noch immer weinte, und hieß die Ruder auswerfen und vom Lande stoßen. Die Schiffer schienen nicht zu rudern, sondern zu fliegen und waren bald nach Anbruch des andern Tages bereits in Aegina angelangt. Hier ging man ans Land, um auszuruhen; Konstantin aber genoß die Reize der Dame, die ihre unselige Schönheit beweinte. Dann ging es wieder zu Schiffe, und nach wenigen Tagen ward Chios erreicht, wo Konstantin aus Furcht vor dem Zorne seines Vaters und vor den Versuchen, die gemacht werden könnten, ihm die Dame zu entreißen, als an einem sichern Orte, zu verweilen beschloß. Mehrere Tage lang beweinte die Dame noch ihr Misgeschick, endlich aber gab sie den Tröstungen Konstantin's Gehör und begann nachgerade sich an dem zu freuen, was das Glück ihr eben bot.

Während sich indeß dies alles auf die angegebene Weise zutrug, kam Osbeck, der damals König der Türken war und mit dem Kaiser in fortwährendem Kriege lebte, von ungefähr nach Smyrna und erfuhr dort, wie Konstantin, ohne einige Sicherheitsmaßregeln auf Chios, mit einem Mädchen, das er geraubt habe, ein wollüstiges Leben führe. Demzufolge schiffte er eines Nachts mit einigen bewaffneten Fahrzeugen hinüber, drang mit seinen Leuten in den Ort ein und nahm, bevor die Griechen den Einfall der Feinde gewahr wurden, deren eine große Anzahl in ihren Betten gefangen. Andere, die endlich erwacht und zu den Waffen geeilt waren, wurden getödtet, der Ort niedergebrannt, und Beute und Gefangene zu Schiffe gebracht und nach Smyrna abgeführt. Hier angelangt, ward Osbeck, der noch jung und kräftig war, beim Durchmustern der Beute die schöne Dame gewahr, und erfuhr, sie sei dieselbe, die mit Konstantin schlafend im Bette gefangen war. Hocherfreut über ihren Anblick, machte er sie sogleich zu seiner Gemahlin, vollzog feierlich

die Hochzeit und genoß mehrere Monate lang wohlgemuth mit ihr die Freuden der Liebe.

Schon vor diesen Ereignissen hatte der Kaiser mit Basanus, dem König von Kappadocien, unterhandelt, daß dieser von der einen Seite mit seiner Macht über Osbeck herfallen sollte, während der Kaiser von der andern ihn mit der seinigen angriffe; doch waren diese Unterhandlungen wegen gewisser Ansprüche, die Basanus machte, und die dem Kaiser ungelegen waren, noch immer nicht zu Stande gekommen. Als nun der letzte das Schicksal seines Sohnes vernahm, betrübte er sich außer Maßen und that sogleich, was der König von Kappadocien von ihm verlangte, rüstete sich selbst zum Angriff gegen Osbeck und trieb, soviel er nur konnte, jenen, daß er von der andern Seite her den Türkenkönig überfalle. Sobald Osbeck davon Kunde erhielt, sammelte er sein Heer, ging, bevor ihn zwei so mächtige Fürsten in ihre Mitte nehmen möchten, dem König von Kappadocien entgegen und ließ inzwischen seine Schöne unter der Aufsicht eines treuen Dieners und Freundes in Smyrna. In der That kam es bald zwischen ihm und dem König von Kappadocien zu einem Gefecht, in dem sein Heer geschlagen und zerstört, er selbst aber getödtet wurde. Infolge dieses Sieges rückte Basanus dreist gegen Smyrna vor, und auf dem Wege gehorchte alles Volk ihm als dem Sieger.

Während dieser Zeit hatte sich Antiochus, denn so hieß der Diener, dem Osbeck die Dame anvertraut hatte, seines Alters ungeachtet, und ohne der Treue zu gedenken, die er seinem Gebieter und Feunde schuldig war, um ihrer großen Schönheit willen in sie verliebt. Da er ihre Sprache wußte, war sein Umgang auch der Dame lieb geworden, die nun schon mehrere Jahre lang gleich einer Taubstummen hatte leben müssen, ohne jemand zu verstehen, oder von jemand verstanden zu werden. So wußte er denn, von der Liebe gespornt, in wenig Tagen ihre Vertraulichkeit in solchem Maße zu gewinnen, daß ihr

gemeinsamer Herr, der in den Waffen und im Felde war, vergessen ward, die Neigung von einer freundschaftlichen in eine verliebte sich umwandelte, und beide zwischen den Bettlaken sich auf das beste miteinander unterhielten. Als sie nun vernahmen, daß Osbeck besiegt und getödtet sei, und daß Basanus alles auf dem Zuge sich zueigne, beschlossen sie gemeinschaftlich, ihn nicht abzuwarten, sondern nahmen einen großen Theil der dort befindlichen Reichthümer des Osbeck an sich und gingen heimlich nach Rhodus.

Hier hatten sie noch nicht lange geweilt, als Antiochus krank wurde. Da geschah es, daß ein Kaufmann aus Cypern, der von Antiochus sehr geliebt und genau mit ihm befreundet war, ihn besuchte, weshalb dieser, als er sein Ende kommen sah, seine Sachen und die geliebte Dame diesem Freunde zu hinterlassen beschloß. Schon dem Tode nahe, rief er beide zu sich und sprach: „Ich sehe, daß ich ohne Hülfe sterben muß, und bin betrübt darüber, weil ich niemals so gern lebte, als eben jetzt. Zugleich sterbe ich aber auch zufrieden, weil ich in den Armen der beiden sterbe, die ich mehr als sonst jemanden auf der Welt liebe; in den deinigen, theurer Freund, und in denen dieses Weibes, die ich, seitdem ich sie gekannt, mehr als mich selbst geliebt habe. Allerdings schmerzt es mich, daß sie fremd, wie sie in diesem Lande ist, ohne Hülfe und ohne Rath bei meinem Tode zurückbleiben soll, und noch mehr würde es mich schmerzen, wüßte ich nicht, daß du, mein Freund, hier bist, zu dem ich das Vertrauen hege, daß du um meinetwillen ebenso viel Sorge für sie tragen wirst, als du für mich selbst haben würdest. Darum bitte ich dich denn auf das inständigste, wenn ich wirklich sterben muß, dich meines Vermögens sowol als ihrer anzunehmen und über beide so zu verfügen, wie du glauben wirst, daß es zur Beruhigung meiner Seele dienen könne. Dich aber, geliebtes Weib, bitte ich, nach meinem Tode mich nicht zu

vergessen, damit ich noch jenseit mich rühmen könne, daß mich hier das schönste Weib, das jemals von der Natur geformt ward, geliebt habe. Wollt ihr mir diese beiden Dinge verheißen, so werde ich sicher beruhigt diese Welt verlassen.“ Der Kaufmann sowol als die Dame weinten bei diesen Worten, sprachen ihm, als er ausgeredet hatte, Muth zu und versprachen ihm auf ihr Wort, im Falle er sterben sollte, nach seinen Wünschen zu thun. Nicht lange darauf verschied er und wurde ehrenvoll von ihnen begraben.

Einige Tage später hatte auch der cyprische Kaufmann seine Geschäfte in Rhodus vollendet und war im Begriff, auf einem catalonischen Schiffe, das dort vor Anker lag, nach Cypern zu reisen; doch frug er zuvor die schöne Dame, was sie zu thun beschlossen, indem er jetzt in seine Heimat zurückkehren müsse. Die Dame erwiderte ihm, sie werde, wenn er anders nichts dagegen habe, ihn gerne begleiten, da sie voraussetze, daß er sie, dem Antiochus zu Liebe, als eine Schwester ansehen und behandeln werde. Der Kaufmann erklärte mit allem, was ihr gefällig sein würde, zufrieden zu sein, und gab, um sie vor aller Verunglimpfung auf der Reise nach Cypern zu schützen, sie für seine Frau aus. Auf dem Schiffe wurde ihnen ein Kämmerchen im Hintertheile angewiesen, und sie schliefen, um nicht durch die That ihren Worten zu widersprechen, in einem kleinen Bettchen beide miteinander. So geschah denn, was bei der Abreise von Rhodus weder des einen noch des andern Absicht gewesen war; Nacht, Gelegenheit und die Wärme des Bettes, deren erregende Kräfte nicht gering sind, ließen sie die Freundschaft für den verstorbenen Antiochus vergessen, und sie schlossen, von ähnlicher Lust gezogen und gleichzeitig einander anregend, noch ehe sie nach Baffa, dem Wohnorte des Cypriers, gelangten, miteinander Schwägerschaft.

Als nun die Dame in Baffa noch einige Zeit bei dem Kaufmanne gewohnt hatte, kam glücklicherweise ein

Edelmann, Namens Antigonus, dorthin, der mit einem hohen Alter und noch höherm Geiste geringe Reichthümer verband, weil ihm das Glück in mancherlei Unternehmungen, die er im Dienste des Königs von Cypern gemacht hatte, stets zuwider gewesen war. Dieser ging eines Tages, als der cyprische Kaufmann eben mit Waaren nach Armenien gereist war, vor dem Hause vorüber, in welchem die schöne Dame wohnte, und sah diese auch zum Glück gerade an einem der Fenster stehen. Da sie nun so schön war, wurde Antigonus aufmerksam und betrachtete sie genauer und glaubte sich zu erinnern, daß er sie schon anderwärts gesehen habe; wo das aber geschehen sei, darauf konnte er sich durchaus nicht besinnen. Die Dame, die so lange ein Spielball des Schicksals gewesen, war nun dem Zeitpunkte nahe, der ihre Unfälle beschließen sollte, denn sie erinnerte sich, sobald sie Antigonus ins Gesicht faßte, ihn zu Alexandrien im Dienste ihres Vaters einst in guten Umständen gesehen zu haben. Aus diesem Grunde faßte sie augenblicklich die Hoffnung, jetzt, wo ihr Kaufmann abwesend war, ihren königlichen Rang vielleicht noch durch den Rath des Antigonus wieder gewinnen zu können, und ließ diesen, sobald es sich thun ließ, zu sich rufen. Als er gekommen war, frug sie ihn schüchtern, ob er, wie sie glaube, Antigonus von Famagosta sei. Antigonus bejahte die Frage und fügte hinzu: „Madonna, ich sollte Euch kennen und kann mich doch auf keine Weise besinnen, wo ich Euch gesehen habe; so bitte ich Euch denn, mich, im Falle es Euch nicht lästig ist, zu erinnern, wer Ihr seid.“ Als die Dame hörte, er sei es wirklich, schlang sie laut weinend ihre Arme um ihn und frug nach einer Weile den höchlich Verwunderten, ob er sie jemals in Alexandrien gesehen habe. Kaum hatte Antigonus diese Frage vernommen, so erkannte er sie als Alatiel, des Sultans Tochter, die, wie man glaubte, im Meere umgekommen war, und wollte ihr seine Verehrung in der schuldigen Form beweisen; sie

aber ließ es nicht zu, sondern bat ihn, sich ein wenig zu ihr niederzusetzen. Antigonus gehorchte ihr und frug sie dann voller Ehrerbietung, wie, wann und woher sie nach Baffa gekommen sei, während man im ganzen Lande Aegypten es für ausgemacht hielte, daß sie schon vor mehreren Jahren im Meere ertrunken sei. Die Dame antwortete ihm: „Wollte Gott, ich wäre es wirklich, statt solch ein Leben führen zu müssen, als ich es gemußt habe; und wenn mein Vater es jemals erfährt, so wird er gewiß ebenso sprechen", und mit diesen Worten fing sie aufs neue gar erbärmlich zu weinen an. Darauf sagte ihr Antigonus: „Madonna, verliert nur den Muth nicht eher, als Ihr dazu wahren Anlaß habt. Wenn es Euch beliebt, so erzählt mir Eure Unfälle und was für ein Leben Ihr habt führen müssen. Immer möglich, daß alles noch so abgelaufen ist, um mit Gottes Hülfe einen genügenden Ausweg finden zu lassen." „Antigonus", erwiderte die Schöne, „als ich dich erblickte, war mir's nicht anders, als sähe ich meinen Vater, und die Liebe und die Zärtlichkeit, die ich ihm schuldig bin, machten, daß ich mich dir entdeckte, während ich mich verborgen halten konnte. In der That wüßte ich wenige, mit denen zusammenzutreffen mir so lieb gewesen wäre, als es mir ist, dich zuerst und vor allen übrigen gesehen und erkannt zu haben; und so will ich denn dir, wie einem Vater, das entdecken, was ich während meiner Misgeschicke immer sorgfältig verborgen habe. Siehst du alsdann, nach dem, was du sogleich erfahren wirst, irgendein Mittel, mich in meine frühere Lage zurückzubringen, so bitte ich dich, es anzuwenden; siehst du aber keins, dann bitte ich dich, niemand zu sagen, daß du mich gesehen oder das mindeste von mir gehört habest."

Nach dieser Einleitung berichtete sie ihm unter fortdauernden Thränen, was ihr von dem Tage an, wo sie bei Majorca gestrandet, bis zu dem Augenblick, in dem sie erzählte, begegnet war. Auch Antigonus mußte bei

diesem Berichte vor Mitleid weinen; dann aber sagte er nach kurzem Besinnen: „Madonna, da während Eurer Unfälle Euer Name und Euer Stand immer verborgen geblieben sind, so will ich es dahin bringen, daß Euer Vater Euch lieber haben soll, als je zuvor, und der König von Algarbien Euch zur Gemahlin nimmt.“ Auf ihre Frage, wie das geschehen solle, setzte er ihr alles der Ordnung nach auseinander und kehrte dann, um andern Zwischenfällen vorzubeugen, sogleich nach Famagosta zurück. Hier wartete er dem Könige auf und sagte: „Mein Gebieter, wenn es Euch beliebte, könntet Ihr zu gleicher Zeit für Euch selbst große Ehre einlegen, und mir, der ich in Eurem Dienste arm geworden bin, einen ansehnlichen Nutzen bereiten.“ Der König frug, wie dies geschehen könne, und Antigonus antwortete ihm: „Die junge und schöne Tochter des Sultans, von der so lange gesagt wurde, sie sei ertrunken, ist jetzt nach Baffa gekommen und hat, um ihre jungfräuliche Ehre zu bewahren, lange so großes Ungemach erlitten, daß sie jetzt, wo sie zu ihrem Vater zurückzukehren begehrt, sich in dürftigen Umständen befindet. Wenn es Euch nun beliebte, sie unter meiner Obhut dem Vater zuzuschicken, so würde Euch das große Ehre, mir aber bedeutenden Vortheil bringen, und ich bin überzeugt, daß der Sultan einen solchen Dienst nie vergäße.“ Der König gab mit fürstlichem Sinne sogleich seine Zustimmung, ließ die Dame durch eine ehrenvolle Gesandtschaft nach Famagosta führen und empfing sie nebst seiner Gemahlin mit der größten Auszeichnung. Auf die Fragen, die König und Königin wegen ihrer Schicksale an sie richteten, antwortete sie mit einer Erzählung, die Antigonus sie vorher gelehrt hatte.

Nach Verlauf von einigen Tagen sandte der König sie dann auf ihre Bitte mit ehrenvoller und erlesener Gesellschaft von Männern und Frauen unter Antigonus' Führung an den Sultan zurück. Wie groß die Freude bei ihrer Ankunft war, wird mich wol niemand erst fra-

gen; aber auch Antigonus und seine ganze Gesellschaft wurden nicht weniger freundlich aufgenommen. Kaum hatte sich die junge Fürstin ein wenig ausgeruht, so wollte der Sultan von ihr hören, wie sie am Leben geblieben sei, und wo sie so lange Zeit sich aufgehalten habe, ohne ihm jemals von ihrem Ergehen einige Kunde zu geben. Darauf hub die Dame, die des Antigonus Unterricht vollkommen aufgefaßt hatte, also zu ihrem Vater zu reden an:

Es mochte etwa am zwanzigsten Tage nach meiner Abreise von Euch, mein Vater, sein, als ein fürchterlicher Sturm unser Schiff zerschellte und nachts gegen eine Küste im Westen, nahe bei einem Orte trieb, der Aigues Mortes genannt wird. Was aus den Männern geworden ist, die sich auf dem Schiffe befanden, habe ich niemals erfahren und erinnere mich nur, daß, wie ich mit dem andern Tage mich gleichsam von den Todten erwacht fühlte, ich nebst zweien meiner Begleiterinnen von den Bewohnern jenes Landes, die das zerschellte Schiff inzwischen bemerkt hatten und von allen Seiten zusammengelaufen waren, um es zu berauben, erst ans Land getragen wurde, und dann mehrere junge Männer, jeder eine von uns ergriffen und nach verschiedenen Richtungen mit ihr davoneilten. Von jenen beiden habe ich nie etwas weiteres vernommen. Mich aber hatten, trotz meines Widerstandes, zwei Männer ergriffen und zogen mich, unter meinen Thränen, bei den Haaren hinter sich her. Da geschah es, daß vier Ritter, als jene mich über eine Heerstraße weg eben in einen dichten Wald schleppen wollten, desselben Weges gezogen kamen. Sobald meine Räuber jene viere sahen, ließen sie mich plötzlich los und begaben sich auf die Flucht. Die vier Ritter, die von ehrbarem und gesetztem Aussehen waren, kamen, als sie jene fliehen sahen, auf mich zu und frugen mich vielerlei, auch sprach ich viel zu ihnen, doch verstanden sie mich ebenso wenig als ich sie. Darauf hielten sie lange miteinander Rath

und hoben mich endlich auf eines ihrer Pferde und führten mich in ein nach ihren Religionsgesetzen eingerichtetes Frauenkloster. Was die Ritter dort gesagt haben mögen, weiß ich nicht, genug ich wurde mit vielem Wohlwollen aufgenommen und immer mit Achtung behandelt, während ich mit den Klosterfrauen den heiligen Crescentius in Tiefenthal, den die Weiber dortzulande sehr lieb haben, auf das inbrünstigste verehrte. Als ich nun schon eine Zeit lang mit ihnen verlebt und ihre Sprache einigermaßen erlernt hatte, frugen sie mich, wer und woher ich sei. Ich überlegte aber, wo ich mich befand, und fürchtete, wenn ich die Wahrheit sagte, könnten sie mich leicht als eine Feindin ihres Glaubens verstoßen, und antwortete deshalb, ich sei die Tochter eines angesehenen Edelmanns in Cypern und habe auf der Fahrt zu meinem verlobten Gemahl in Creta, vom Sturme weit verschlagen, Schiffbruch gelitten. In dieser Zeit mußte ich aus Furcht vor größerm Schaden manche ihrer Gebräuche mitmachen. Als mich aber einmal die erste unter diesen Klosterfrauen, die man Aebtissin nennt, frug, ob ich nach Cypern zurückzukehren wünsche, antwortete ich, daß mich nach nichts so sehr verlange. Indeß wollte sie mich aus Besorgniß für meine Ehre niemand anvertrauen, der nach Cypern reiste, bis endlich, jetzt vor zwei Monaten, einige gesetzte Männer, von denen der eine mit der Aebtissin verwandt war, mit ihren Frauen aus Frankreich in jene Gegend kamen. Als die Aebtissin hörte, daß jene nach Jerusalem reisten, um das Grab zu besuchen, in das derjenige (nachdem die Juden ihn getödtet) gelegt wurde, den sie dort für einen Gott halten, empfahl sie mich ihnen an und bat sie, mich in Cypern meinem Vater zu überbringen. Wie gütig diese Edelleute mich als Reisegefährtin aufnahmen, und wie viel Ehre sie nebst ihren Frauen mir anthaten, würde weitläufig sein zu erzählen. Genug wir gingen zu Schiffe und gelangten in einiger Zeit nach Baffa. Hier angekommen, ohne irgendjemand zu kennen,

wußte ich nicht, was ich jenen Edelleuten sagen sollte die infolge des Auftrags der ehrwürdigen Frau mich meinem Vater zuführen wollten; doch führte mir Gott, der vielleicht Erbarmen für mich hegte, in dem Augenblick, wo wir in Baffa ausstiegen, Antigonus am Ufer entgegen. Sogleich rief ich ihn an und sagte ihm in unserer Sprache, damit die Edelleute und ihre Frauen mich nicht verstehen sollten, er möge mich als seine Tochter aufnehmen. Er begriff mich im Augenblick, bezeigte mir die größte Freude und bewirthete meine Reisegefährten und ihre Frauen, so gut als es irgend in seinen geringen Kräften stand. Dann führte er mich zum König von Cypern, der mich so ehrenvoll aufgenommen und Euch zugesandt hat, als ich nicht im Stande bin, es Euch zu berichten. Sollte noch etwas zu sagen übrig sein, so mag Antigonus es nachtragen, der diese meine Schicksale schon oft von mir erzählen gehört hat.

Darauf wandte sich Antigonus zu dem Sultan und sagte: „Mein Gebieter, Eure Tochter hat Euch dasselbe erzählt, was ich oftmals, sowol aus ihrem Munde als aus dem der Edelleute, mit denen sie nach Cypern kam, vernommen habe. Nur eins hat sie zu sagen unterlassen, und das mag sie, wie ich glaube, gethan haben, weil es sich nicht ziemt, daß sie es selber erzähle. Ich meine nämlich, was mir jene Edelleute und Damen, mit denen sie gereist war, von dem ehrbaren Leben, das sie mit den frommen Frauen geführt, und von ihren Tugenden und guten Sitten berichtet haben, und wie Männer und Frauen weinten und klagten, als sie sie bei mir zurücklassen und sich von ihr trennen mußten. Wollte ich Euch alles wiederholen, was jene mir über diesen Punkt gesagt haben, so würde nicht allein der gegenwärtige Tag, sondern auch die kommende Nacht nicht zureichen. Nur so viel will ich hinzufügen, daß Ihr nach den Berichten jener Leute und nach dem, was ich durch eigene Beobachtung habe vernehmen können, Euch rühmen dürft, unter

allen Herren, die eine Krone tragen, die schönste, sittsamste und trefflichste Tochter zu besitzen." Ueber dies alles freute der Sultan sich unbeschreiblich und bat Gott mehr als einmal, ihm die Gnade zu erzeigen, daß er jedem, der sich um seine Tochter verdient gemacht, besonders aber dem König von Cypern, der sie ihm auf so ehrenvolle Weise zurückgesendet, angemessenen Dank beweisen könne. Einige Tage darauf ließ er dem Antigonus äußerst kostbare Geschenke reichen, erlaubte ihm, nach Cypern zurückzukehren, und dankte dem König brieflich und durch besondere Gesandte auf das verbindlichste für alles, was er an seiner Tochter gethan.

Nach alle diesem wünschte der Sultan den ursprünglichen Vorsatz verwirklicht und Alatiel an den König von Algarbien vermählt zu sehen. Zu dem Ende schrieb er diesem die ganze Geschichte und forderte ihn auf, wenn er sie noch zu nehmen wünsche, nach ihr zu schicken. Dem Könige von Algarbien waren diese Nachrichten sehr willkommen; er ließ sie auf das ehrenvollste abholen und empfing sie voller Freuden. Dann legte sie, die von acht Menschen vielleicht zehntausend mal beschlafen worden war, sich als Jungfrau neben ihn nieder, machte ihn glauben, sie sei es wirklich, und lebte als Königin lange Zeit mit ihm glücklich. Darum sagt man noch heute: „Neumond und geküßter Mund sind gleich wieder hell und frisch und gesund."

Achte Geschichte.

Der Graf von Antwerpen geht auf eine fälschliche Beschuldigung ins Exil und läßt seine zwei Kinder an verschiedenen Orten in England. Als er später unerkannt zurückkehrt, findet er beide in glücklicher Lage; er zieht als Stallknecht mit dem Heere des Königs von Frankreich; seine Unschuld wird entdeckt, und er erlangt seine frühere Stellung wieder.

Bei Anhörung der mannichfachen Schicksale, welche die schöne Alatiel betroffen, seufzten die Damen häufig; wer weiß aber, was die Ursache jener Seufzer war? Leicht möglich, daß die eine oder die andere aus Verlangen nach ebenso zahlreichen Hochzeiten nicht minder als aus Mitleiden seufzte. Ohne mich indeß für jetzt bei jener Untersuchung zu verweilen, sage ich, daß die Königin, als die letzten Worte des Pamphilus, aus denen sie entnahm, das Ende seiner Erzählung sei gekommen, von allen belacht worden waren, zu Elisen gewandt, dieser mit einer neuen Geschichte in der bisherigen Ordnung fortzufahren auftrug. Elise war dazu gern bereit und begann also:

Wir ergehen uns heute auf einem Kampfplatze vom weitesten Umfange, auf dem wol ein jeder nicht nur eine, sondern zehn und mehrere Lanzen ohne Mühe zu brechen vermöchte, so reichen Vorrath an unerwarteten und harten Fällen bietet uns das Schicksal. Aus dieser ungezählten Menge hebe denn auch ich eine Geschichte aus und sage:

Daß, als das römische Kaiserreich von den Franzosen auf die Deutschen übergegangen war, zwischen dem einen und andern Volke große Feindschaft und anhaltende und erbitterte Kriege entstanden. Infolge dieser stellten einmal der König von Frankreich und sein Sohn, theils zur

Vertheidigung des eigenen Landes, theils aber auch um das fremde anzugreifen, mit aller Anstrengung des Reiches und mit Unterstützung aller Freunde und Verwandten, welche deren bieten konnten, ein großes Heer gegen den Feind ins Feld. Bevor sie aber zum Heere abreisten, verordneten sie, um das Reich nicht ohne Führung zu lassen, den Grafen Walther von Antwerpen, einen Mann von edelm Hause und großer Einsicht, der ihnen, wie sie wußten, besonders treu, ergeben und befreundet war, zum allgemeinen Reichsverweser. Denn obgleich dieser in der Kriegskunst wohl erfahren war, so glaubten sie ihn dennoch mehr zu dem weichen Hofleben als zu den Anstrengungen des Feldes geeignet. So fing denn Walther mit Verstand und Umsicht das ihm übertragene Amt zu führen an, und zog dabei jedesmal die Königin und ihre Schwiegertochter zu Rathe, welche er beide, wenn sie gleich seiner Aufsicht und Lenkung anvertraut waren, immer als seine Obern und Gebieterinnen behandelte.

Walther war ein schöner Mann zu nennen; er mochte vielleicht vierzig Jahre alt sein und war so wohlgesittet und so unterhaltend, als ein Edelmann es nur immer sein kann. Dabei war er der sauberste und zierlichste Ritter seiner Zeit und zeichnete sich durch reichgeschmückten Anzug vor allen andern aus. Seine Frau war ihm bereits gestorben und ihm von ihr nur ein Sohn und eine Tochter geblieben, die beide klein waren. So geschah es denn, daß, während der König von Frankreich und dessen Sohn den erwähnten Krieg verfolgten, und Walther deshalb den Hof der beiden Frauen oft besuchte und über die Angelegenheiten des Reiches mit ihnen sprach, die Gemahlin des Königssohns ein Auge auf ihn warf, seine Gestalt und seinen Sitten mit leidenschaftlicher Vorliebe betrachtete und im Verborgenen in glühender Liebe für ihn entbrannte. Da sie sich nun bewußt war, jung und hübsch zu sein, und es ihm an einer Frau fehlte, meinte sie mit leichter Mühe zur Erfüllung ihres Wunsches zu

gelangen und entschloß sich, da derselben, nach ihrem Dafürhalten, allein ihre Scham im Wege stand, diese völlig abzuthun und sich ihm ganz zu offenbaren.

In dieser Absicht schickte sie eines Tages nach ihm, als sie eben allein war, und die Zeit ihr zu ihrem Vorhaben gelegen schien, als ob sie über andere Dinge mit ihm zu reden habe. Der Graf, dessen Gesinnung von den Wünschen der Dame weit entfernt war, gehorchte augenblicklich diesem Befehle. Schon hatte er sich auf ihr Geheiß in einem Gemache, in welchem er sich mit ihr allein befand, neben sie auf ein Ruhebett gesetzt und sie zu zweien malen, ohne Antwort zu erhalten, nach der Ursache gefragt, um derentwillen sie ihn habe kommen lassen, als sie endlich von der Liebe überwältigt, obwol vor Scham mit Purpurröthe überzogen, zitternd und mit unterbrochener Rede also zu sprechen begann: „Theurer und geliebter Freund, dem ich angehöre, Euch, als einem so verständigen Manne, ist die Schwachheit, der Männer sowol als der Frauen, obgleich ihr aus verschiedenen Gründen die eine mehr als die andere unterliegt, sicherlich nicht unbekannt. Mit Rücksicht auf sie wird ein gerechter Richter dieselbe Sünde nach Verschiedenheit der Personen nicht mit derselben Strafe belegen. Und wer könnte denn wol leugnen, daß ein armer Mann oder ein armes Weib, die sich mit dem eigenen Schweiße verdienen müssen, was sie zu ihres Lebens Unterhalte bedürfen, weit mehr zu tadeln wären, wenn sie sich von der Liebe verlocken ließen und ihren Reizungen folgten, als wenn eine Frau es thut, die in Reichthum und Muße sich nichts von dem zu versagen gewohnt ist, wonach sie ein Verlangen empfindet? Mich dünkt, gewißlich niemand. So glaube ich denn, daß die erwähnten Umstände zur Entschuldigung derjenigen, für welche sie eintreten, großes Gewicht haben müssen, wenn sie sich so weit vergißt, der Liebe Gehör zu geben. Hat aber die Liebende noch außerdem sich einen verständigen ehrenwerthen Geliebten erkoren, so meine ich, vollendet

dies ihre Entschuldigung. Nun trifft nicht allein beides, wie mich dünkt, in mir zusammen, sondern mich verleiten noch überdies manche andere Ursachen zur Liebe, wie zum Beispiel, meine Jugend und die Abwesenheit meines Gemahls. Alles dies möge also jetzt verbunden auftreten, um mich in Euren Augen wegen meiner glühenden Liebe zu entschuldigen; und gelingt dies Bestreben, wie es bei einem verständigen Manne gelingen muß, so bitte ich Euch, mir Euren Rath und Eure Hülfe zu gewähren. Ich gestehe Euch nämlich, daß ich, unfähig, während der Abwesenheit meines Gemahls den fleischlichen Lüsten und der Gewalt der Liebe Widerstand zu leisten, welche beide so mächtig sind, daß die stärksten Männer, geschweige denn zarte Frauen von ihnen oftmals überwältigt wurden und noch täglich werden, in dem Wohlleben und in der Muße, in denen ich, wie Ihr seht, mich befinde, schwach genug gewesen bin, dem Verlangen der Liebe nachzuhängen und in verliebter Glut mich zu entzünden. Ob ich nun gleich wohl weiß, daß diese meine Schwachheit, wenn sie bekannt würde, für unziemlich gelten müßte, (während sie mir, solange sie verborgen ist und bleibt, kaum in irgendetwas den Anstand zu verletzen scheint), so ist mir Amor doch insoweit günstig gewesen, daß er mir in der Wahl des Geliebten die gehörige Einsicht nicht genommen, sondern mir deren vielmehr reichlich verliehen hat, indem er mir Euch als den gezeigt hat, der die Liebe einer Dame meinesgleichen verdient. Bin ich nicht von Täuschung verblendet, so seid Ihr der schönste, liebenswürdigste, anmuthigste und verständigste Ritter, der im Königreiche Frankreich gefunden werden kann. Außerdem seid Ihr ebenso ohne Frau, wie es mir jetzt am Gemahle fehlt. So bitte ich Euch denn bei der heißen Liebe, die ich für Euch im Herzen trage, mir die Eurige nicht vorzuenthalten, nnd mit meiner Jugend Mitleid zu haben, die sich in Wahrheit um Euretwillen wie das Eis am Feuer völlig verzehrt.

Diesen Worten folgte ein solches Uebermaß von Thränen, daß die Dame, die noch fernere Bitten hinzufügen wollte, nicht im Stande war, weiter zu reden, sondern das Haupt niederbeugte und, wie vom Gefühle überwältigt, weinend damit an die Brust des Grafen sank. Der Graf dagegen schalt, als ein durchaus rechtlicher Ritter, so thörichte Liebe, stieß die Dame, die ihm schon um den Hals fallen wollte, zurück und versicherte sie mit den heiligsten Schwüren, sich lieber viertheilen lassen zu wollen, als von sich selbst oder von andern solch ein Vergehen gegen die Ehre seines Herrn zu dulden.

Kaum hatte die Dame das vernommen, so war ihre Liebe vergessen und in den wüthendsten Haß verwandelt. „Plumper Ritter", rief sie, „soll ich denn auf solche Weise wegen meines Antrags von Euch verhöhnt werden? Da sei doch Gott für, daß ich, weil Ihr mich tödten wollt, nicht Euch statt dessen ums Leben bringen oder aus der ganzen Welt vertreiben sollte." Und während sie noch so sprach, fuhr sie mit den Händen in die Haare, zerraufte und verwirrte sie sich ganz und gar, riß sich die Kleider auf, zerschlug sich den Busen nnd schrie so laut sie konnte: „Zu Hülfe, zu Hülfe, der Graf von Antwerpen will mir Gewalt anthun."

Als der Graf dies Benehmen sah, fürchtete er sich mehr vor dem höfischen Neide, als die Reinheit seines Gewissens ihm Schutz gewähren konnte; er ahnte, daß jener der Bosheit der Fürstin größern Glauben verschaffen werde als seiner Unschuld, erhob sich deshalb und mied, so schnell er konnte, das Zimmer und den Palast und floh in seine Wohnung. Hier hob er, ohne sich weiter zu besinnen, seine beiden Kinder zu Pferde, stieg selber ebenfalls auf und eilte, so sehr es sich thun ließ, nach Calais. Inzwischen liefen auf das Geschrei der Dame viele Leute herbei und glaubten, als sie in dem beschriebenen Zustande sie antrafen, nicht allein dem von ihr angegebenen Grunde ihres Schreiens, sondern fügten noch hinzu,

die Artigkeit und das zierliche Wesen des Grafen seien lediglich um zu diesem Zwecke zu gelangen die ganze Zeit her von ihm geübt worden. So lief denn alles wüthend nach dem Hause des Grafen, um ihn zu verhaften, und plünderte und zerstörte es, als er nicht mehr gefunden ward, bis es der Erde gleich war. Auch kam die Neuigkeit entstellt, wie sie zu Paris erzählt wurde, in das Heer des Königs und seines Sohnes; und diese verurtheilten, hocherzürnt über solchen Frevel, den Grafen und seine Nachkommen zu ewiger Verbannung und versprachen einem jeden, der sie lebend oder todt einbrächte, die größten Geschenke.

Es betrübte den Grafen, daß er, seiner Unschuld ungeachtet, durch die Flucht den Schein der Schuld auf sich geladen, doch ließ er darum nicht von seiner Eile nach, kam unerkannt mit seinen Kindern nach Calais, schiffte von dort eilig nach England hinüber und machte sich in ärmlicher Kleidung nach London auf den Weg. Bevor er indeß in diese Stadt eintrat, unterwies er seine beiden Kinder ausführlich, besonders aber in zwei Punkten: erstens, daß sie die dürftige Lage, in welche das Schicksal ohne ihre Schuld sie gemeinschaftlich gestürzt, geduldig ertragen möchten, dann aber, daß sie, so lieb ihnen ihr Leben sei, mit der möglichsten Sorgfalt vor jedermann verborgen halten möchten, woher und wessen Kinder sie seien. Der Sohn hieß Ludwig und zählte etwa neun Jahre, die Tochter, die Violante hieß, hatte deren ohngefähr sieben, und beide faßten, soweit ihr zartes Alter es zuließ, die Unterweisungen ihres Vaters wohl auf, wie das später der Erfolg bewies. Damit indeß der Zweck leichter erreicht werden könne, glaubte der Vater die Namen der Kinder verändern zu müssen und nannte den Knaben Pierrot und das Mädchen Jeannette. Als sie nun im ärmlicher Tracht nach London gekommen waren, fingen sie an, in der Weise nach Almosen umherzugehen, wie wir es täglich die französischen Bettler thun

sehen. Da geschah es denn, daß, wie sie eines Morgens in gleicher Absicht eine Kirche heimgesucht, eine vornehme Dame, welche mit einem der Marschälle des Königs von England vermählt war, den Grafen und seine beiden Kinder gewahr wurde, als sie eben um Almosen baten. Die Dame frug ihn, woher er sei und und ob die Kinder ihm zugehörten. Er erwiderte, er sei aus der Picardie und habe der Verbrechen seines ungerathenen ältern Sohnes wegen mit diesen beiden, die allerdings die seinigen seien, fliehen müssen. Es hatte die Dame ein gar mitleidiges Herz und sie warf ein Auge auf die Kleine, die ihr wohl gefiel, weil sie hübsch und manierlich und zuthulich war, und sie sagte: „Guter Freund, wenn du nichts dawider hast, mir dein Töchterchen zu lassen, so will ich sie um ihres günstigen Aussehens willen gerne nehmen, und wenn dann ein ordentliches Mädchen aus ihr wird, so werde ich sie zur geziemenden Zeit angemessen verheirathen.“ Dem Grafen war das Begehren höchst willkommen, er sagte sogleich „ja“ dazu, übergab der Dame mit Thränen das Kind und empfahl es ihr auf das dringendste.

Wie nun der Graf das Töchterchen untergebracht hatte und in guten Händen wußte, beschloß er, nicht länger dort zu bleiben, sondern durchstrich bettelnd die Insel und gelangte mit Pierrot, von der ungewohnten Anstrengung der Fußreise äußerst ermüdet, endlich nach Wales. Hier wohnte ein anderer königlicher Marschall, der ein großes Hauswesen und zahlreiche Dienerschaft hielt, und an dessen Hofe der Graf und sein Sohn, um eine Mahlzeit zu erhalten, häufig vorsprachen. Es hatte dieser Marschall einen Sohn, der mit den Kindern anderer Edelleute, nach Art der Kinder, körperliche Uebungen im Laufen und Springen und mehr dergleichen vornahm, zu denen Pierrot sich gesellte und in allen ihren Uebungen es einem jeden der andern gleich, oder auch zuvorthat. Einige male sah der Marschall diesen Spielen zu, und das Betragen des

Knaben gefiel ihm so sehr, daß er frug, wessen er sei. Man erwiderte, er sei der Sohn eines armen Mannes, der zu Zeiten komme, um sich ein Almosen zu fordern. Darauf ließ der Madschall den Vater um den Knaben ansprechen, und dieser, der Gott um nichts angelegentlicher gebeten hatte, willigte gern ein, so leid es ihm auch that, sich von dem Knaben trennen zu sollen.

Als nun der Graf Sohn und Tochter versorgt sah, gedachte er nicht länger in England zu verweilen, sondern sah, wie er nach Irland hinüber kam. Hier angelangt, verdang er sich in der Nähe von Stamford bei einem Grafen auf dem Lande als Knecht, versah sämmtliche Geschäfte, die einem Knechte oder Pferdejungen obliegen, nnd blieb dort unter vielem Ungemach und großer Mühe lange Zeit, ohne von irgendjemand erkannt zu werden.

Inzwischen nahm Violante, die jetzt Jeannette hieß, bei der Edeldame in London an Jahren und an Schönheit zu und gewann die Gunst der Dame, ihres Gemahls, jedes andern im Hause und aller, die sonst noch sie kannten, in einem erstaunlichen Maße. Denn es war niemand, der nicht gestehen mußte, ihr Betragen und ihre Sittsamkeit seien der höchsten Auszeichnung und des schönsten Lohnes würdig. Demzufolge hatte die Dame, die sie von dem Vater erhalten und über ihre Abkunft nie etwas anderes hatte erfahren können, als was sie von diesem selber gehört, sich bereits vorgenommen, sie dem Stande gemäß, den sie ihr beilegte, gut zu verheirathen. Gott aber, der die Verdienste der Menschen mit einem gerechten Auge durchschaut, erwog ihre adeliche Geburt und wie schuldlos sie für fremde Sünde büße, und lenkte es anders; denn wir müssen glauben, daß seine Gnade das, was sich nun ereignete, zuließ, um das Mädchen nicht im niedrige Hände gerathen zu lassen.

Die Edelfrau, welche Jeannetten zu sich genommen, hatte von ihrem Manne einen einzigen Sohn, den sowol

sie als der Vater, nicht allein weil er ihr Sohn war, sondern auch wegen seiner Tugenden und Verdienste auf das innigste liebten; denn er war wohlgesittet, tapfer und schön von Gestalt und von adlicher Gesinnung, wie kein anderer. Dieser nun mochte etwa sechs Jahre älter sein als Jeannette, und ihre Schönheit und Anmuth machten solchen Eindruck auf ihn, daß er sich auf das heftigste in sie verliebte und nur sie vor Augen hatte. Weil er sie aber von geringer Abkunft glaubte, wagte er nicht allein nicht, sie von seinen Aeltern zur Frau zu begehren, sondern er verbarg, aus Furcht, man werde ihn tadeln, daß er seiner Liebe einen so niedrigen Gegenstand erwählt, diese soviel er konnte. Dies Bestreben indeß regte seine Flammen um vieles mehr an, als wenn er sie offenbart hätte, und so geschah es, daß er von übermäßiger Leidenschaft verzehrt, in eine schwere Krankheit verfiel. Viele Aerzte wurden berufen, um ihn zu heilen; soviel sie aber auch die Zeichen der Krankheit beobachteten, so vermochten sie doch von ihrem wahren Grunde nichts zu erkennen und mußten ihn endlich insgesammt aufgeben. Die Betrübniß der Aeltern des jungen Mannes über diesen Ausspruch konnte nicht größer gedacht werden und oftmals baten sie ihn auf das zärtlichste, ihnen die Ursache seines Uebels zu entdecken, er aber antwortete ihnen nur mit Seufzern, oder sagte, er fühle sich innerlich verzehrt.

Da traf es sich, daß eines Tages, als ein junger, aber in seine Wissenschaft tiefeingedrungener Arzt neben dem Kranken saß und dessen Arm an der Stelle hielt, wo die Kunstverständigen nach dem Pulse zu fühlen pflegen, Jeanette, die ihn der Mutter zu Gefallen sorgfältig pflegte, in das Zimmer kam, wo der Kranke lag, um etwas für ihn zu besorgen. Sobald der Jüngling sie gewahr ward, fühlte er, obwol er kein Wort redete und die Miene nicht veränderte, in seinem Herzen die liebevolle Glut heftiger aufflammen, sodaß der Puls stärker als zuvor zu schlagen begann. Der Arzt bemerkte das

sogleich und verwunderte sich darüber; doch schwieg er, um zu sehen, wie lange diese Verstärkung des Pulses anhalten werde. Nun hatte Jeannette das Zimmer kaum wieder verlassen, als der Puls sich auch beruhigte. Da vermuthete der Arzt, der Ursache jener Krankheit auf die Spur gekommen zu sein, und ließ nach einiger Zeit, während er den Arm des Kranken noch immer in der Hand hielt, Jeannetten unter dem Vorwande, daß er sie nach etwas zu fragen habe, wieder hereinrufen. Sie gehorchte sogleich und war nicht sobald in das Zimmer eingetreten, als der Puls des jungen Mannes zunahm, und ebenso nachließ, als sie das Zimmer wieder verließ. Nun glaubte der Arzt seiner Sache vollkommen gewiß zu sein, stand auf, nahm Vater und Mutter des Kranken beiseite und sagte ihnen: „Die Gesundheit eures Sohnes ist nicht in der Aerzte, sondern in Jeannettens Händen. Sichere Zeichen haben mich überzeugt, daß euer Sohn sie auf das feurigste liebt, obgleich sie, soviel ich bemerke, nichts davon ahnet. Jetzt wißt ihr, was ihr zu thun habt, wenn sein Leben euch am Herzen liegt.“

Der Edelmann und seine Gemahlin waren erfreut über diese Nachricht, weil sie nun doch wenigstens eine Aussicht zu seiner Heilung entdeckten, wie hart es ihnen auch ankam, das zu thun, was ihnen unvermeidlich schien, nämlich die Jeannette ihrem Sohne zur Frau zu geben. So gingen sie denn, nachdem sie den Arzt entlassen, zu dem Kranken, und die Mutter sagte: „Mein Sohn, ich hätte nie gedacht, daß du mir einen deiner Wünsche verhehlen, am wenigsten aber, daß du dies thun würdest, wo dein unerfülltes Verlangen dich innerlich völlig verzehrt. Du durftest und darfst ja mit Sicherheit darauf zählen, daß ich, um dich zufrieden zu stellen, alles, was ich nur vermag, selbst wenn es minder ziemlich sein sollte, ganz so wie für mich selber thun würde. Weil du aber dennoch nicht offen gegen mich gewesen bist, hat unser Herrgott größeres Mitleid für dich bezeigt,

als du selber es gethan hast, und, damit diese Krankheit dir nicht tödlich werde, mir die Ursache deines Uebels entdeckt, welche in nichts anderem besteht, als in übergroßer Liebe, die du für ein Mädchen, deren Namen ich jetzt dahin gestellt sein lasse, empfindest. Warum scheutest du dich aber, mir dies zu entdecken? Bringt es dein Alter nicht mit sich, und müßte ich dich nicht gar gering schätzen, wenn du nicht verliebt wärest? So fürchte dich denn nicht länger vor mir, mein Sohn, sondern entdecke mir dreist alle deine Wünsche. Verscheuche den Trübsinn und die Bedenken, die du hegst und die dir allein diese Krankheit zugezogen haben. Fasse Muth und halte dich überzeugt, daß du nichts von mir fordern kannst, was ich nicht, um dich, den ich mehr als mein Leben liebe, zufriedenzustellen, soweit es in meinen Kräften steht, gerne thäte. Verbanne deine Scheu und deine Besorgniß, sage mir, ob ich deine Liebe in etwas fördern kann, und halte mich für die grausamste Mutter, die jemals einen Sohn geboren, findest du mich nicht auf das eifrigste bemüht, dich zum Ziele zu führen."

Als der Jüngling diese Worte seiner Mutter vernahm, erröthete er anfangs darüber, daß sein Geheimniß entdeckt sei. Als er aber bedachte, daß niemand besser als sie im Stande sei, seinem Verlangen Gewährung zu verschaffen, überwand er seine Scheu und sagte: „Madonna, um keiner andern Ursache willen habe ich meine Liebe vor Euch verborgen gehalten, als weil ich bemerkt habe, daß die meisten Menschen, wenn sie zu Jahren gekommen sind, sich nicht mehr daran erinnern wollen, daß auch sie einmal jung waren. Weil ich aber Euch hierin so verständig finde, leugne ich Euch nicht allein nicht, daß es sich wirklich so verhalte, wie Ihr vermuthet, sondern ich will Euch auch offenbaren, wen ich liebe, vorausgesetzt, daß Ihr Euer Versprechen nach Euren Kräften erfüllt, denn nur dadurch könnt Ihr mich wieder gesund machen."

Die Dame erwiderte, im Vertrauen darauf, daß ihr gelingen werde, was wenigstens in der Weise, wie sie dachte, ihr nicht gelang, zuversichtlich, er möge ihr seine Wünsche ohne Bedenken eröffnen und sie werde sich sogleich bemühen, seinem Verlangen Gewährung zu verschaffen.

Darauf sagte der Jüngling: „Madonna, die hohe Schönheit und das musterhafte Betragen unserer Jeannette, die Unmöglichkeit, ihr meine Liebe bemerkbar zu machen, geschweige denn sie zum Mitleiden zu bewegen, und meine eigene Scheu, die mich gehindert hat, zu irgendjemand von meiner Liebe zu sprechen, haben mich in den Zustand versetzt, in dem Ihr mich seht. Und sollte aus was immer für einem Grunde das, was Ihr mir versprochen habt, unterbleiben, so haltet Euch überzeugt, daß mein Leben in kurzem enden wird.“

Die Dame, die wohl fühlte, es sei jetzt an der Zeit, den jungen Mann zu ermuthigen, nicht aber ihm Vorwürfe zu machen, antwortete lächelnd: „Darum also hast du dich krank gegrämt? Nun, wenn das ist, so sei nur guten Muthes und laß mich sorgen, sobald du wieder gesund bist.“

Der Jüngling, der jetzt voll der besten Hoffnung war, gab in kurzem Zeichen entschiedener Besserung, und die Dame dachte, hocherfreut über den glücklichen Erfolg, nun daran, wie sie das dem Sohne gegebene Versprechen erfüllen wolle. Zu dem Ende rief sie eines Tags Jeannetten und frug sie unter freundlichen Scherzen, ob sie einen Geliebten habe. Jeannettens ganzes Gesicht überzog sich bei dieser Frage mit Röthe und sie erwiderte: „Gnädige Frau, für ein armes, von Hause verstoßenes Mädchen, wie ich, die, wie ich, in anderer Leute Diensten steht, ziemt es sich nicht, mit der Liebe sich abzugeben.“ Darauf sagte die Dame: „Wenn Ihr denn keinen Liebhaber besitzt, so wollen wir Euch einen verschaffen, an dem Ihr Eure Freude haben und Eurer Schönheit erst recht froh

werden sollt; denn es ist ja unerlaubt, daß ein so schönes Mädchen, wie Ihr, ohne Liebhaber sei." „Gnädige Frau", sagte darauf Jeannette, „Ihr habt mich aus der Armuth meines Vaters gerissen und wie Eure Tochter auferzogen und darum wäre es meine Pflicht, alles zu thun, was Ihr verlangt. In diesem einen aber kann ich Eurem Willen nicht gehorchen und glaube daran recht zu thun. Wenn es Euch gefällig ist, mir einen Mann zu geben, so werde ich den lieben, aber keinen andern; denn mir ist von der Erbschaft meiner Vorfahren nichts geblieben, als die Sittsamkeit, und so will ich denn die bewahren und an ihr halten, solange mein Leben währt."

Diese Worte dünkten der Dame dem Plane sehr entgegen, den sie sich ersonnen hatte, um das Versprechen zu erfüllen, das sie ihrem Sohne gegeben, obwol sie, verständig wie sie war, in ihrem Herzen das Mädchen um so höher achten mußte. Sie sagte darauf: „Wie aber, Jeannette, wenn unser gnädigster König, der ein junger Herr ist, wie du ein schönes Mädchen bist, von deiner Liebe eine Gunst begehrte, würdest du sie ihm abschlagen?" Sogleich erwiderte jene: „Gewalt könnte mir der König anthun, aber mit meinem Willen würde er nie von mir etwas anderes erlangen, als was der Sittsamkeit gemäß ist."

Die Dame sah nun wohl, wie die Gesinnungen des Mädchens beschaffen waren, sparte deshalb weiteres Reden und dachte darauf, durch die That sie auf die Probe zu stellen. Demzufolge sagte sie zu ihrem Sohne, sie werde, sobald er genesen sei, das Mädchen mit ihm in Eine Stube bringen, dann möge er selbst an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen suchen, da es, wie sie sagte, ihr unziemlich scheine, wenn sie für ihren Sohn wie eine Kupplerin gute Worte geben und ein Mädchen in ihrem Dienste bitten sollte.

Der junge Mann war mit diesem Antrag keineswegs zufrieden und wurde alsbald wieder um vieles kränker.

Als die Mutter das sah, eröffnete sie Jeannetten ihre Wünsche vollständig, fand aber diese noch standhafter als zuvor. Nun erzählte sie alles, was sie bisher gethan, ihrem Gemahle und so entschlossen sie sich, so hart es ihnen auch vorkam, dennoch gemeinsam Jeannetten ihrem Sohne zur Frau zu geben, da sie immer noch lieber den Sohn mit einer Frau, die sich nicht für ihn ziemte, lebendig, als ohne Frau todt sehen wollten. Und so thaten sie denn nach vielem Hin- und Herreden wirklich. Jeannette freute sich dessen innigst und dankte Gott aus vollem Herzen, daß er sie nicht vergessen habe, sagte aber dem allen ungeachtet nichts anders, als, sie sei die Tochter eines Picarden. Der junge Mann genas, feierte seine Hochzeit fröhlich wie kein anderer und genoß die Freuden, welche die Liebe ihm gewährte.

Inzwischen hatte Pierrot, der in Wales bei dem andern Marschall des Königs von England zurückgeblieben war, wie er heranwuchs, die Gunst seines Herrn erworben und war schön von Gestalt und wacker, wie kein anderer von der ganzen Insel geworden, sodaß in Kampfspielen und Turnieren niemand unter den Einheimischen sich der Waffen so mächtig bewies, als er. So war er denn unter dem Namen Pierrot der Picarde, den sie ihm beigelegt, überall gekannt und geehrt. Wie aber Gott seine Schwester nicht vergessen hatte, so zeigte sich bald, daß er auch seiner gedachte. Es kam über jene Gegenden eine verheerende Seuche, die fast die Hälfte der Bevölkerung hinwegraffte, zu geschweigen, daß auch von den Uebrigen ein so großer Theil in ferne Landschaften floh, daß das Land völlig verlassen zu sein schien. In dieser allgemeinen Sterblichkeit kam nun auch Pierrot's Herr, der Marschall, dessen Gemahlin und Sohn nebst mehreren andern Brüdern, Neffen und Verwandten des Hauses um, sodaß niemand übrig blieb, als eine schon mannbare Tochter, Pierrot und einige andere Diener. Wie die Seuche ein wenig nachgelassen hatte, entschloß sich die

junge Dame auf den Rath und zur Freude einiger am Leben gebliebenen Nachbarn, Pierrot, als einen tapfern und tüchtigen Menschen zum Manne zu nehmen, und machte ihn zum Herrn über alles, was ihr durch Erbschaft zugefallen war. Auch dauerte es nicht lange, so vernahm der König von England den Tod des Marschalls und ernannte darauf Pierrot den Picarden, dessen Tüchtigkeit ihm bereits bekannt geworden war, an der Stelle des Verstorbenen zu dessen Nachfolger in jener Würde.

Dieses ist denn in kurzem, was sich mit den beiden unschuldigen Kindern des Grafen von Antwerpen zutrug, die er für verloren zurückgelassen hatte.

So waren schon achtzehn Jahre verstrichen, seit der Graf von Antwerpen Paris auf flüchtigem Fuße gemieden hatte, als er nach mancherlei Leiden und gar dürftigem Leben Lust bekam, Irland, wo er sich bis dahin aufgehalten, zu verlassen, um nun, weil er alt geworden, wo möglich zu vernehmen, was aus seinen Kindern geworden sei. Er sah wohl, daß er in der Zeit seine Gestalt völlig verändert hatte, auch war er durch die langen körperlichen Anstrengungen rüstiger geworden, als er gewesen, während er in Muße lebte, und so verließ er, arm und schlecht gekleidet wie er war, den Herrn, bei dem er lange Zeit gelebt, und fuhr nach England hinüber. Zunächst ging er an den Ort, wo er Pierrot gelassen, und fand ihn als einen großen Herrn und königlichen Marschall wieder und sah, daß er gesund und kräftig und schön von Gestalt geworden war. Zwar freute er sich darüber herzlich, doch zu erkennen wollte er sich ihm nicht eher geben, als bis er über Jeannetten Auskunft erhalten hätte.

Zu dem Ende machte er sich auf den Weg, und gönnte sich unterwegs keine Ruhe, bis er in London angekommen war. Hier fragte er sorgfältig nach der Dame, welcher er seine Tochter gelassen, und nach ihren Umständeu und erfuhr, daß Jeannette die Frau ihres Sohnes geworden sei. Seine Freude darüber war so groß, daß er alles

vergangene Ungemach gering achtete, weil er seine Kinder lebendig und in glücklicher Lage wieder gefunden. Voller Verlangen, die Tochter wiederzusehen, ging er nun täglich in der Nähe ihres Hauses betteln. Hier sah ihn eines Tags Jakob Lamiens, denn so hieß der Gemahl Jeannettens, und es erbarmte ihn des armen, alten Mannes, sodaß er einem seiner Diener, ihn in das Haus führen, und ihm zu Essen geben hieß. Der Diener that willig, wie ihm geboten. Jeannette aber hatte dem Jakob schon mehrere Kinder geboren, von denen der älteste nicht mehr als acht Jahre zählte, und die sämmtlich die hübschesten und artigsten Kinder von der Welt waren. Als diese den Grafen essen sahen, waren sie gleich alle um ihn her und thaten schön mit ihm, als ob sie von verborgener Kraft gezogen, erkannt hätten, daß er ihr Großvater sei. Der Graf wurde bald gewahr, daß es seine Enkel seien, und herzte und liebkoste sie; weshalb denn die Kinder, so viel auch derjenige, der zu ihrer Aufsicht bestimmt war, sie rufen mochte, nicht von ihm lassen wollten. Jeannette hörte das und kam aus einem anstoßenden Gemach in das Zimmer, wo der Graf sich befand, und drohte den Kindern nachdrücklich mit Schlägen, wenn sie nicht thäten, was ihr Lehrer ihnen befehle. Da fingen die Kinder zu weinen an und sagten, sie wollten bei dem wackern Manne bleiben, der sie lieber hätte als ihr Lehrer, worüber Graf und Gräfin herzlich lachen mußten.

Inzwischen war der Graf von seinem Sitze aufgestanden, nicht um die Tochter als Vater zu begrüßen, sondern um ihr, wie ein armer Mann einer vornehmen Dame, seine Ehrfurcht zu beweisen, und hatte sich über ihren Anblick im Stillen unsäglich gefreut. Sie aber erkannte ihn weder damals noch späterhin, so sehr hatte er sich im Vergleich mit seinem frühern Aussehen verändert; denn alt und grau und bärtig, mager und braun von Farbe, wie er war, glich er eher einem Wildfremden als dem Grafen von Antwerpen. Wie die Dame sah, daß die

Kinder nicht von ihm ablassen wollten, sondern weinten, wenn man ihnen zu gehen befahl, sagte sie dem Lehrer, er möge sie nur eine Weile gewähren lassen.

Während aber die Kinder noch bei dem wackern Manne verweilten, kam Jakob's Vater von ungefähr nach Hause und erfuhr von dem Lehrer das Geschehene. Nun war ihm Jeannette ohnehin zuwider und so sagte er zu dem Lehrer: „Laßt sie beim Henker, der sie holen mag, wenn er Lust hat; sie zeigen ihre Abkunft in ihrem Benehmen. Bettelkinder sind sie von mütterlicher Seite und da ist es denn kein Wunder, wenn sie am liebsten bei Bettlern verweilen.“ Der Graf hörte die Rede und fühlte sich schwer gekränkt, doch zuckte er die Achseln und trug diesen Schimpf geduldig, wie so manchen andern. Jakob dagegen hatte die Kinder so lieb, daß, nachdem er gesehen, wie freundlich sie gegen den wackern Mann gewesen, er, obwol es ihm nicht gelegen war, doch, um sie nur nicht weinen zu sehen, jenem sagen ließ, wenn er im Hause einen Dienst annehmen wolle, werde er willkommen sein. Der Graf antwortete, er wolle gern bleiben, doch verstehe er sich auf weiter nichts, als die Pferde zu warten, was er sein Leben lang gethan. Darauf wurde ihm ein Pferd angewiesen, und sobald er das besorgt hatte, scherzte und spielte er mit den Kindern.

Während das Schicksal auf die bisher geschilderte Weise den Grafen und seine Kinder umhergeführt hatte, war der König von Frankreich, nachdem er mit den Deutschen mehrmals Waffenstillstand geschlossen, gestorben und an seiner Stelle sein Sohn gekrönt worden, dessen Gemahlin die Ursache gewesen, um derentwillen der Graf vertrieben war. Als der letzte Waffenstillstand mit den Deutschen abgelaufen war, fing der junge König den Krieg mit neuer Erbitterung an, und der König von England sandte ihm zu dem Ende, als sein neuer Vetter, zahlreiche Hülfsvölker unter der Führung seines Marschalls Pierrot und des Jakob Lamiens, des Sohnes seines andern Marschalls.

In dem Gefolge des letztern zog denn auch der wackere Mann, nämlich der Graf, ohne von jemand erkannt zu werden, mit, lebte geraume Zeit im Lager als Pferdeknecht und bewirkte hier, infolge seines Verstandes und seiner Erfahrung, durch Rath und That viel mehr Gutes, als für seine Lage sich schickte.

Während dieses Kriegs wurde nun die Königin von Frankreich von einer schweren Krankheit befallen. Und wie sie fühlte, daß sie dem Tode nahe sei, bereute sie alle ihre Sünden und beichtete sie zerknirscht dem Erzbischof von Rouen, der allgemein für einen besonders frommen und wohlmeinenden Mann gehalten wurde. Diesem erzählte sie denn unter andern Sünden auch das schwere Unrecht, das sie dem Grafen von Antwerpen zugefügt, und begnügte sich nicht damit, dies dem Bischofe zu beichten, sondern wiederholte den ganzen Hergang der Sache in Gegenwart vieler anderer angesehener Personen und bat diese, bei dem Könige sich dahin zu verwenden, daß der Graf selber, wenn er noch am Leben sei, wo nicht, aber seine Nachkommen in ihren frühern Stand wieder eingesetzt würden. Nicht lange nach diesem Geständnisse starb die Königin, und ihre Leiche ward ehrenvoll begraben.

Als dem König das Zeugniß seiner Gemahlin hinterbracht ward, beseufzte er zuerst das schwere Unrecht, das er einem so wackern Manne angethan, dann aber ließ er in dem ganzen Heere und ferner noch weit und breit im Lande ausrufen, daß, wer den Grafen von Antwerpen oder eines seiner Kinder nachzuweisen wisse, für einen jeden derselben auf das namhafteste belohnt werden solle; denn der König habe aus den Geständnissen seiner Gemahlin entnommen, daß der Graf des Vergehens, um dessentwillen er verbannt worden, unschuldig sei, und er beabsichtige, ihn nun in die alten Ehren und Würden wieder einzusetzen und ihn noch größere zu verleihen.

Diesen Aufruf hörte auch der Graf, als Stallknecht,

und da er wohl wußte, daß sich wirklich alles so verhalte, ging er sogleich zu Jakob und bat diesen, ihn mit Pierrot zusammenzubringen, denn er wolle dem König nachweisen, was er suche. Wie sie nun alle drei beisammen waren, sagte der Graf zu Pierrot, der schon selbst sich zu entdecken geneigt war: „Pierrot, Jakob, der hier steht, hat deine Schwester zur Frau, ohne jemals eine Mitgift bekommen zu haben. Damit aber deine Schwester nicht ohne Aussteuer sei, so will ich, daß er und niemand anders die große Belohnung erhalte, die der König dem verspricht, der dich anzuzeigen weiß. So möge er denn dich als den Sohn des Grafen von Antwerpen angeben, seine Frau als Violante, deine Schwester, und mich, euern Vater, als den Grafen von Antwerpen." Bei diesen Worten blickte Pierrot dem Redenden genauer ins Gesicht und erkannte ihn plötzlich, warf sich ihm weinend zu Füßen, umarmte ihn und sagte: „Vater, seid tausendmal willkommen." Jakob aber war zuerst von der Rede des Grafen und dann von dem Benehmen Pierrot's so verwundert und so freudig überrascht, daß er anfangs gar nicht wußte, was er thun solle. Doch maß er bald den Worten des Grafen vollen Glauben bei und voller Scham wegen der harten Reden, die er gegen jenen als Pferdeknecht wol verführt hatte, sank er weinend zu seinen Füßen nieder, um für das Geschehene demüthig, die Verzeihung von ihm zu erbitten; der Graf aber ertheilte sie ihm willig, indem er ihn aufstehen hieß.

Als sich alle drei ihre verschiedenen Schicksale unter vielen Thränen und ebenso viel Freude gegenseitig erzählt hatten, wollten Pierrot und Jakob den Grafen mit neuen Kleidern versehen. Er gab es indeß auf keine Weise zu, sondern bestand darauf, daß Jakob, nachdem ihm die Belohnung zuvor gesichert wäre, ihn im Knechtsgewande dem Könige vorführe, um diesen desto mehr zu beschämen. So ging denn Jakob, dem der Graf und Pierrot in eini-

ger Entfernung folgten, vor den König und versprach ihm, den Grafen und dessen Kinder zu bringen, wenn er ihn anders dem ergangenen Aufrufe gemäß belohnen wolle. Sogleich ließ der König die für einen jeden bestimmten Belohnungen, über deren Größe Jakob sich nicht genug wundern konnte, herbeibringen, und hieß ihm, diese hinzunehmen, wenn er wirklich, seinem Versprechen zufolge, den Grafen und dessen Kinder nachzuweisen wisse. Darauf wandte Jakob sich um, ließ den Grafen, seinen Knecht, und Pierrot vortreten und sagte: „Gnädigster Herr, hier sind Vater und Sohn; die Tochter, die meine Gemahlin ist, habe ich zwar nicht zur Stelle, doch sollt Ihr sie mit Gottes Hülfe baldigst sehen.“

Als der König das hörte, blickte er den Grafen an, und so sehr dieser auch gegen sein früheres Aussehen entstellt war, erkannte er ihn dennoch, nachdem er ihn eine Weile betrachtet hatte, wieder, und hob den Knienden, fast mit Thränen in den Augen, zu sich empor und küßte und umarmte ihn. Auch den Pierrot empfing er freundschaftlich und befahl, daß der Graf sogleich mit Kleidern, Dienerschaft, Pferden und Geräthen, so reichlich, als es seinem hohen Range gezieme, versehen werde. Alsobald wurde dieser Befehl vollzogen. Dann erwies der König dem Jakob ebenfalls vielfache Ehre und verlangte von ihm die Erzählung der vorhergegangenen Begebenheiten. Als aber Jakob die Belohnungen wegtragen ließ, die er für die Auskunft über den Grafen und dessen Kinder erhalten, sagte dieser: „Nimm das als ein gnädiges Geschenk unsers Herrn, des Königs, und vergiß nicht, deinem Vater zu sagen, daß deine Kinder, seine wie meine Enkel, nicht von mütterlicher Seite Bettelkinder sind.“ Jakob nahm die Geschenke und ließ die Frau und deren Schwiegermutter nach Paris kommen. Auch Pierrot's Frau wurde herbeigeführt und alle lebten in großen Freuden mit dem Grafen zusammen, den der König in alle seine Güter wieder eingesetzt und mit größern Würden

begabt hatte, als je zuvor. Dann beurlaubte sich ein jedes und kehrte an seinen Wohnort zurück; er aber lebte noch viel ruhmvoller als zuvor bis an sein Ende in Paris.

Neunte Geschichte.

Bernabò von Genua verliert durch Ambrogiuolo's Betrug das Seinige und befiehlt, daß seine unschuldige Frau getödtet werde. Sie entkommt und dient in Männerkleidern dem Sultan. Dann entdeckt sie den Betrüger und veranlaßt Bernabò nach Alexandrien zu kommen. Der Betrüger wird bestraft und sie kehrt, wieder in Weiberkleidern, mit dem Manne reich nach Genua zurück.

Als Elise durch die rührende Geschichte des Grafen von Antwerpen ihrer Pflicht Genüge geleistet, nahm Philomena, die Königin, die schön und von schlanker Gestalt war, und deren Gesichtszüge noch mehr Anmuth und Freundlichkeit hatten, als die der andern, einen Augenblick sich zusammen und sagte dann: „Wir müssen dem Dioneus schon Wort halten, und so will ich denn, da nur er und ich noch zu erzählen haben, meine Geschichte zuerst sagen, und er mag, wie er sich es ausgebeten, der letzte sein, der für heute zu uns redet.“ Als sie so gesprochen, begann sie:

Man pflegt im Volke oft sprichwörtlich zu sagen, wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Ob dies Sprichwort aber wahr sei, können wir nur daran erkennen, wenn es im Leben wirklich so zugeht. Demzufolge ist mir eingefallen, euch, ihr lieben Mädchen, ohne mich von der allgemeinen Aufgabe zu entfernen, an einem Beispiele zu zeigen, daß es sich wirklich so wie man sagt verhalte. Laßt es euch denn nicht gereuen, meine Geschichte zu hören, aus der ihr lernen könnt, wie man sich vor Betrügern zu hüten hat.

Es waren einmal in einem Wirthshaus zu Paris eine Anzahl italienischer Großhändler beisammen, die nach der Weise ihres Standes um verschiedener Geschäfte willen an jenen Ort gekommen waren. Diese geriethen eines Abends nach fröhlich beendigtem Essen auf allerhand Gespräche. Das eine brachte sie auf das andere, und so kamen sie endlich auf ihre Frauen zu reden, die sie daheim gelassen. Da sagte einer lachend: „Was meine thut, das weiß ich nicht, so viel weiß ich aber wohl, daß, wenn mir ein Mädel nach meinem Geschmacke hier in den Wurf kommt, ich die Liebe zu meiner Frau auf der einen Seite liegen lasse und alles mitnehme, was ich von jener kriegen kann.“ Darauf sagte ein anderer: „Ich mach' es ebenso. Denn, bilde ich mir ein, daß meine Frau sich derweile einen Zeitvertreib sucht, so thut sie's; bilde ich's mir nicht ein, so thut sie's doch. Also besser, man rechnet miteinander ab; wie der Esel in den Wald schreit, so schallt es wieder 'raus.“ Die Meinung des dritten kam auf dasselbe hinaus und mit einem Worte, die Anwesenden schienen alle darin übereinzustimmen, daß ihre zurückgelassenen Frauen die Zeit schwerlich ungenutzt lassen möchten.

Nur ein einziger, Namens Bernabò Lomellino aus Genua, sagte das Gegentheil, und versicherte, durch Gottes besondere Gnade eine Frau zu besitzen, der alle Tugenden, die einem Weibe, und mit wenigen Ausnahmen auch diejenigen, die einem Ritter oder Knappen geziemten, in solchem Grade eigen seien, wie vielleicht in ganz Italien keiner andern. Denn sie sei schön von Gestalt und noch bei jungen Jahren, körperlich geschickt und rüstig, und es gebe keinerlei weibliche Arbeit, wie Seidenwirken und mehr dergleichen, die sie nicht besser zu machen wisse, als irgendeine andere. Ja es sei noch überdies kein Knappe und kein Diener zu finden, was Namen er auch haben möge, der besser und aufmerksamer als sie eine herrschaftliche Tafel zu bedienen wisse; denn in allen Dingen sei sie wohl erzogen, umsichtig und verständig. Endlich rühmte er noch

von ihr, daß sie besser zu Pferde sitze und den Falken halte, besser zu lesen, zu schreiben und zu rechnen wisse, als ob sie ein Kaufmann wäre. Von diesem und vielem andern Lobe kam er dann auf den Gegenstand des vorhergegangenen Gesprächs und versicherte bei seinem Eide, daß keine sittsamere und keine keuschere Frau zu finden sei. Darum, fügte er hinzu, vertraue er fest darauf, daß, möchte er zehn Jahre oder für immer von Hause entfernt sein, sie sich niemals mit einem andern Manne auf dergleichen Geschichten einlassen würde.

Unter den Kaufleuten, die also miteinander redeten, war ein junger Mann, Ambrogiuolo von Piacenza genannt, der über das Lob, das Bernabò seiner Frau zuletzt ertheilt, überlaut zu lachen anfing und ihn höhnend fragte, ob denn der Kaiser nur ihm vor allen andern solch ein Vorrecht ertheilt habe. Bernabò erwiderte nicht ohne Empfindlichkeit, Gott, der etwas mehr vermöge als der Kaiser, und nicht dieser, habe ihm solche Gnade verliehen. Darauf sagte Ambrogiuolo: „Bernabò, ich zweifle nicht daran, daß du selber die Wahrheit zu sagen glaubst. Mich dünkt aber, du hast den Lauf der Dinge nicht gehörig ins Auge gefaßt; denn hättest du es gethan, so halte ich dich nicht für kurzsichtig genug, daß du nicht mancherlei wahrgenommen haben solltest, was dich veranlassen müßte, über derlei Sachen mit minderer Zuversicht zu reden. Damit du aber einsehen mögest, daß wir, die wir uns vorhin über unsere Frauen so duldsam aussprachen, darum nicht der Meinung sind, wir hätten deren schlechtere, oder anders geschaffene, als die deinige ist, sondern daß wir nur aus besserer Kenntniß der menschlichen Natur so gesprochen haben, will ich über diesen Gegenstand ein wenig mit dir reden. Ich habe immer gehört, der Mann sei das edelste unter den sterblichen Wesen, die Gott geschaffen, und erst nach ihm das Weib; und in der That zeigt auch die Erfahrung, daß die allgemeine Meinung wahr und der Mann vollkommener ist. Besitzt er nun aber größere Vollkommen-

heit, so muß er ohne Zweifel auch mehr Festigkeit und Beständigkeit haben; denn die Weiber sind in allem veränderlicher, wofür sich mancherlei natürliche Gründe angeben ließen, die ich aber jetzt beiseite lassen will. Hat nun der Mann größere Festigkeit und kann er sich dennoch nicht enthalten, nach einer jeden zu verlangen, die ihm gefällt, geschweige denn, einer, die ihn bittet, zu willfahren, und, außer diesem Verlangen, alles was in seinen Kräften steht, zu thun, um in ihren Besitz zu gelangen, und begegnet ihm dies nicht einmal im Monat, sondern täglich tausendmal, wie willst du von einem Weibe, die von Natur veränderlich ist, erwarten, daß sie den Bitten, den Schmeicheleien, den Geschenken und tausend andern Mitteln widerstehen werde, die ein erfahrener Mann, wenn er in sie verliebt ist, anwenden wird? Glaubst du wirklich, sie könne Stand halten? Wenn du mich es auch versicherst, so glaube ich dennoch nicht, daß du es glaubst. Gestehst du doch selbst ein, daß deine Frau ein Weib ist und wie die andern aus Fleisch und Bein besteht. Ist dem aber also, so muß sie dieselben Gelüste fühlen, und hat nur dieselben Kräfte wie die andern, um jenen natürlichen Antrieben zu widerstehen. Du siehst mithin, daß, so sittsam sie auch sein mag, es darum immer möglich ist, daß sie thut, was die andern thun. Etwas Mögliches soll man aber niemals so hartnäckig verneinen, oder das Umgekehrte behaupten, wie du es thust."

Bernabò entgegnete ihm darauf: „Ich bin ein Kaufmann und kein Philosoph, kann dir also auch nur als Kaufmann antworten. So sage ich denn, daß ich wohl einsehe, wie es den Einfältigen, die kein Gefühl für Scham haben, so gehen kann, wie du da beschreibst. Die Verständigen aber sind um ihre Ehre so besorgt, daß sie in diesem Punkte stärker werden als die Männer, die darin ein loses Gewissen haben. Und zu denen gehört meine Frau."

„Wahrhaftig", sagte Ambrogiuolo, „wenn den Weibern

für jedesmal, das sie sich auf derlei Geschichten einlassen, ein Horn aus der Stirn wüchse, das ein Zeugniß ihrer That wäre, so möchten sich wenige damit abgeben. Nun aber wächst ihnen kein Horn und wenn sie klug sind, ist keine Spur zu finden. Scham und Entehrung entstehen nur aus dem, was offenbar wird; so thun die Weiber denn, was sie im Verborgenen thun können, oder unterlassen es doch nur aus Albernheit. Darum halte dich überzeugt, nur die ist keusch, die entweder von niemand gebeten worden, oder, wenn sie selber gebeten hat, nicht erhört worden ist. So genau ich übrigens aus natürlichen oder aus andern Gründen weiß, daß sich dies alles so verhalten müsse, wie ich dir sage, so würde ich doch nicht mit solcher Zuversicht darüber sprechen, wenn ich nicht schon so oft und so manche auf die Probe gestellt hätte. Deshalb sage ich dir denn: wäre ich nur bei deiner so ausbündig sittsamen Frau; ich wollte sie wol in kurzer Zeit zu dem bringen, wozu ich schon so manche andere gebracht habe."

Bernabò antwortete verdrießlich: „Dies Herumstreiten mit Worten möchte sich etwas in die Länge ziehen. Du würdest sagen und ich würde sagen, und am Ende käme doch nichts heraus. Weil du aber doch meinst, daß jede Frau so nachgiebig und dein Geschick so groß sei, so bin ich bereit, um dich von der Sittsamkeit meiner Frau zu überführen, mir den Kopf abschneiden zu lassen, wenn du sie jemals dazu bewegen kannst, dir in dieser Art irgend zu Willen zu sein. Gelingt es dir aber nicht, so verlange ich von dir weiter nichts, als eine Buße von tausend Goldgulden."

Ambrogiuolo, der sich bei der Angelegenheit schon erhitzt hatte, erwiderte: „Bernabò, ich weiß nicht, was ich mit deinem Blute machen sollte, wenn ich die Wette gewänne. Hast du aber Lust, von dem, was ich dir gesagt habe, die Probe zu sehen, so setze gegen meine tausend Goldgulden fünftausend andere, die dir doch wol minder werth sein müssen, als dein Kopf. Dann will

ich, während du mir keine Zeit vorgeschrieben hast, nach Genua reisen und binnen drei Monaten, von dem Tage meiner Abreise aus Paris angerechnet, von deiner Frau meinen Willen erreicht haben. Und zum Zeugniß will ich dir Dinge mitbringen, die sie besonders werth hält, und dir so viel Umstände und Anzeichen berichten, daß du selbst an der Wahrheit nicht mehr zweifeln sollst. Dabei bedinge ich mir nur das eine aus, daß du während dieser Zeit weder nach Genua kommst, noch ihr irgendetwas über diese Angelegenheit schreibst.“

Bernabò versicherte damit völlig zufrieden zu sein, und so sehr die übrigen Kaufleute, die gegenwärtig waren, weil sie das große Uebel erkannten, das daraus entstehen konnte, sich bemühten, die Sache zu verhindern, so hatten sich jene beiden die Köpfe doch so erhitzt, daß sie sich wider den Willen der andern in förmlichen eigenhändig geschriebenen Urkunden gegeneinander verpflichteten.

Nachdem diese Verschreibung gemacht war, reiste Ambrogiuolo so schnell er konnte nach Genua, während Bernabò in Paris zurückblieb. Jener hatte aber kaum einige Tage in Genua zugebracht und sich mit vieler Vorsicht unter der Hand nach dem Namen der Straße und nach den Sitten der Frau erkundigt, als er ganz dasselbe, ja noch mehr Gutes von ihr hörte, als was Bernabò ihm gesagt hatte, und deshalb sein Unternehmen für vorwitzig erkennen mußte. Nichtsdestoweniger verschaffte er sich die Bekanntschaft eines armen Weibes, die häufig in jenes Haus zu kommen pflegte und bei Bernabò's Frau besonders wohlgelitten war. Da diese sich zu keinen weitern Diensten verstehen wollte, bestach er sie endlich dahin, daß sie ihn in einer Kiste, die er künstlich zu seinen Zwecken eingerichtet, nicht allein in das Haus, sondern in das Schlafzimmer der Frau selbst tragen ließ. Das arme Weib mußte nämlich vorgeben, sie wolle über Land reisen, und jener die Kiste für einige Tage zum Aufbewahren empfehlen.

Als die Kiste in dem Zimmer stehen geblieben und die Nacht gekommen war, öffnete Ambrogiuolo zu der Stunde, wo er vermuthen konnte, die Frau werde schlafen, das Behältniß durch den Druck einiger Federn und trat sachte in das Zimmer ein, das von einer Lampe erhellt ward. Nun betrachtete er die Form des Gemachs, die Malereien, welche es schmückten, und was sonst darin bezeichnend schien, auf das genaueste und prägte alles seinem Gedächtnisse ein. Darauf näherte er sich dem Bette und, da er bemerkte, daß die Frau sowol als ein kleines Töchterlein, das neben ihr lag, fest schliefen, deckte er sie völlig auf und sah, daß sie nackt ebenso schön zu nennen war, als bekleidet. Doch wußte er an dem Körper kein anderes Abzeichen zu entdecken, das er dem Manne anführen könnte, als ein Mal unter der linken Brust, um das ein paar goldgelbe Härchen standen. Sobald er dies gesehen, deckte er sie leise wieder zu, so großes Verlangen sich auch bei dem Anblick ihres schönen Körpers in ihm regte, sein Leben daran zu wagen und sich zu ihr zu legen. Da er aber gehört hatte, daß sie in solchen Dingen so übermäßig streng und ungefügig sei, wollte er es doch nicht darauf ankommen lassen. So verweilte er den größten Theil der Nacht über nach seiner Bequemlichkeit in dem Zimmer, nahm sich aus einem Schreine noch eine Tasche, ein Staatskleid und ein paar Ringe und Gürtel, that dies alles in seine Kiste und verschloß, nachdem er sich selber hinein begeben hatte, diese ganz wie zuvor. Dasselbe wiederholte er die folgende Nacht, ohne daß die Frau das Mindeste bemerkt hätte.

Am dritten Tage kam dasselbe arme Weib, nach der getroffenen Verabredung, wieder, um ihre Kiste abzuholen, und trug sie dorthin zurück, woher sie dieselbe gebracht hatte. Ambrogiuolo aber stieg sogleich heraus, belohnte das Weib seinem Versprechen gemäß, und kehrte mit den genommenen Sachen noch vor der bestimmten Frist nach Paris zurück. Hier rief er die Kaufleute zusammen, die

bei dem Streite und der abgeschlossenen Wette zugegen gewesen, und erklärte in Bernabò's Gegenwart, er habe die Summe, um welche sie damals gewettet, gewonnen, und ausgeführt, was er zu thun sich gerühmt hatte. Zum Beweise bezeichnete er die Gestalt des Zimmers und die Malereien in demselben, und zeigte dann auch die Sachen vor, die er mitgebracht, und von denen er behauptete, daß sie ihm dieselben geschenkt habe. Bernabò gestand, daß das Zimmer wirklich so aussehe, wie jener es beschrieben, auch erkannte er jene Sachen als solche, die seiner Frau zugehört haben, doch meinte er, Ambrogiuolo könne leicht von einem der Dienstboten des Hauses die Beschreibung des Zimmers und auf gleichem Wege auch die Sachen erhalten haben. Deshalb erachte er sich durch das Vorgebrachte, wenn jener nicht noch anderes hinzufüge, keineswegs für besiegt. Ambrogiuolo sagte darauf: „Wahrlich, du solltest dich damit begnügen; weil du aber einmal verlangst, ich soll noch mehr sagen, so will ich es thun. So sage ich dir denn, Frau Ginevra, deine Gattin, hat unter ihrer linken Brust ein kleines Mal, um das wol sechs goldgelbe Härchen herumstehen." Als Bernabò das hörte, war es ihm wie ein Messerstich durch das Herz, und die plötzliche Blässe seines Gesichts hatte auch ohne Worte die Wahrheit dessen, was Ambrogiuolo gesagt hatte, deutlich bekundet. Nach einiger Weile sagte er: „Ihr Herren, was Ambrogiuolo berichtet, ist wahr; so hat er denn gewonnen und mag sich, wann es ihm beliebt, die Zahlung abholen."

Wirklich wurde Ambrogiuolo schon am folgenden Tage vollständig bezahlt. Bernabò aber verließ Paris, und zog voll bösen Bluts gegen seine Frau gen Genua. Als er der Stadt nahegekommen war, wollte er nicht hinein, sondern blieb wol zwanzig Meilen davon auf einer ihm gehörigen Besitzung, und sandte einen Diener, dem er besonders vertraute, mit zwei Pferden und einem Briefe an seine Frau nach Genua, in welchem er ihr schrieb, wie er

zurückgekehrt sei, und wie sie mit jenem ihm entgegenkommen solle. Dem Diener aber ertheilte er heimlichen Befehl, sobald er mit der Frau an einem Orte wäre, der ihm gelegen dünkte, ohne Erbarmen sie zu ermorden und dann zu ihm zurückzukehren.

Als der Diener in Genua angelangt war, den Brief abgegeben und seine Aufträge ausgerichtet hatte, empfing ihn die Frau mit herzlicher Freude. Am andern Morgen stieg sie mit ihm zu Pferde und verfolgte den Weg nach jener Besitzung, bis sie unter mancherlei Gesprächen, die sie im Reiten miteinander führten, in ein tiefes, einsames Thal gelangten, das Bäume und hohe Felsenwände rings umschlossen. Das schien dem Diener der gelegene Ort, um die Befehle seines Herrn mit Sicherheit vollführen zu können; er zog sein Messer heraus und faßte die Frau beim Arme und sagte: „Madonna, empfehlt unserm Herrgott Eure Seele; denn hier müßt Ihr sterben und dürft nicht mehr von der Stelle.“ Wie die Frau das Messer sah und des Dieners Worte hörte, rief sie voll Entsetzen: „Um Gottes willen, Gnade! Eh' du mich umbringst, sage mir, was ich dir gethan habe, daß du mich morden willst?“ „Madonna“, sagte der Diener, „mir habt Ihr nichts zu Leide gethan; worin Ihr aber Euern Gemahl beleidigt habt, das weiß ich weiter nicht, als daß er mir befohlen, Euch auf diesem Wege ohne einiges Erbarmen zu tödten, und, wenn ich es nicht thäte, hat er mir gedroht, mich aufhängen zu lassen. Ihr wißt wohl, wie viel ich ihm verdanke und wie ich mich nicht weigern darf, zu thun, was er befiehlt. Weiß es Gott, mir ist es Leid um Euch; was will ich aber machen?“ Darauf antwortete die Frau unter Thränen: „Ach, um Gottes willen, Gnade! Wolle doch nicht um eines andern willen an mir zum Mörder werden, die ich dir niemals etwas zu Leide gethan. Gott, der alles kennt, ist mein Zeuge, daß ich nichts verübt habe, was mir solche Strafe von meinem Manne verdienen könnte. Doch, das bei-

seite. Du aber kannst dich, wenn du willst, um Gott, um deinen Herrn und um mich zugleich verdient machen. Nimm hier meine Kleider und schenke mir dafür nur deine Jacke und deinen Mantel. Kehre mit jenen zu meinem und deinem Herrn zurück und sage, du habest mich umgebracht. Ich schwöre dir, bei meinem Leben, das ich von dir zum Geschenk erwarte, ich will verschwinden, ich will in ein anderes Land gehen, und weder er noch du sollen in diesen Gegenden je das Mindeste von mir hören."

Der Diener, der sie ohnehin nicht gerne tödten wollte, wurde leicht zum Mitleiden bewogen. Er nahm ihre Kleider, gab ihr seine alte Jacke und seinen Mantel, ließ ihr das wenige Geld, das sie bei sich hatte, und, nachdem er sie zuvor gebeten, jene Gegenden zu meiden, ließ er sie zu Fuß in dem Thale zurück. Dann eilte er zu seinem Herrn und sagte ihm, er habe seinen Befehl nicht nur vollzogen, sondern über ihren Leichnam mehrere Wölfe herfallen sehen.

Einige Zeit darauf kam Bernabò wieder nach Genua; man erfuhr, was er gethan, und tadelte ihn darüber allgemein.

Inzwischen war die Frau einsam und trostlos zurückgeblieben und bei einbrechender Nacht möglichst entstellt in einer benachbarten Bauernhütte eingekehrt. Hier bekam sie von einer Alten, was sie bedurfte, um die Jacke nach ihrer Gestalt zu kürzen und zurecht zu machen. Aus ihrem Hemde nähte sie sich Hosen, schor sich die Haare, gab sich überhaupt das Ansehen eines Matrosen und ging in solcher Gestalt dem Meere zu. Da traf sie von ungefähr auf einen spanischen Edelmann, der Herr 'N Carache genannt ward, und aus einem ihm gehörigen Schiffe, das in geringer Entfernung vor Anker lag, bei Alba ausgestiegen war, um sich an einer Quelle zu erfrischen. Mit diesem fing sie zu reden an, verdang sich bei ihm als Diener und bestieg das Schiff, wo sie sich Sicurano aus Finale

nennen ließ. Der Edelmann versah sie nun mit bessern Kleidern; sie aber wußte ihm in allem so gut aufzuwarten, daß der neue Diener ihm über die maßen lieb ward.

Nicht lange darauf schiffte der Spanier mit einer Waarenladung nach Alexandrien und nahm unter anderm mehrere seltene Falken mit, die er dem Sultan zum Geschenk machte. Darauf lud ihn der Sultan einigemal zu Tische und wurde, weil Sicurano immer mitbediente, auf dessen geschicktes Benehmen dabei so aufmerksam und fand daran solchen Gefallen, daß er ihn sich von dem Spanier erbat; was denn dieser, so leid es ihm that, nicht abschlagen konnte. Sicurano gewann in kurzem durch sein gutes Betragen die Gunst und Liebe des Sultans nicht minder, als er die des Spaniers vorher besessen.

Da geschah es im Verlaufe der Zeit, daß ein großer Zusammenfluß von christlichen und sarazenischen Kaufleuten stattfinden sollte, indem zu einer bestimmten Jahreszeit in Acre eine Art Messe gehalten wurde. Zu diesem Markte pflegte der Sultan, unter dessen Hoheit Acre lag, außer mehreren andern Beamten, zur Sicherheit der Kaufleute und ihrer Waaren jedesmal einen seiner Großen und eine Anzahl Bewaffneter zu senden Als nun diesmal die Zeit herankam, beschloß er den Sicurano, der bereits der Sprache vollkommen mächtig geworden war, zu diesem Geschäfte zu bestimmen, und wirklich führte er diesen Vorsatz aus. So wurde denn Sicurano Befehlshaber von Acre und der vom Sultan zum Schutze der Kaufleute und ihrer Waaren dorthin gesandten Wache; und während er sein Amt auf das beste und sorgfältigste versah und zu dem Ende achtsam umherging, traf er auf viele Kaufleute aus Sicilien, Pisa, Genua, Venedig und aus andern Gegenden Italiens, und ließ sich in der Erinnerung an sein Vaterland gern mit ihnen in trauliche Gespräche ein.

Da traf es sich unter anderm einmal, daß er in einem Kaufhause der Venetianer, wo er einen Augenblick

eintrat, neben mancherlei anderm Schmucke eine Tasche und einen Gürtel gewahr ward, die er schnell und voller Verwunderung als die seinigen wiedererkannte. Doch verbarg er sein Erstaunen, und frug höflich, wem sie gehörten und ob sie zu verkaufen seien. Ambrogiuolo von Piacenza nämlich war auf einem venetianer Schiffe mit vielen Waaren zu dieser Messe gekommen, und trat jetzt, als er den Befehlshaber der Wache fragen hörte, wessen jene Sachen seien, lächelnd vor und sagte: „Herr, die Dinger gehören mir und sind nicht zum Verkauf. Findet Ihr aber Gefallen daran, so mache ich sie Euch gerne zum Geschenk.“ Wie Sicurano ihn lächeln sah, fürchtete er schon, jener möchte seine Züge wiedererkannt haben; doch hielt er sein Gesicht vollkommen in der Gewalt und sagte: „Du lachst wol, daß ein Kriegsmann, wie ich, nach solchem Weiberzeuge fragt?“ „Herr“, entgegnete Ambrogiuolo, „ich lache nicht darüber, sondern nur über die Art, wie ich zu den Sachen gekommen bin.“ Darauf sagte Sicurano: „Nun, beim Himmel, wenn nichts Unziemliches dabei ist, so möchte ich doch, du erzähltest uns die Geschichte. „Herr“, sagte jener, „die Dinger, die Ihr da seht, und noch ein paar andere schenkte mir einmal eine genueser Dame, Frau Ginevra genannt, die Frau des Bernabò Lomellino, weil ich eine Nacht bei ihr geschlafen, und bat mich, ihr zu Liebe sie zu behalten. Nun mußte ich aber lachen, weil ich an Bernabò's Albernheit dachte, der dumm genug war, fünftausend Goldgulden gegen tausend zu setzen, daß ich von seiner Frau meinen Willen nicht erlangen würde. Sie gewährte mir aber alles, und ich gewann die Wette, und Bernabò, der lieber sich für seine Dummheit, als die Frau dafür hätte bestrafen sollen, daß sie gethan, was alle Weiber thun, reiste von Paris nach Genua zurück, und hat sie, wie ich späterhin vernommen, umbringen lassen.“

Wie Sicurano dies vernommen, erkannte er alsbald den Grund von Bernabò's Zorne gegen sie, und daß

Ambrogiulo die einzige Ursache aller ihrer Leiden sei, und dachte darauf, diesem seinen Betrug nicht ungestraft durchgehen zu lassen. Deshalb stellte sich denn Sicurano, als ob jene Geschichte ihm vielen Spaß gemacht, und wußte mit Ambrogiuolo in kurzem so vertraulich zu werden, daß dieser am Ende der Messe ihn mit Sack und Pack zu seinem Vergnügen nach Alexandrien begleitete. Hier richtete ihm Sicurano ein Kaufhaus ein und vertraute ihm von seinem eigenen Gelde bedeutende Summen an, sodaß Ambrogiuolo infolge des großen Nutzens, der ihm aus seinem Aufenthalt erwuchs, gern in Alexandrien verweilte.

Sicurano, der in alledem nichts anderes vor Augen hatte, als Bernabò von ihrer Unschuld überzeugen zu können, ließ nicht eher nach, als bis sie durch Vermittelung einiger angesehenen genuesischen Kaufleute, die in Alexandrien wohnten, ihn unter allerhand Vorwänden bewogen hatte, dorthin zu kommen. Da Bernabò in ziemlich ärmlichen Umständen anlangte, ließ Sicurano ihn, bis ihm die Zeit zur Ausführung seiner Pläne gelegen dünken würde, von einem seiner Freunde in der Stille beherbergen. Inzwischen hatte Sicurano den Ambrogiuolo schon veranlaßt, seine Geschichte vor dem Sultan zu erzählen und diesen angenehm dadurch unterhalten.

Wie nun aber Bernabò angelangt war, meinte er, seine Unternehmung nicht weiter aufschieben zu dürfen, und nahm die gelegene Zeit wahr, um vom Sultan die Erlaubniß zu erhalten, Ambrogiuolo und Bernabò vor ihn führen zu dürfen, damit in Gegenwart des letztern Ambrogiuolo, wo nicht in Güte, mit Gewalt genöthigt würde, zu bekennen, wie es sich in Wahrheit mit dem verhalten habe, dessen er sich in Betreff der Frau Bernabò's rühmte. Ambrogiuolo und Bernabò erschienen vor dem Sultan, in Gegenwart vieler befahl dieser dem ersten mit ungnädigem Gesichte, der Wahrheit gemäß zu gestehen, wie er von Bernabò die fünftausend Goldgulden gewonnen habe. Ambrogiuolo sah den Sicurano, auf den er am meisten

Zutrauen setzte, gegenwärtig; doch auch dieser drohte ihm mit noch weit zornigerer Miene die größten Martern an, wenn er die Wahrheit nicht gestände. So sah sich denn Ambrogiuolo, von der einen wie von der andern Seite verschüchtert, ja mit Zwang bedroht, in Bernabò's und vieler andern Gegenwart genöthigt, den ganzen Hergang der Sache klar und einfach zu erzählen. Ambrogiuolo meinte dadurch höchstens zur Erstattung der fünftausend Gulden und der genommenen Sachen verpflichtet zu werden; Sicurano aber wandte sich als ein vom Sultan berufener Richter sogleich zu Bernabò und sagte: „Was thatest du denn deiner Frau infolge dieser Lüge?" Bernabò erwiderte: „Vom Zorne über das verlorene Geld und von Scham über die Schande bewältigt, die meine Frau mir, wie ich glauben mußte, angethan, ließ ich sie durch einen meiner Diener tödten, und, wie mir dieser berichtet, ward ihr Leichnam von vielen Wölfen zerrissen."

Alle diese Verhandlungen wurden in Gegenwart des Sultans gepflogen und vollkommen von ihm verstanden, ohne daß er darum gewußt hätte, zu welchem Ende Sicurano dies alles veranstaltet habe. Darauf sprach indeß der letzte folgendermaßen: „Mein Gebieter, Ihr seht nun wol klar genug ein, was für eines Liebhabers und was für eines Mannes die gute Frau sich zu rühmen gehabt. Der Liebhaber bringt zu gleicher Zeit sie durch die schmählichsten Lügen um ihre Ehre und stürzt ihren Mann ins Unglück, und der Mann mißt den fremden Unwahrheiten größern Glauben bei, als der Wahrheit, die er durch lange Erfahrung selber zu erkennen Gelegenheit gehabt, und läßt sie tödten und von Wölfen verschlingen. Und noch überdies ist die Liebe, die Liebhaber und Ehemann für sie empfinden, so groß, daß beide lange Zeit mit ihr zusammenleben, ohne sie wiederzuerkennen. Damit Ihr aber in vollem Maße erkennet, welche Strafe jeder von beiden verdient, will ich, wenn Ihr mir anders zur besondern Gnade gewähren wollt, daß der Betrüger be-

straft, dem Betrogenen aber verziehen werde, die arme Frau selbst vor Eure und vor jener Augen führen."

Der Sultan, der in dieser Angelegenheit allein dem Sicurano gefällig zu sein wünschte, erklärte sich damit zufrieden und sagte, jener möge die Frau nur kommen lassen. Bernabò wunderte sich über diese Reden nicht wenig, da er seine Frau mit Gewißheit todt glaubte. Ambrogiuolo ahnte zwar schon sein Unglück und fürchtete Schlimmeres als die Erstattung des Geldes, auch wußte er nicht, was er von dem Erscheinen der Frau hoffen oder fürchten sollte; doch waltete auch bei ihm Neugierde und Verwunderung in Betreff ihrer Ankunft vor.

Wie nun der Sultan dem Sicurano seine Bitten gewährt hatte, warf dieser sich weinend vor ihm auf die Knie und veränderte in dem Augenblick, wo sie für keinen Mann mehr gelten wollte, die bisher männliche Stimme und sagte: „Mein Gebieter, ich bin die elende, unglückliche Ginevra und bin nun schon sechs Jahre lang in männlicher Kleidung durch die Welt umhergeirrt, seit dieser Verräther Ambrogiuolo mich fälschlich, aber nur allzu fühlbar beschimpft, und seit mein grausamer und ungerechter Mann hier mich von einem seiner Diener hat umbringen und den Wölfen vorwerfen lassen wollen." Bei diesen Worten zerriß sie ihre Kleider, zeigte ihren Busen und bewies dadurch dem Sultan und allen andern, die gegenwärtig waren, daß sie ein Weib sei. Dann aber wandte sie sich gegen Ambrogiuolo und fragte ihn im höchsten Zorne, wann er jemals, wie er sich gerühmt, bei ihr geschlafen habe. Ambrogiuolo erkannte sie wohl und fühlte sich so beschämt, daß er schwieg, nicht anders, als wäre er stumm geworden. Der Sultan, der sie immer für einen Mann gehalten, gerieth bei diesen Worten und diesem Anblick in solches Erstaunen, daß er mehrmals, was er sah und was er hörte, nicht für wahr, sondern für einen Traum halten wollte. Endlich aber legte sich sein Staunen, er erkannte die Wahrheit und

überhäufte die Lebensweise, die Standhaftigkeit, die guten Sitten und die Tugenden Ginevra's, die bis dahin Sicurano genannt worden war, mit den höchsten Lobsprüchen. Dann ließ er ihr anständige, weibliche Kleidungsstücke bringen, versah sie, nach ihrer Bitte, mit Frauen, die ihr Gesellschaft leisteten, und schenkte dem Bernabò sein verwirktes Leben. Dieser aber hatte sie kaum erkannt, als er sich weinend zu ihren Füßen warf und sie um Verzeihung bat, die sie ihm denn auch, so wenig er sie verdient hatte, freundlich gewährte, ihn aufstehen hieß und zärtlich ihn als ihren Gemahl umarmte.

Darauf befahl der Sultan sogleich, daß Ambrogiuolo an einen erhabenen Platz der Stadt geführt, dort in der Sonne nackend an einen Pfahl gebunden und mit Honig bestrichen werde, um nicht eher von dort wieder losgebunden zu werden, als bis seine Gebeine von selber aus den Banden fielen. Als dieser Befehl des Sultans vollzogen war, ließ er alles, was bisher dem Ambrogiuolo gehört, als ein Geschenk der Frau überantworten, und es fand sich, daß dieses nicht weniger als zehntausend Doublonen betrug. Dann ordnete er ein herrliches Fest an, bei welchem er den Bernabò als den Mann der Frau Ginevra, diese aber als ein Muster trefflicher Frauen ehrte, und ihr an Schmuck, goldenen und silbernen Gefäßen und baarem Gelde mehr denn zehntausend Doublonen an Werth schenkte. Als das Fest ein Ende genommen, rüstete er ein Schiff aus und beurlaubte sie, nach Gefallen auf diesem nach Genua zu reisen. So kehrten sie denn reich und froh in ihre Heimat und wurden dort auf das ehrenvollste empfangen; besonders aber Frau Ginevra, die von allen todt geglaubt worden war, und nun, solange sie lebte, wegen ihrer Tugenden und ihres Verstandes allgemein gerühmt ward.

Ambrogiuolo war noch an demselben Tage an den Pfahl gebunden und mit Honig bestrichen worden, und hatte nicht allein mit unsäglichen Schmerzen unter den Stichen der

Fliegen, Wespen und Bremsen, deren sich in jenem Lande besonders viele befinden, seinen Geist aufgeben müssen, sondern sein Leichnam ward auch bis auf die Knochen von ihnen verzehrt. So blieben die weißen Gebeine, von den Sehnen zusammengehalten, noch lange Zeit unangerührt dem Vorübergehenden ein Zeugniß von Ambrogiuolo's Bosheit, und so bewährte sich das Sprichwort: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Zehnte Geschichte.

Paganino von Monaco raubt dem Herrn Ricciardo von Chinzica seine Frau. Dieser erfährt, wo sie sei, befreundet sich mit Paganino und fordert sie von ihm wieder. Paganino verspricht sie ihm, wenn sie wieder zu ihm wolle. Sie hat aber keine Lust, zu ihm zurückzukehren, und wird nach Herrn Ricciardo's Tode Paganino's Frau.

Jeder von der ehrenwerthen Gesellschaft rühmte die Geschichte, welche die Königin erzählt, als besonders schön; vor allen aber Dioneus, dem für den heutigen Tag die Mühe des Erzählens allein noch oblag. So begann er denn nach einem ausführlichen Lobe seiner Vorgängerin also zu reden:

Schöne Damen, eine Stelle in der Geschichte der Königin hat mich veranlaßt, eine, die mir im Sinne lag, jetzt beiseite zu lassen und dafür eine andere zu erzählen. Ich meine nämlich die durch den glücklichen Ausgang nicht gemilderte Thorheit des Bernabò, daß er sich einreden konnte, wie manche andere es mit ihm thun, während sie in der Welt umherreisen und sich bald mit dieser und bald mit jener die Zeit vertreiben, würden ihre Frauen daheim die Hände in den Schos legen; als ob

wir, die wir unter den Frauen auf die Welt kommen und groß werden, nicht wüßten, wonach sie Verlangen tragen. So will ich euch denn in meiner Geschichte zu gleicher Zeit die Thorheit solcher Leute und die noch größere einiger andern bemerklich machen, die sich für vermögender halten, als die Natur selbst, und mit fabelhaftem Geschwätze bewirken zu können glauben, was nicht in ihrer Macht liegt, und nach ihrer Constitution, die andern völlig widerstrebt, diese umformen wollen.

In Pisa nämlich lebte einmal ein Richter, der mehr mit Kenntnissen als mit körperlicher Kraft begabt war, und Herr Ricciardo vor Chinzica genannt ward. Dieser mochte sich wol einbilden, daß einer Frau dieselben Fähigkeiten genügen, die zum Richteramt erfordert werden, und suchte sich im Vertrauen auf seinen ansehnlichen Reichthum mit allem Eifer eine schöne und junge Frau; während er doch, wenn er sich selbst so gut zu berathen gewußt hätte wie Fremde, das eine sowol als das andere sorgfältig hätte vermeiden sollen. Indeß wurden seine Wünsche erfüllt. Herr Lotto Gualandi gab ihm eine seiner Töchter, namens Bartolomea, eines der hübschesten und muntersten Mädchen in Pisa, zur Frau, wo doch die meisten so niedlich und so flink sind wie die Eidechsen. Der Richter holte sie mit den größten Festlichkeiten ein, und feierte eine glänzende und prachtvolle Hochzeit. Auch setzte er in der Brautnacht einmal ernstlich darauf an, die Ehe zu vollziehen; doch fehlte wenig daran, so wäre er dies einemal wenn nicht matt, doch patt geworden, und am andern Morgen mußte er sich, mager und ausgedörrt und kraftlos wie er war, mit rothem Wein und stärkendem Gebäck und andern Aufregungsmitteln wieder einigermaßen ins Leben zurückrufen.

Durch diese nächtlichen Erfahrungen lernte der Herr Richter seine Kräfte richtiger anschlagen, als er es zuvor gethan, und er begann infolge dessen seiner Frau einen Kalender vorzutragen, der den Schulkindern wol gefallen

haben möchte und ursprünglich vielleicht in Ravenna gemacht sein mochte. Denn nach seinen Erklärungen gab es keinen Tag, an dem nicht mehrere Feste zusammen, geschweige denn eines, getroffen hätten, denen zu Ehren man, wie der Mann der Frau auseinandersetzte, aus mancherlei triftigen Gründen sich dergleichen fleischlicher Vermischungen enthalten mußte. Zu diesen Festen kamen noch die Quatember, die heiligen Abende der Apostel- und tausend anderer Heiligen Tage, die Feiertage und die Sonnabende, der Sonntag, als Tag des Herrn, die ganze Fastenzeit, gewisse Mondphasen und eine Menge anderer Ausnahmen, für welche alle er im Bette seiner Frau gleiche Ferien in Anspruch nehmen zu dürfen glaubte, als er sich deren in den Processen, die er führte, manchmal bediente. Auf diese Weise fuhr er zum großen Verdrusse seiner Frau, an die es solchergestalt kaum einmal im Monat kam, lange Zeit fort, und hatte dabei immer sorgfältig darauf Acht, daß nicht etwa ein anderer sie mit den Werkeltagen bekannt machen möge, wie er ihr die Festtage gelehrt hatte.

Da kam einmal zur Zeit der großen Hitze dem Herrn Ricciardo die Lust an, sich auf einem schönen Landgute, das ihm in der Nähe des Monte Nero gehörte, zu erholen und während des Aufenthalts von einigen Tagen frische Luft zu schöpfen. Seine schöne Frau mußte ihn begleiten; und um sie in der Zeit, während sie dort verweilten, einigermaßen zu unterhalten, ließ er eines Tags einen Fischzug anstellen. Auf dem einen Kahne fuhr er mit den Fischern, auf dem andern sie mit mehreren Frauen; so sahen sie dem Fischfang zu, und das Wohlgefallen an diesem Schauspiele lockte sie, ohne daß sie es gewahr wurden, mehrere Meilen in das Meer hinaus. Während sie aber noch auf die Fische achteten, näherte sich ihnen plötzlich eine Galeere des Paganino vom Meere, der damals ein berühmter Seeräuber war. Wie dieser die Kähne bemerkte, machte er Jagd auf sie, und sie konnten nicht

schnell genug entfliehen, daß Paganino nicht den Kahn erreicht hätte, auf dem die Frauen sich befanden. Hier fiel sein Blick sogleich auf die schöne Dame, und ohne irgendetwas anderes zu begehren, nahm er sie, unter Herrn Ricciardo's Augen, der bereits gelandet war, auf seine Galeere und fuhr davon.

Ob der Herr Richter, der so eifersüchtig war, daß er sich vor jeder Luft fürchtete, über diesen Anblick betrübt war, brauche ich euch nicht erst zu sagen. Er beklagte sich in und außerhalb Pisa über die Ruchlosigkeit der Seeräuber, und wußte darum doch nicht, wem seine Frau in die Hände gefallen oder wohin sie gebracht worden sei. Paganino aber fand an der Schönheit der jungen Frau Gefallen, und schätzte sich glücklich, sie gewonnen zu haben. Da er selber unbeweibt war, nahm er sich vor, sie für immer bei sich zu behalten, und tröstete sie auf das freundlichste, da er sie heftig weinen sah. Wie nun die Nacht kam, setzte er, der keinen Kalender bei sich führte und alle Fest- und Fasttage längst vergessen hatte, seinen Trost, da ihm die Worte den Tag über wenig gefruchtet, durch Thaten nachdrücklicher fort, und er wußte sie solchergestalt zu beruhigen, daß, bevor sie noch in Monaco anlangten, der Richter und seine Gesetze dem Gedächtniß der guten Frau völlig entfallen waren, sie dagegen mit Paganino bereits das fröhlichste Leben von der Welt angefangen hatte. In Monaco gewährte ihr der letzte, außer dem Vergnügen, das er ihr Tag und Nacht bereitete, noch die ehrenvollste Behandlung, wie wenn sie seine rechtmäßige Gemahlin wäre.

Inzwischen war nach dem Verlauf einiger Zeit dem Herrn Ricciardo zu Ohren gekommen, wo seine Frau sich befinde, und er entschloß sich, in der Meinung, daß kein anderer alles Erforderliche zu thun im Stande sein würde, selbst ihr nachzureisen, und war bereit, jede Summe, die für ihre Auslösung verlangt werden sollte, willig zu bezahlen. Darauf begab er sich zu Schiffe und fuhr nach

Monaco, wo er bald die Frau zu sehen bekam. Aber auch sie hatte ihn bemerkt; noch an demselben Abend sagte sie es dem Paganino, und kündigte diesem im voraus ihren Entschluß an.

Am andern Morgen begegnete Herr Ricciardo dem Paganino, machte sich an ihn und bewarb sich eifrig um dessen Wohlwollen und Freundschaft; Paganino aber stellte sich, als kenne er ihn nicht, und war dabei voller Neugierde, wo das hinauslaufen wolle.

Ricciardo nahm eine Zeit wahr, die er für gelegen hielt, und entdeckte dem Paganino in so wohlgesetzten und freundlichen Worten, als er nur zu finden wußte, den Grund seiner Reise, und bat ihn inständigst, gegen beliebigen Ersatz ihm die Frau wiederzugeben. Paganino erwiderte darauf ganz freundlich: „Herr, zunächst seid mir willkommen. Was das andere betrifft, so antworte ich Euch mit kurzen Worten. Allerdings habe ich eine junge Frau im Hause, von der ich nicht weiß, ob sie Eure oder eines andern Frau ist, denn Euch kenne ich überall nicht, sie aber erst seit der kurzen Zeit, daß sie mit mir zusammenwohnt. Seid Ihr nun ihr Mann, so will ich Euch, als einen artigen und wackern Mann, wofür ich Euch halte, zu ihr führen und zweifle nicht daran, daß sie Euch erkennen wird. Sagt sie dann dasselbe, was Ihr mir jetzt gesagt, und will sie mit Euch heimkehren, so bin ich, Eurer Artigkeit wegen, zufrieden, daß Ihr mir als Lösegeld für sie gebet, was Ihr selber für recht halten werdet. Sollte dem aber nicht so sein, so wäre es unziemlich von Euch, wenn Ihr sie mir entreißen wolltet; denn ich bin noch ein junger Mann und kann mir so gut als ein anderer ein Frauenzimmer halten, vor allen aber eben diese, welche die liebenswürdigste unter allen ist, die ich je gesehen habe." Darauf sagte Herr Ricciardo: „Wahrhaftig, sie ist meine Frau, und wenn du mich nur zu ihr führst, so wirst du schon sehen, wie sie mir gleich um den Hals fallen wird. Drum verlange ich's auch nicht

anders, als wie du selber gesagt hast." „Gut", entgegnete Paganino, „so wollen wir gehn."

Darauf gingen sie miteinander nach Paganino's Wohnung, und wie sie in einen Saal eingetreten waren, ließ Paganino die Frau herbeirufen. Sie kam alsbald angekleidet und geschmückt aus einem anstoßenden Zimmer in den Saal, wo die beiden Männer sich befanden; doch sagte sie zu Herrn Ricciardo weiter nichts, als was sie zu jedem andern Fremden, der mit Paganino zu Hause gekommen wäre, gesagt haben würde. Darüber konnte sich denn der Richter, der geglaubt hatte, sie werde ihn mit der größten Freude empfangen, gar nicht genug wundern, und er sprach zu sich selbst: „Leicht möglich, daß die Trauer und der lange Gram, die sich meiner bemeistert, seit ich sie verloren, mich so entstellt haben, daß sie mich nicht mehr wiederkennt." Demzufolge sagte er: „Frau, wol kommt mir der Fischfang, zu dem ich dich geführt, theuer zu stehen; denn nie empfand ich größern Schmerz, als den ich erdulden muß, seitdem ich dich verloren. Du aber scheinst mich nicht zu erkennen, so fremde redest du mit mir. Siehst du denn nicht, daß ich dein Herr, Ricciardo bin, hergekommen, um dem Edelmann, in dessen Hause wir uns befinden, was er nur verlangt zu bezahlen, allein um dich wieder zu haben und mit mir zu führen? Er aber gibt dich mir, dank sei es seiner Güte, für das, was ich selbst bestimmen werde." Bei diesen Worten wandte sich die Dame zu dem Richter, lächelte fast unmerklich und sagte: „Herr, redet Ihr mit mir? Ihr mögt mich wol mit einer andern verwechseln; denn soviel mich betrifft, so erinnere ich mich nicht, Euch jemals gesehen zu haben." Darauf sagte Herr Ricciardo: „Bedenke, was du sprichst, und betrachte mich genau. Wenn du dich nur besinnen willst, mußt du ja sehen, daß ich dein Ricciardo von Chinzica bin." Die Dame erwiderte: „Verzeiht mir, Herr; Euch so genau zu betrachten, möchte sich vielleicht nicht so für mich schicken,

als Ihr zu glauben scheint; dennoch habe ich Euch hinlänglich betrachtet, um zu wissen, daß ich Euch nie zuvor gesehen."

Nun glaubte Herr Ricciardo, sie wolle nur aus Furcht vor Paganino in dessen Gegenwart nicht gestehen, daß sie ihn kenne, und deshalb bat er nach einiger Zeit Paganino um die Erlaubniß, allein in einem Zimmer mit ihr reden zu dürfen. Paganino erklärte sich auch damit, unter der einzigen Bedingung, zufrieden, daß Ricciardo sie nicht wider ihren Willen solle küssen dürfen; der Frau aber befahl er, mit jenem in ein besonderes Zimmer zu gehen, anzuhören, was er ihr zu sagen hätte, und ihm dann ganz nach ihrem Gefallen zu antworten.

So gingen denn die Dame und Herr Ricciardo allein in das Zimmer, und als sie sich zusammengesetzt, begann Herr Ricciardo also zu reden: „Ach, mein süßestes Herz, geliebteste Seele, meine einzige Hoffnung, kennst du denn deinen Ricciardo, der dich lieber hat als sein Leben, gar nicht wieder? Wie ist denn das möglich? Habe ich mich denn so sehr verändert? Schönstes Licht meiner Augen, schau mich doch nur ein wenig an."

Darüber fing die Dame zu lachen an und sagte, ohne ihn weiter reden zu lassen: „Ihr könntet doch wol wissen, daß ich kein so schwaches Gedächtniß habe, um Euch nicht als Herrn Ricciardo Chinzica, meinen Ehemann, zu erkennen. So lange ich aber bei Euch war, habt Ihr mich schlecht erkannt. Denn wenn Ihr so verständig waret, oder noch seid, als Ihr dafür gelten wollt, so mußtet Ihr Einsicht genug haben, um zu sehen, daß ich jung, frisch und kräftig bin, und mußtet Euch selbst sagen, was junge Frauen, wenn sie es gleich aus Schamhaftigkeit nicht gestehen wollen, außer dem Anzuge und dem Essen sonst noch bedürfen. Wie wenig Ihr das aber gethan habt, das wißt Ihr selbst. Wenn Euch die

Rechtswissenschaft mehr Vergnügen machte, als Eure Frau, so brauchtet Ihr ja keine zu nehmen. Mir seid Ihr aber nie wie ein Richter, sondern wie ein Kalendermacher vorgekommen, so gut wußtet Ihr alle Heiligentage, Feste, Fasten und Vigilien. Das kann ich Euch sagen, daß, wenn Ihr die Arbeiter, die Eure Felder bestellen, so viele Feste hättet halten lassen, als der eine gehalten hat, der mein Gärtchen bearbeiten sollte, so hättet Ihr nie ein Körnchen Getreide eingeerntet. Nun bin ich auf diesen Mann getroffen, den mir Gott aus Mitleiden mit meiner Jugend zugeführt. Mit ihm bewohne ich dieses Zimmer, in dem man von solchen Festen, wie Ihr, der Ihr besser Gott zu dienen wißt als den Frauen, deren unzählige feiertet, nicht das Mindeste weiß, und über dessen Schwellen weder Sonnabend noch Freitag, noch heiliger Abend, noch Quatember, noch die schrecklich langen Fasten kommen. Hier wird den ganzen Tag gearbeitet und Wolle gezaust, und wie viel wir heute morgen schon vor uns gebracht, seit es in die Frühmesse läutete, davon könnte ich mitreden. Darum will ich auch bei Paganino bleiben und mit ihm arbeiten, weil ich jung bin. Feste, Abläße und Fasten hebe ich mir für mein Alter auf. Euch aber rathe ich, sobald Ihr nur könnt, mit Gott nach Hause zu reisen, und ohne mich so viel Feste zu feiern, als Euch nur belieben wird."

Diese Rede betrübte Herrn Ricciardo unsäglich, und wie er sah, daß seine Frau ausgeredet, erwiderte er: „Ach, geliebtes Leben, was für Worte habe ich von dir hören müssen! So hast du denn gar keine Rücksicht auf die Ehre deiner Aeltern und auf deine eigene! So willst du denn lieber eine Todsünde begehen und mit dem Menschen hier gleich einer Hure leben, als in Pisa meine Frau sein! Wenn der dich einmal satt haben wird, so wird er dir zu deiner größten Schande die Thür weisen. Ich aber werde dich immerdar lieb haben und immer

wirst du, selbst wider meinen Willen, die Gebieterin meines Hauses sein. Solltest du denn wirklich um eines so unmäßigen und unziemlichen Verlangens wegen deine Ehre und mich, der ich dich mehr als mein Leben liebe, zugleich von dir stoßen wollen? Trost meines Lebens, ich beschwöre dich, sprich nicht mehr davon und komm mit mir nach Hause. Da ich deine Wünsche jetzt kenne, will ich mich ja von nun an recht anstrengen. Drum, mein süßestes Herz, ändere deinen Entschluß und komm mit mir; seit du mir geraubt bist, habe ich ja keinen frohen Augenblick gehabt."

Darauf antwortete die Dame: „Um meine Ehre soll sich nur, nun es zu spät ist, niemand mehr kümmern, als ich es selber thue. Hätten meine Aeltern sie lieber im Auge gehabt, als sie mich Euch gegeben! Da sie sich aber damals nicht um meine Ehre gekümmert haben, so denke ich's jetzt auch nicht um ihre zu thun. Begehe ich, wie Ihr sagt, jetzt eine todte Sünde, so werde ich schon gelegentlich einmal lebendige begehen. Das überlaßt nur mir. Das aber will ich Euch sagen, hier komme ich mir vor, wie Paganino's Frau, während ich in Pisa glauben mußte, Eure Hure zu sein, wenn ich sah, wie unsere Planeten nur nach Mondstellungen und geometrischen Berechnungen zusammenzubringen waren. Paganino, der hat mich hier die ganze Nacht im Arme, und drückt und beißt mich, und wie er mich zurichtet, das laßt Euch vom lieben Gott erzählen. Ihr sagt, Ihr wollt Euch anstrengen. Zu was denn? Wollt Ihr ihn mit Schlägen auf die Beine bringen, um in drei Zügen matt zu sein? Ihr seid ja ordentlich zu Kräften gekommen, weil ihr mich die Zeit über nicht gesehen. Geht, geht und strengt Euch an, am Leben zu bleiben. Ich glaube wahrhaftig, Ihr wohnt in dieser Welt nur zur Miethe, so hüsterlich und gottesjämmerlich seht Ihr ja aus. Ich will Euch noch mehr sagen: wenn der mich einmal gehen läßt, wozu er, solange als ich nur bei

ihm bleiben will, noch keine Lust zu haben scheint, so komme ich darum doch nicht zu Euch, aus dem man mit allem Drücken keine Tasse voll Brühe 'raus bringen könnte. Zu meinem großen Leiden und Unglück bin ich einmal bei Euch gewesen, und werde mir in dem Falle schon anderswo mein Unterkommen suchen. Denn ich wiederhole es Euch, hier haben wir keine Vigilien, und darum will ich hier bleiben. Nun macht aber, und geht mit Gott, wo nicht, so fange ich an zu schreien, Ihr wolltet mich nothzüchtigen."

Aus dieser Rede erkannte Herr Ricciardo wohl, daß keine Hoffnung für ihn sei, und er sah nun endlich ein, wie thöricht er gehandelt, bei seiner Kraftlosigkeit eine junge Frau zu nehmen. So ging er denn traurig und betrübt aus jenem Zimmer, gab dem Paganino noch manche gute Worte, die aber zu nichts führten, und kehrte endlich ohne die Frau und ohne einigen Erfolg seiner Reise nach Pisa zurück. Hier verfiel er vor Betrübniß in solche Thorheit, daß er einem jeden, der ihn auf den Straßen von Pisa grüßte, oder ihn sonst nach etwas frug, nichts anderes antwortete, als: „Das arge Ding will keine Feste."

Es dauerte nicht lange, so starb der Richter; wie Paganino das erfuhr, nahm er die Frau, deren Liebe ihm hinlänglich bekannt war, zu seiner rechtmäßigen Gemahlin und sie arbeiteten beide, ohne sich um Feste, Vigilien oder Fasten zu bekümmern, solange die Beine sie tragen wollten, und machten sich vergnügte Tage.

Aus diesem Grunde, ihr lieben Damen, bin ich denn auch der Meinung, daß Herr Bernabò in seinem Streite mit Ambrogiuolo die Ziege gegen den Absturz ritt.

Die Erzählung hatte der ganzen Gesellschaft so viel zu lachen gegeben, daß keiner war, dem die Kinnladen nicht davon weh gethan hätten. Auch gaben die Damen nun einstimmig dem Dioneus recht und sagten, Bernabò sei ein Thor gewesen. Als aber die Geschichte geendet war und das Gelächter nachgelassen hatte, nahm die Königin, die gewahr wurde, daß, weil es schon spät war und alle ihre Geschichten bereits erzählt hatten, nach der bisherigen Ordnung das Ende ihres Regiments gekommen sei, sich den Kranz vom Kopf, setzte ihn auf Neiphilens Haupt und sagte mit freundlichem Gesichte: „Nun, liebe Freundin, sei die Regierung dieses kleinen Volkes in deinen Händen", und damit setzte sie sich nieder. Neiphile aber erröthete ob der empfangenen Würde ein wenig, und ihr Gesicht färbte sich, wie beim anbrechenden Tage eine frische Rose im April oder Mai anzusehen ist. Dabei schlug sie die klaren Augen, die gleich dem Morgensterne glänzten, leise nieder. Als aber das freudige Gemurmel, mit dem die Umstehenden ihre Zuneigung für die Königin mit Anstand bezeigten, sich gelegt und die Königin selbst sich ein wenig gesammelt hatte, setzte sie sich etwas höher, als sie bisher gethan, und begann also zu sprechen: „Da ich denn nun eure Königin bin, so will ich, der Weise getreu, die meine Vorgängerinnen beobachtet und die ihr stillschweigend gebilligt habt, euch meine Gedanken in wenig Worten mittheilen, damit wir sie, wenn ihr anders zu dem Gleichen rathet, gemeinschaftlich ausführen. Wie ihr wisset, ist morgen Freitag und am darauffolgenden Tage Sonnabend; beides Tage, die wegen der Speisen, die an ihnen genossen werden, den meisten Leuten nicht behagen. Ueberdies sind wir dem Freitage, als dem Tage, an welchem der gelitten hat, der für unser Leben gestorben ist, besondere Verehrung schuldig; und so würde ich es denn recht und ziemlich finden, wenn wir uns lieber mit Gedanken an Gott und mit Gebet, als mit lustigen Geschichten beschäftigten. Am darauffolgenden Sonnabend

ist es unter uns Frauen üblich, daß wir uns den Kopf reinigen, um ihn von dem Staube und Schmuze zu befreien, die bei den Geschäften der vorhergehenden Woche sich etwa auf ihm angesammelt haben möchten. Auch pflegen gar viele an demselben Tage aus Ehrfurcht vor der jungfräulichen Mutter des Sohnes Gottes zu fasten, und dem folgenden Sonntage zu Ehren sich die ganze Zeit über jeglicher Arbeit zu enthalten. Da wir also an diesem Tage unsere sonstige Lebensweise gleichfalls nicht werden beobachten können, halte ich es für gut, daß wir auch mit unsern Erzählungen feiern. Dann sind wir aber schon vier Tage lang an diesem Orte gewesen; wollen wir mithin vermeiden, daß neue Gäste uns beunruhigen, so erachte ich es für zweckmäßig, daß wir unsern Aufenthalt wechseln und anderswohin ziehen, wie ich denn schon für einen solchen Ort bedacht gewesen bin und gesorgt habe. Wenn wir dort am Sonntage nach dem Mittagsschlafe versammelt sein werden, habt ihr theils zum Nachdenken hinlängliche Zeit gehabt, theils aber wird es, nach dem weiten Spielraume, der uns heute für unsere Erzählungen gestattet war, zweckmäßig sein, die Freiheit in der Wahl der Geschichten ein wenig zu beschränken und über eine der mancherlei Thätigkeiten des Schicksals besonders zu reden. Und so denke ich, daß wir uns

die Schicksale derjenigen, die durch Scharfsinn erwarben, was sie sehr verlangten, oder Verlorenes wiedergewannen,

zur Aufgabe nehmen. Hierüber mag dann ein jeder, dem Vorrecht des Dioneus unbeschadet, eine Geschichte vortragen, die der Gesellschaft nützlich oder wenigstens ergötzlich sein kann."

Alle lobten die Rede und den Vorschlag der Königin, und es wurde festgesetzt, den letzten in allem zu befolgen. Darauf ließ die Königin ihren Seneschall rufen, und gab ihm genau an, wo er am Abend die Tafeln decken und was er sonst während der Zeit ihrer Regierung thun solle.

Dann erhob sie sich nebst der ganzen Gesellschaft und beurlaubte jeden, seinem Vergnügen nachzugehen. Damen und Männer schlugen den Weg nach einem kleinen Garten ein, und aßen, nachdem sie sich dort eine Weile ergötzt, wie die Tischzeit gekommen war, froh und vergnügt zu Abend. Dann erhoben sie sich, und Emilie führte, auf den Wunsch der Königin, einen Tanz auf, zu dem Pampinea folgendes Lied sang und die übrigen im Chore einfielen:

Welch Mädchen sänge wol, wollt' ich nicht singen,
Der alle Wünsche nur Befried'gung bringen?
So komm denn, Amor, Ursach meiner Freuden,
Jeglicher Hoffnung, jeglicher Gewährung;
Laß singen uns zusammen,
Nicht von den Seufzern noch den bittern Leiden,
Die ich empfind' als deiner Lust Vermehrung;
Nein, von den hellen Flammen,
Aus deren Glut mir Fest und Freude stammen,
Weil meine Huldigungen zu dir dringen.
Du führtest, Amor, mir zur ersten Stunde,
Als ich von deinem Flammenkelche schlürfte,
So holden Mann entgegen,
Daß sich an Schönheit, Muth und tiefer Kunde
Wol keiner ihm vergleichbar finden dürfte,
Geschweig', ihm überlegen.
In ihn entbrannt' ich so, daß seinetwegen
Froh mein' und deine Lieder rings erklingen.
Doch ist die höchste aller meiner Wonnen,
Daß Amor *seine* Liebe mir beschieden,
Wie ich nur ihm mich weihe.
So hab' ich denn hienieden schon gewonnen,
Was ich gewünscht, und hoffe *dort* auf Frieden,
Und daß, um meiner Treue
Zu lohnen, Gott von Strafen uns befreie,
Wenn wir empor zu seinem Reich uns schwingen.

Nach diesem Liede wurden noch mehrere andere gesungen, mancherlei Tänze wurden aufgeführt und verschiedene Instrumente gespielt. Als aber die Königin meinte, daß es Zeit sei, sich schlafen zu legen, ging ein jedes mit vorgetragenen Fackeln auf sein Zimmer. Die beiden folgenden Tage blieben den Beschäftigungen gewidmet, welche die Königin vorher erwähnt, und alle erwarteten verlangend den Sonntag.

Es schließt des Dekameron zweiter Tag, und es beginnt

der dritte,

an welchem unter Neiphilens Regiment von denen gehandelt wird, die durch Scharfsinn erwarben, was sie sehr verlangten, oder Verlorenes wieder gewannen.

Schon begann Aurora beim Herannahen der Sonne ihre Röthe mit glühendem Golde zu wechseln, als am Sonntag die Königin aufstand und ihre ganze Gesellschaft wecken ließ. Bereits hatte der Seneschall dienliche Sachen in Menge, und Leute, die geschickt waren, das nöthige zu bereiten, um vieles voraus an den bestimmten Ort gesandt, und nun, als er die Königin schon auf dem Wege sah, ließ er schnell alles Uebrige aufladen, und eilte mit dem Gepäcke und der bei Damen und Herren verbliebenen Dienerschaft weiter, gleich als wäre ein Lager an jener Stelle abgebrochen.

Die Königin also verfolgte langsamen Schrittes, im Geleit ihrer Gefährtinnen und der drei Jünglinge, nach der Musik, welche der Gesang von vielleicht zwanzig Nachtigallen und andern Vögeln machte, einen wenig betretenen Fußsteig, der sie über grünende Wiesen und über Blumen führte, die bei der aufsteigenden Sonne alle ihre Kelche zu eröffnen begannen, gegen Westen; und noch waren sie schwatzend, neckend und lachend nicht zweitausend Schritte gegangen, noch hatte die Sonne kaum eine Stunde lang geschienen, als die Königin sie schon zu einem schönen und reichen Palast geführt hatte, der ein wenig über die Ebene erhaben auf einem kleinen Hügel stand. Als die Gesellschaft in ihn eingetreten war, und

überall in den saubern und geschmückten Zimmern sich umgethan hatte, die mit jedwedem, was zur Wohnlichkeit dient, reichlich versehen waren, lobten ihn alle höchlich und erachteten seinen Besitzer für begütert und prachtliebend. Als sie dann niedergestiegen waren und den ausgedehnten und freundlichen Hof gesehen, die Keller voll trefflicher Weine, und das Wasser, das in Ueberfluß hervorsprudelte, eiskalt gefunden hatten, mehrte sich ihre Bewunderung noch um vieles.

Hierauf erstiegen sie, der Ruhe gleichsam bedürftig, eine Terrasse, die den ganzen Hof beherrschte und mit Laubwerk und Blumen, wie die Jahreszeit sie bot, reichlich geschmückt war, und kaum hatten sie sich niedergelassen, so erschien der sorgsame Seneschall und erquickte sie mit dem feinsten Backwerk und trefflichem Weine. Dann ließen sie sich einen Garten eröffnen, traten in ihn, der rings mit einer Mauer umgeben war, ein, und da er ihnen gleich bei den ersten Schritten von wunderbarer Schönheit dünkte, fingen sie an, aufmerksamer seine Theile zu betrachten. Ringsumher und auch mitten hindurch führten viele geräumige und schnurgerade Wege, die, mit Laubengängen von Wein überwölbt, für dies Jahr Trauben in Menge zu bieten versprachen; denn unzählige Reben verbreiteten so starken Wohlgeruch durch den Garten hin, daß er im Verein mit viel andern anmuthigen Düften unsere Gesellschaft glauben machte, sie befinde sich inmitten aller Spezereien, die je im Orient wuchsen. Die Seiten jener Gänge waren mit Hecken von weißen und rothen Rosenbüschen und von Jasmin fast ganz umschlossen, sodaß man, nicht am Morgen nur, sondern auch, wenn die Sonne am höchsten stand, ohne von ihren Strahlen getroffen zu werden, dort unter wohlriechendem und gefälligem Schatten lustwandeln konnte. Allzu langer Erzählung bedürfte es, um zu berichten, was für Gewächse, in welcher Menge und wie vertheilt sie in diesem Garten sich vorfanden; gewiß aber gebührt keiner Pflanze,

die unser Klima verträgt, einiges Lob, die dort nicht im Ueberflusse zu finden gewesen wäre.

Nicht geringern, sondern sicher noch viel höhern Beifall als alles Uebrige verdiente es, daß sich in der Mitte dieses Gartens eine Wiese von ganz kurzem und so dunkelgrünem Grase befand, daß es beinahe schwarz zu sein schien. Tausenderlei bunte Blumen schossen aus ihm hervor, und aingsumher standen grünende, kräftige Orangen- und Limonienbäume, die mit ihren reifen und grünen Früchten und mit ihren Blüten nicht dem Auge nur wohlthätigen Schatten boten, sondern auch durch ihren würzigen Duft den Geruchssinn erfreuten. In der Mitte dieses Rasenplatzes war ein Wasserbecken vom weißesten, wunderbar mit Bildhauerarbeiten gezierten Marmor. Aus ihm erhob sich auf einem Pfeiler eine Bildsäule, welche, ich weiß nicht ob einen natürlichen oder künstlichen Wasserstrahl, von solcher Mächtigkeit, daß ein geringerer eine Mühle zu treiben vermocht hätte, hoch gegen den Himmel emporsandte, worauf er dann nicht ohne ergötzliches Plätschern in den klaren Behälter zurückfiel. Dies Wasser, so viel nämlich, als überfließend in dem Becken nicht mehr Raum fand, floß in verborgenen Rinnen unter dem Rasen hin, und zog sich, außen wieder hervorrieselnd, in gar schönen und künstlich angelegten Gräben, rings um die Wiese her, worauf es dann fast nach jeder Richtung in ähnlichen Bächen den Garten durchfloß, und endlich, an einer Stelle wieder vereint, diese schönen Räume verließ, um sich krystallhell ins Thal zu ergießen, vorher aber, zu nicht geringem Vortheil des Besitzers, noch zwei Mühlen in Bewegung zu setzen.

Der Anblick dieses Gartens, seine schönen Anlagen, die Pflanzen und der Springbrunnen, mit den Bächen, die aus ihm abflossen, behagten jeder der Damen und den drei Jünglingen so sehr, daß alle versicherten, wäre es möglich, auf Erden das Paradies darzustellen, so wüßten sie nicht, wie man ihm eine andere, als die Gestalt

dieses Gartens geben, und was für eine Schönheit man irgend den hier verwirklichten hinzufügen könnte.

Wie sie nun voller Freuden hier lustwandelten, und beim Gesang der Vögel, der wol in zwanzigerlei Weisen, gleich einem Wettstreit der einen mit den andern, erscholl, aus verschiedenem Laubwerk sich die zierlichsten Kränze flochten, wurden sie einen ergötzlichen Vorzug dieses Gartens gewahr, den sie bisher, von den übrigen befangen, unbemerkt gelassen hatten. Sie fanden nämlich, es enthalte der Garten wol hundert verschiedene Thierarten, und wie erst einer den andern aufmerksam gemacht hatte, sahen sie hier Kaninchen hervorkommen, dort Hasen laufen, hier Rehe liegen und dort weidende junge Hirsche. Außerdem nahmen sie noch gar viele arglose Thiere wahr, die, wie zahm, sich umherlaufend ergötzten; und so fanden sie denn hieran zu den schon bekannten noch ein neues und größeres Vergnügen. Als sie aber, bald das eine und bald das andere beschauend, zur Genüge gelustwandelt waren, ließen sie, dem schönen Wasserbecken nahe, die Tafel decken und gingen, nachdem sie sechs Lieder gesungen und ein wenig getanzt hatten, wie es der Königin gefiel, zu Tische. Hier wurden sie in glänzender, schöner und gemächlicher Weise bedient, wobei denn die guten und auserlesenen Gerichte sie nur noch mehr erheiterten, sodaß sie nach aufgehobener Tafel von neuem mit Spiel, Gesang und Tanz so lange sich ergötzten, bis die Königin, wegen der wachsenden Hitze, erachtete, es sei Zeit, daß, wem es gefiele, zu ruhen gehe. Die einen gingen; die andern, hingerissen von der Schönheit des Ortes, zogen es vor, zu verweilen, wo dann einige mit Romanlesen, andere mit Schach- oder Bretspiel die Zeit, während welcher jene schliefen, sich vertrieben. Als aber in der vierten Nachmittagsstunde aufgestanden ward und die Schläfer sich das Gesicht mit kaltem Wasser erfrischt hatten, versammelten sich, nach dem Befehl der Königin, alle bei dem Springbrunnen, und nachdem sie hier in

der gewohnten Weise sich niedergelassen hatten, erwarteten sie, wie es einen jeden treffen würde, über den von der Königin aufgegebenen Gegenstand Geschichten zu erzählen. Der erste, dem solcher Auftrag ertheilt ward, war Philostratus, und er begann folgendermaßen:

Erste Geschichte.

Masetto von Lamporecchio stellt sich stumm und wird Gärtner in einem Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen um die Wette bei ihm schlafen.

Schöne Damen, gar viele Leute gibt es, Männer, wie Frauen, die thöricht genug sind, sich fest überzeugt zu halten, sobald man einem Mädchen den weißen Schleier übergehangen und die schwarze Kutte angezogen habe, höre sie nicht minder auf, ein Weib zu sein, als wäre sie im Augenblick, wo sie Nonne ward, in einen Stein verwandelt worden. Hören sie alsdann gegen diesen ihren Wahn irgendeine Widerrede, so erzürnen sie sich, als habe man eine ungeheuere und gottvergessene Sünde gegen die Natur begangen; wollen aber weder sich selbst betrachten, die sie, auch in voller Freiheit, ihrem Gefallen nachzuleben, dennoch ihre Begierde nicht zu sättigen im Stande sind, noch die große Gewalt der Muße und der Einsamkeit erwägen. Ebenso sind auch wieder viele, die mit nicht minderer Gewißheit dafür halten, Hacke und Spaten, grobe Speisen und Mühseligkeiten befreien die Bauersleute ganz von fleischlichen Lüsten, und geben ihnen einen plumpen Verstand und geringe Einsichten. Wie sehr diese alle sich betrügen, denke ich, da die Königin mir also befohlen hat, ohne von unserer

Aufgabe mich zu entfernen, in einem kleinen Geschichtchen euch zu beweisen.

Hier in unserer Gegend stand einmal und steht noch heute ein Nonnenkloster, das ich euch nicht nennen will, um seinem Ansehen in keinerlei Weise Abbruch zu thun, in großem Rufe der Heiligkeit. Vor kurzem, als außer der Aebtissin nur acht Nonnen, die sämmtlich noch jung waren, darin verweilten, wollte der gute Mann, der ihren schönen Garten pflegte, mit seinem Lohn sich nicht mehr begnügen, und kehrte deshalb, nachdem er mit dem Klostermeier abgerechnet hatte, in seine Heimat Lamporecchio zurück. Unter den andern, die ihn bewillkommten, frug hier ein junger, starker und kräftiger Bauer, für einen Dörfler von hübschem Aussehen, Namens Masetto, wo er so lange gewesen sei. Der gute Mensch, der Nuto hieß, gab ihm die gewünschte Auskunft. Masetto erkundigte sich, was er für das Kloster zu thun gehabt habe. Nuto antwortete: „Ich mußte ihren schönen großen Garten in Ordnung halten, ging zu Zeiten in den Wald, Holz holen, trug Wasser und hatte noch mehr solche kleine Verrichtungen. Aber die Nonnen gaben mir so schlechten Lohn, daß kaum herauskam, was ich an Schuhen zerriß. Dazu sind sie alle miteinander jung und stellen sich an, als hätten sie den Teufel im Leibe; denn nichts in der Welt kann man ihnen recht machen. Manchmal, wenn ich im Garten arbeitete, kam die und sagte: «Mach das so», und dann kam jene und sagte: «Mach das anders.» Dann nahm mir wieder eine die Hacke aus der Hand und sagte: «So taugt's nicht.» Auf die Art plagten sie mich, bis ich, der Arbeit überdrüssig, zum Garten 'raus ging, und am Ende war's eine wie's andere dran schuld, daß ich's nicht mehr aushielt und nun wieder hier bin. Wie ich fortging, da bat mich ihr Meier auch noch, wenn mir einer unter die Hände käme, der sich dazu schickte, sollte ich ihn hinweisen. Hab's ihm auch versprochen; paßt er aber

auf einen, den ich ihm schicke oder schaffe, so kann er lange warten."

Als Masetto Nuto's Erzählung hörte, kriegte er solche Lust zu den Nonnen zu kommen, daß er's gar nicht abwarten konnte; denn er mochte aus Nuto's Worten wol merken, daß es ihm dort nach Wunsche gehen könnte. Weil er aber meinte, alles könne ihm verdorben werden, wenn er sich gegen Nuto verriethe, so antwortete er ihm: „Da hast du einmal recht daran gethan. Wie soll ein Mann mit den Weibsbildern durchkommen? Da möchte ich ja lieber bei so viel Teufeln dienen. Wissen sie ja doch unter siebenmal nicht einmal, was sie selber wollen."

Kaum waren sie auseinandergegangen, so fing Masetto an, nachzudenken, was er machen solle, um bei ihnen anzukommen. Was die Arbeiten betraf, so war ihm freilich nicht bange; denn auf die Dienste, die Nuto ihm genannt hatte, verstand er sich so gut, wie einer; aber er fürchtete, man möchte ihn seiner Jugend und seines hübschen Aussehens wegen nicht nehmen wollen. Und so dachte er denn, nachdem ihm mancherlei durch den Kopf gegangen war: „Das Kloster ist weit von hier, und dort kennt mich kein Mensch; wenn ich mich stumm zu stellen weiß, so nehmen sie mich gewiß." Diesen Entschluß hielt er fest, und ging, die Axt auf der Schulter, ohne jemand ein Wort zu sagen, in ärmlicher Kleidung, zum Kloster.

Gleich beim Eintreten fand er den Meier auf dem Hofe, und gab ihm durch Zeichen und Geberden, nach Art der Taubstummen, zu verstehen, er möge ihm aus Barmherzigkeit zu essen geben, und er wolle ihm dafür Holz hacken. Der Meier gab ihm gern zu essen und dann einige Klötze zu spalten, die Nuto nicht hatte bezwingen können, die aber der kräftige Masetto bald klein gemacht hatte. Auch in den Wald, wo der Meier nun zu thun hatte, nahm er den Masetto mit, ließ ihn Holz schlagen, stellte den Esel vor ihn hin und deutete ihm durch Zeichen an, er solle das Holz nach Hause schaffen. Wie

er sich auch dazu sehr gut anstellte, behielt ihn der Meier zu mancherlei vorkommenden Arbeiten mehrere Tage bei sich.

So kam es, daß die Aebtissin ihn eines Tags sah und den Meier frug, wer es sei. „Madonna", antwortete der Meier, „es ist ein armer Taubstummer, der vor ein paar Tagen um ein Almosen kam; das habe ich ihm gegeben, und habe ihn dann mancherlei thun lassen, was gerade geschehen mußte. Wenn er sich auf Gärtnerei verstände und wollte sonst bleiben, so glaub' ich, würden wir gut bedient werden; denn es thut uns einer noth, und der ist stark; auch könnte man ihn brauchen, wozu man wollte, und hätte nicht zu fürchten, daß er sich mit Euern Mädchen aufs Spaßen einließe. „Wahrhaftig", sagte die Aebtissin, „du hast recht. Sieh zu, ob er gärtnern kann, und dann mache, daß er da bleibt. Gib ihm etwa ein Paar Schuhe und einen alten Mantel, geh' ihm um den Bart und gib ihm gut zu essen." Der Meier versprach, so zu thun. Masetto war nicht weit; während er sich aber stellte, als fegte er unbekümmert den Hof, hörte er jede Silbe und sagte im stillen: „Wenn ihr mich nur gewähren laßt, so will ich euch euern Garten bearbeiten, wo er bis heute brache gelegen hat."

Wie nun der Meier sich überzeugt hatte, daß er sich auf die Arbeit gut verstand, frug er ihn durch Zeichen, ob er da bleiben wolle. Masetto antwortete auf dieselbe Weise, er sei bereit zu thun, was man verlange, und so führte ihn jener in den Garten und zeigte ihm, wo er graben solle; dann besorgte er andere Klosterangelegenheiten und ließ ihn allein. Wie er nun Tag für Tag arbeitete, fingen die Nonnen ihn zu plagen und mancherlei Unfug mit ihm zu treiben an; dann sagten sie ihm, wie's die Leute manchmal mit den Taubstummen machen, die schamlosesten Worte ins Gesicht, weil sie meinten, er könne kein Wort hören. Die Aebtissin schien zu glauben, ihm seien andere Glieder so gut als die Zunge gelähmt,

und bekümmerte sich um diese Neckereien wenig oder gar nicht. Einmal traf sich's aber, daß zwei junge Nonnen bei Masetto, der nach vieler Arbeit sich zum Ausruhen ein wenig niedergelegt hatte, während sie im Garten lustwandelten, vorüberkamen. Sie betrachteten ihn eine Weile, er aber stellte sich, als schliefe er. „Höre", sagte die eine, die etwas verwegen war, „wüßte ich, daß man dir trauen könnte, so möchte ich dir was sagen, was mir schon hundertmal eingefallen ist und was dir vielleicht auch zugute kommen könnte." „Sage nur getrost", antwortete jene, „gewiß, ich werd' es niemand verrathen."

Darauf begann die Dreiste: „Ich weiß nicht, ob du wol schon darüber nachgedacht hast, wie wir so streng gehalten werden und wie sich kein Mann hierher trauen darf, außer unserm alten Meier und diesem Stummen. Und doch hab' ich wol öfter von Weibern, die zu uns gekommen sind, gehört, daß alles Vergnügen auf der Welt eine Lumperei ist gegen die Wollust, wenn man von einem Mann beschlafen wird. Und so hab' ich mir schon oft gedacht, da ich doch keinen andern dazu kriegen kann, wollte ich mit dem Stummen da probiren, ob das wahr ist. Er schickt sich auch am besten auf der Welt dazu; denn, wenn er auch wollte, könnte er's doch niemand wiedererzählen. Du siehst, es ist ein dummer Tölpel, der über den Verstand hinausgewachsen ist; und nun sprich, was meinst du?"

„Schäme dich", antwortete die zweite, „was führst du da für Reden! Weißt du nicht, daß wir unsere Jungfrauschaft dem lieben Herrgott versprochen haben?" „Ei, was", versetzte jene, „man verspricht alle Tage wol mancherlei, und kein Mensch denkt daran, es zu halten. Haben wir sie ihm versprochen, so wird sich wol die eine oder die andere finden, von der er sie statt der unsern kriegt." „Mein Himmel", sagte die Gefährtin, „wenn wir nun aber schwanger würden, was sollte dann werden?" Die erste erwiderte: „Nun denkst du gar ans

Unglück, noch eh' es da ist. Wenn's erst so gekommen ist, dann ist immer noch Zeit, sich auf guten Rath zu besinnen. Es werden sich auch noch Mittel genug finden, daß kein Mensch was davon erfährt, wenn wir's ihm nicht selber sagen."

Während dieser Rede verlangte die Hörerin schon mehr noch als die andere danach, zu probiren, was für ein Thier ein Mann sei. „Gut", sagte sie; „wie wollen wir's aber anfangen?" „Du siehst", antwortete die erste, „schon ist es 3 Uhr; die Schwestern, denk' ich, werden bis auf uns alle schlafen sein. Wir wollen uns noch umsehen, ob niemand im Garten ist; und finden wir niemand, nun dann brauchen wir ihn ja nur bei der Hand zu nehmen und in die Hütte zu führen, die für den Regen gebaut ist. Dann bleibt die eine mit ihm drinnen, und die andere steht Schildwache. Er ist ja so dumm, daß er mit uns vornimmt, was wir nur wollen."

Masetto hörte diese ganze Unterredung und erwartete, willig zu gehorchen, nur, daß eine ihn bei der Hand nehmen sollte. Die Nonnen sahen sich inzwischen überall sorgfältig um, und als sie sich überzeugt hatten, daß sie von keiner Seite bemerkt werden könnten, näherte sich ihm die, welche zuerst gesprochen hatte, und weckte ihn. Masetto stand sogleich auf; die Schwester nahm ihn bei der Hand, und führte ihn unter vielen Liebkosungen von ihrer und unter albernem Gelächter von seiner Seite in die Hütte, wo er sich nicht lange bitten ließ, zu thun, was von ihm begehrt wurde.

Die Nonne war ehrlich genug, als sie ans Ziel ihrer Wünsche gekommen war, ihrer Freundin Platz zu machen, und Masetto, der noch immer blödsinnig that, fand sich zu allem bereitwillig. So wollten denn beide, eh' sie heimkehrten, mehr als einmal untersuchen, wie der Stumme sich auf die Reitkunst verstehe, und auch nachher sagten sie oft zueinander, die Sache gewähre gewiß so viel Vergnügen und mehr, als ihnen davon erzählt worden war.

Daher wußten sie denn auch fernerhin ihre Zeit wahrzunehmen, und erfreuten sich gar oft mit ihrem Stummen.

Eines Tags aber begab es sich, daß eine Klosterschwester aus dem Fenster ihrer Zelle dem ganzen Hergang der Sache zusah und noch zwei andere dazu rief. Zuerst war davon die Rede, die Schuldigen bei der Aebtissin verklagen zu wollen; dann aber änderten sie ihren Entschluß, wurden mit jenen einig und zugleich mit ihnen der Reichthümer des Masetto theilhaftig. Durch mancherlei Zufälle kamen allmählich auch die übrigen drei dahin, ihnen Gesellschaft zu leisten.

Zuletzt fand die Aebtissin, die von diesen Geschichten noch immer nichts bemerkt hatte, eines Tags, als sie bei großer Hitze allein im Garten umherging, den Masetto, den weniger die geringen Gartenarbeiten bei Tage, als die vielfachen Reitübungen bei Nacht ganz erschöpft hatten, unter dem Schatten eines Mandelbaumes hingestreckt schlafen. Der Wind hatte ihm die Kleider vorn ganz zurückgeweht, sodaß er bloß dalag und die Frau Aebtissin Dinge sehen ließ, die in ihr die nämliche Lust, als in ihren Klosterjungfrauen, erregten. Da sie sich allein sah, weckte sie den Masetto, führte ihn auf ihr Zimmer und behielt ihn dort mehrere Tage lang, während die Nonnen sich bitter beschwerten, daß der Gärtner ihren Garten so lange unbestellt lasse. Die Frau Aebtissin aber kostete inzwischen zu vielen malen jene Freuden, die sie bisher an andern immer verdammt hatte. Endlich schickte sie ihn in seine Wohnung zurück. Wie sie ihn aber oft wieder begehrte und mehr als ihren Antheil von ihm forderte, der so viele zugleich nicht zu befriedigen vermochte, däuchte es dem Masetto, sein erdichtetes Stummsein könne ihm, wenn er noch länger dabei bleibe, zu großem Unheil gereichen. Deshalb löste er in einer Nacht, die er bei der Aebtissin zubrachte, das Band seiner Zunge und sprach: „Madonna, wol habe ich gehört, daß ein Hahn auf zehn Hühner vollkommen genug ist; man hat mir

aber auch gesagt, daß zehn Männer kaum oder gar nicht im Stande sind, ein Weib zu sättigen, wo ich doch ihrer neune bedienen muß. Das halte ich für kein Geld in der Welt mehr aus; und ich bin durch meine bisherigen Dienste schon so weit heruntergekommen, daß ich weder viel noch wenig mehr leisten kann. Drum laßt mich entweder in Frieden weiter gehen, oder helft der Sache auf eine andere Weise ab."

Als die gute Frau den vermeintlich Stummen reden hörte, erschrak sie nicht wenig und sagte: „Was Geier, ich dachte, du wärest stumm." „Madonna", antwortete Masetto, „ich war es, aber nicht von Geburt. Eine Krankheit benahm mir die Sprache, und erst diese Nacht fühle ich sie mir wiedergegeben und lobe Gott dafür von ganzem Herzen." Sie glaubte ihm und frug, was er mit den Neunen sagen wolle, die er zu bedienen habe.

Masetto erzählte die ganze Geschichte. Die Aebtissin lernte durch sie, daß sie keine Nonne habe, die nicht viel schlauer sei als sie selbst, und so entschloß sie sich (denn verständig war sie), mit ihren Mädchen übereinzukommen, ohne den Masetto fortzulassen und dadurch den Ruf des Klosters zu gefährden. Da nun der Meier in jenen Tagen gestorben war, eröffneten sie sämmtlich einander, was bisher unter ihnen allen geschehen war, und verabredeten dann gemeinschaftlich, die umwohnenden Leute glauben zu machen, Masetto habe durch ihr Gebet und durch die Gnade des Heiligen, dem das Kloster geweiht war, nach langem Stummsein den Gebrauch seiner Zunge wiedererlangt. Dann machten sie ihn zu ihrem Meier, und vertheilten seine Anstrengungen solchergestalt, daß er sie auszuhalten vermochte. Auch betrieben die Nonnen diese Angelegenheit so vorsichtig, daß, obgleich sie von ihm erzeugte Mönchlein in Menge zur Welt brachten, dennoch niemand deswegen Verdacht faßte.

Erst nach dem Tode der Aebtissin bekam Masetto, der einstweilen nachgerade alt geworden war, Lust, mit dem

erworbenen Reichthum nach Hause zu ziehen, was ihm denn auch leicht gewährt ward. So kehrte Masetto bejahrt, reich, und ohne die Beschwerde und die Kosten, den Kindern Brot schaffen zu müssen, zum Vater geworden, nachdem er schlauerweise seine Jugend gut zu benutzen gewußt hatte, in eben die Heimat zurück, von der er, die Axt auf der Schulter, ausgegangen war, und pflegte zu sagen, so verfahre Gott mit denen, die ihm Hörner aufsetzen.

Zweite Geschichte.

Ein Stallknecht schläft bei der Gemahlin des Königs Agilulf. Der König bemerkt es im stillen, findet ihn und schneidet ihm die Haare ab. Der Geschorene thut seinen Kameraden ein Gleiches und entgeht dadurch seinem Unstern.

Als die Geschichte des Philostratus, über welche die Damen zuweilen erröthet waren, andere aber auch gelacht hatten, zu Ende war, gefiel es der Königin, daß Pampinea zu erzählen fortfahre. Sie begann mit Lächeln folgendermaßen:

Einige sind unverständig genug, zeigen zu wollen, daß sie merken und kennen, was ihnen nicht zu wissen dient, und oftmals vermehren sie alsdann ihre Schande um vieles, wenn sie unbemerkte Sünde an andern rügen, während sie eben dadurch jene zu mildern dachten. Wie wahr dies sei, möge euch der entgegengesetzte Weg, den ein großer König einzuschlagen so verständig war, in folgender Geschichte beweisen, in der ihr zugleich von der Schlauheit eines Menschen erfahren werdet, den ihr vielleicht geringer haltet, als Masetto.

Agilulf, König der Lombarden, verweilte, wie seine Vorgänger gethan, mit seinem Hofe in der lombardischen Stadt Pavia. Er war mit Theodelinden, der Witwe des

Königs Autherik, einer sehr schönen, sittsamen und verständigen Frau, vermählt, die jedoch einst durch einen Liebhaber in große Gefahr kam.

Als nämlich Agilulf's Tapferkeit und Verstand die Angelegenheiten der Lombarden um vieles gefördert und die Ruhe hergestellt hatten, geschah es, daß ein Stallknecht der Königin, ein Mensch von der niedrigsten Abkunft, der übrigens für sein gemeines Handwerk viel zu hohen Sinn hatte, und schön und groß von Gestalt wie der König selber war, sich außermaßen in die Königin verliebte. Da sein niedriger Stand ihm nicht die Einsicht benommen hatte, diese seine Liebe streite gegen alle Sitte, war er verständig genug, sie gegen niemand zu offenbaren; ja, er wagte nicht einmal, gegen die Königin durch Blicke sich zu verrathen. Obgleich er nun ohne einige Hoffnung, ihr je zu gefallen, lebte, war er doch stolz darauf, seinen Gedanken ein so hohes Ziel gesetzt zu haben, und ganz vom Feuer der Liebe entzündet, that er weit mehr als einer seiner Dienstgefährten, und mit dem größten Fleiß alles, wovon er glaubte, daß es der Dame lieb sein könnte.

So geschah es, daß die Königin, wenn sie auszureiten hatte, lieber als irgendein anderes das von ihm besorgte Pferd bestieg. So oft sich dies zutrug, meinte er, es sei ihm die höchste Gnade widerfahren; er wußte nicht vom Steigbügel zu lassen, und er däuchte sich glücklich, wenn er nur ihre Kleider berührt hatte. Wie es aber nur zu oft geschieht, daß die Liebe um so mehr zunimmt, je geringer die Hoffnung wird, so vermochte auch dieser arme Stallknecht sein immer wachsendes Verlangen nicht mehr im Verborgenen zu ertragen, und beschloß, da keine Hoffnung ihm Hülfe versprach, und da er von dieser Liebe sich loszumachen nicht im Stande war, vielmals bei sich selbst, sich den Tod zu geben. Bei weiterm Nachdenken, wie er seinen Entschluß ausführen wolle, setzte er sich vor, auf eine Weise zu sterben, welche geeignet wäre, seinen

Tod als Folge der großen Liebe darzustellen, die ihn für die Königin durchdrungen hatte und noch durchdrang. Diese Weise aber glaubte er am paßlichsten in einem Versuche zu finden, ganz oder zum Theil an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen.

Zu diesem Endzweck unternahm er es nun nicht etwa, zur Königin von seiner Liebe zu reden, oder sich schriftlich ihr zu entdecken; denn er wußte, daß Reden wie Schreiben vergeblich sein würden; vielmehr wollte er versuchen, ob er nicht durch List im Stande sein werde, eine Nacht bei der Königin zu verbringen. Mittel und Wege zu diesem Unternehmen waren indeß nicht anders zu finden, als wenn es ihm gelang, unter der Verkleidung des Königs, von dem er wußte, daß er nicht jede Nacht bei ihr schlief, in ihr Zimmer und bis zu ihr selbst zu dringen. Deshalb verbarg er sich, um zu erfahren, auf welche Weise und in welchem Anzuge der König seine Gemahlin besuche, zu mehreren malen nachts in dem großen Saale des Palastes, der die Gemächer des Königs und der Königin voneinander trennte. In einer dieser Nächte sah er endlich den König, in einen großen Mantel gehüllt, eine brennende Kerze in der einen, in der andern Hand eine Gerte, aus seinem Zimmer treten, auf das der Königin zugehen und, ohne ein Wort zu reden, ein oder ein paar mal mit der Gerte an die Thür schlagen. Dann öffnete sich alsbald die Thür und dem Könige wurde die Kerze aus der Hand genommen.

Als unser Stallknecht ihn so eintreten und auf ähnliche Weise zurückkehren gesehen hatte, dachte er ihm genau nachzuahmen, und wußte sich in dieser Absicht einen Mantel, der dem des Königs glich, eine Kerze und eine Ruthe zu verschaffen, und wusch sich dann im Bade, so sorgfältig er nur konnte, damit der Stallgeruch die Königin nicht beschwere, oder sie den Betrug gewahr werden lasse. Hierauf verbarg er sich nach gewohnter Weise im großen Saale, und als er sich überzeugte, alles schlafe

bereits, und es sei nun die Zeit gekommen, entweder seine Wünsche zu verwirklichen, oder auf würdige Weise dem ersehnten Tode entgegenzugehen, schlug er mit Stahl und Stein, die er bei sich führte, ein wenig Feuer, zündete seine Kerze an und ging, nachdem er den Mantel zusammengeschlagen und sich ganz darin eingehüllt hatte, auf die Kammerthür zu und klopfte zweimal mit seiner Ruthe an. Eine Kammerfrau machte ihm noch ganz verschlafen die Thür auf, nahm ihm die Kerze aus der Hand und that sie beiseite, worauf er dann sogleich den Vorhang zurückschlug, den Mantel ablegte und in das Bette stieg, in welchem die Königin ruhte. Er umschlang sie verlangend mit seinen Armen, stellte sich aber verdrießlich; denn der König hatte es an der Art, wenn er verdrießlich war, nichts mit sich reden zu lassen, und erkannte so, ohne daß er oder sie ein Wort geredet hätten, zu wiederholten malen die Königin. Wie schwer es ihm auch ward, zu scheiden, so erhob er sich doch endlich aus Furcht, zu langes Verweilen möchte es nach sich ziehen, daß genossene Lust in Leiden sich verwandle, nahm Mantel und Kerze, ging, ohne den Mund zu öffnen, und kehrte, so schnell er konnte, in sein Bett zurück.

Kaum mochte er indeß dort angelangt sein, so stand der König auf und ging in das Schlafzimmer der Königin, die über diesen zweiten Besuch nicht wenig sich verwunderte. Als er zu ihr ins Bett gestiegen war und sie freundlich begrüßt hatte, faßte sie um dieser Freundlichkeit willen Muth und sagte: „Mein Herr und Gemahl, was ist das heute Nacht für eine Neuigkeit? Kaum seid Ihr von mir gegangen, und kehrt nun, nachdem Ihr über Eure gewohnte Weise Euch mit mir ergötzt habt, so schnell zu mir zurück? Habt Acht, was Ihr thut."

Als der König diese Worte hörte, vermuthete er sogleich, die Königin sei durch ähnliche Gestalt und Kleidung betrogen. Dann beschloß er in seiner Weisheit, da weder die Königin, noch sonst jemand es gewahr worden war,

auch ihr nichts davon merken zu lassen. Viele wären thöricht genug gewesen, das nicht zu thun, sondern zu sagen: „Ich bin hier nicht gewesen; wer war da? Wie ist es zugegangen? Was ist daraus geworden?“ — wodurch sie sich dann vielerlei Unheil zugezogen hätten. Denn die Frau wäre dadurch unverschuldet beschimpft, und ihr überdies Veranlassung geboten worden, aufs neue zu begehren, was sie schon einmal genossen hatte, und der König selbst, der durch Schweigen der Schande völlig entging, hätte durch Reden seine eigene Schmach herbeigeführt. Deshalb antwortete er ihr mehr innerlich, als dem Aussehen oder den Worten nach, erzürnt: „Frau, denkst du denn, ich sei nicht Manns genug, um wiederkommen zu können, wenn ich auch erst bei dir war?“ Hierauf erwiderte die Königin: „Wohl, mein Herr, dessenungeachtet bitte ich Euch aber, auf Eure Gesundheit Acht zu haben.“ „Gut“, entgegnete der König, „so will ich deinen Rath befolgen und diesmal umkehren, ohne dich weiter zu plagen.“

Und so nahm er voller Unmuth und Zorn über den nur zu wohl erkannten Schimpf, der ihm widerfahren war, seinen Mantel und verließ das Zimmer mit der Absicht, im stillen den Thäter zu erforschen, von dem er sich überzeugt hielt, er müsse zum Hause gehören und habe, wer immer er auch sein möge, noch nicht entschlüpfen können. Zu diesem Ende eilte er, eine Laterne mit einem kleinen Lichtchen in der Hand, nach einem langen Saale seines Palastes, in dem oberhalb der Pferdeställe fast seine ganze Dienerschaft in einer Menge Betten schlief. Er war überzeugt, wer das gethan, wovon die Königin erzählt hatte, dem könne sich Puls- und Herzklopfen von der erlittenen Anstrengung noch nicht gelegt haben, und fühlte deshalb vom einen Ende beginnend der Reihe nach einem jeden mit der Hand auf die Brust, um das Schlagen des Herzens zu erproben. Obgleich nun alle übrigen fest schliefen, so wachte doch der, welcher bei der Königin gewesen war, noch immer, und eine heftige Furcht

befiel ihn, da er den König kommen sah und wohl errieth, was er suche. Deshalb vermehrte sich sein Herzklopfen, das die körperliche Aufregung veranlaßt hatte, vor Furcht noch um vieles, und er zweifelte nicht, der König werde ihn auf der Stelle tödten, sobald er es nur gewahr würde. Gingen ihm nun auch allerhand Plane durch den Kopf, so entschloß er sich doch zuletzt, als er den König ohne Waffen sah, sich schlafend zu stellen und abzuwarten, was jener thun werde. Der König fand unter den vielen, die er untersuchte, keinen, den er für den Thäter gehalten hätte, bis er endlich zu diesem kam, und als er dessen Herz so heftig schlagen fühlte, sagte er bei sich selbst: „Der ist es.“ Da er aber von dem, was er thun wollte, niemand andern etwas wissen zu lassen beabsichtigte, that er ihm nichts weiter, als daß er mit einer Schere, die er bei sich führte, ihm auf der einen Seite von den Haaren, die man damals sehr lang zu tragen pflegte, einen Theil abschnitt, um an diesem Zeichen ihn am andern Morgen erkennen zu können, und kehrte dann sogleich in seine Zimmer zurück.

Unser Knecht hatte wohl gefühlt, was der König mit ihm vorgenommen, und war verschlagen genug, einzusehen, zu welchem Ende er so gezeichnet worden sei. Drum zögerte er keinen Augenblick aufzustehen, und schnitt mit einer Schere, deren zufällig zur Bedienung der Pferde mehrere zur Hand waren, leise unter seinen Schlafgesellen von einem zum andern gehend, allen auf gleiche Weise an einem Ohre die Haare ab; worauf er sich, ohne daß jemand ihn gehört hätte, wieder schlafen legte.

Als der König am Morgen aufgestanden war, hieß er, bevor noch die Thore des Palastes geöffnet wurden, seine ganze Dienerschaft vor ihm erscheinen. Als diesem Befehl Genüge geleistet war, und nun alle entblößten Hauptes vor ihm standen, blickte er, um den zu erkennen, den er selbst geschoren hatte, unter ihnen umher. Wie er aber die Mehrzahl unter ihnen mit gleichmäßig verschnit-

tenen Haaren sah, da verwunderte er sich und sagte bei sich selbst: „Der, welchen ich suche, bewährt, seinem niedrigen Stande zum Trotz, wahrlich hohen Verstand.“ Dann entschloß er sich, überzeugt, nicht ohne großes Aufsehen zu seinem Ziele gelangen zu können, und gewillt, nicht kleiner Rache wegen große Schmach zu erwerben, ihn nur mit einem Worte zu erinnern und ihm zu zeigen, er wisse, was geschehen sei, und sagte zu allen gewandt: „Wer es gethan hat, thue es nicht wieder, und so geht mit Gott.“ Ein anderer hätte sie allesammt köpfen, foltern, fragen und examiniren lassen und dadurch bekannt gemacht, was jeder bemüht sein muß zu verhüllen. Hätte er dann auch den Thäter entdeckt und vollständige Rache an ihm genommen, so würde seine Schmach dadurch nicht vermindert, sondern um vieles vermehrt, die Ehre seiner Gemahlin aber für immer befleckt worden sein.

Diejenigen, welche die Worte des Königs hörten, wunderten sich und untersuchten lange miteinander, was er damit habe sagen wollen, keiner aber wußte sie zu verstehen, den einzigen ausgenommen, den sie wirklich angingen. Der war aber klug genug, bei Lebzeiten des Königs niemand etwas davon zu entdecken, und auch sein Leben nicht wieder an ein solches Wagstück zu setzen.

Dritte Geschichte.

Eine Dame, die in einen jungen Mann verliebt ist, bringt unter dem Vorwande der Beichte und großer Gewissenhaftigkeit einen gestrengen Mönch dahin, daß er selbst, ohne zu wissen, was er thut, sie an das endliche Ziel ihrer Wünsche führt.

Schon hatte Pampinea geendigt, und sowol die Kühnheit und Vorsicht des Stallknechts, wie auch die Weisheit

des Königs war von den meisten bewundert worden, als die Königin, zu Philomela gewandt, ihr fortzufahren befahl. Philomela gehorchte und begann mit Anmuth also zu reden:

Ich denke euch einen Streich zu erzählen, den in Wahrheit eine schöne Frau einem gestrengen Mönche gespielt hat, und der einen Laien um so mehr ergötzen muß, weil diese Pfaffen, die meistens herzlich albern und von ungeschliffenen Sitten und Betragen sind, alles besser verstehen und machen wollen, als andere Leute, während sie doch viel geringer zu halten sind, als jene, da sie aus Niedrigkeit ihrer Gesinnung sich nicht getrauen, wie andere Menschen sich selbst durchs Leben zu helfen, sondern, den Schweinen gleich, dahin flüchten, wo sie ohne Arbeit zu essen bekommen. Ich erzähle euch, freundliche Mädchen, diese Geschichte, nicht nur, weil die Reihe mich eben trifft, sondern auch um euch zu zeigen, wie selbst die Pfaffen, zu denen wir in übermäßiger Leichtgläubigkeit allzu großes Vertrauen haben, von unsereiner, geschweige denn von Männern, mit einiger Schlauheit gehörig angeführt werden können und werden.

Vor wenig Jahren lebte in unserer Stadt, die an Betrügereien reicher ist als an Güte und Redlichkeit, eine Edeldame, welche die Natur nicht minder als irgendeine andere mit Schönheit geschmückt und mit hohem Sinn und feinem Verstande begabt hatte. Ich verschweige ihren mir wohlbekannten Namen, wie auch die übrigen, die in diese Geschichte verflochten sind; denn noch sind mehrere am Leben, die sich vor Zorn darüber nicht würden zu lassen wissen, während der Vorfall doch nur belacht zu werden verdient. Diese Dame nämlich, die ihrer vornehmen Abkunft ungeachtet an einen Wollweber verheirathet war, konnte nie verwinden, wie kränkend es ihr sei, einen Handwerker zum Manne zu haben; denn wer zum Bürgerstande gehörte, dünkte ihr immer, wenn er auch noch so reich war, einer adelichen Frau unwürdig.

Die gemeinen Beschäftigungen ihres Mannes, der, mit allem seinem Reichthum, es nie weiter brachte, als sich aufs Sortiren, auf Einschlag und Aufzug zu verstehen, oder mit den Spinnerinnen sich um die Gebinde zu zanken, bestärkten sie in ihrem Vorsatze, seinen Umarmungen, soweit es sich thun ließe, aus dem Wege zu gehen, wofür sie dann bei jemand, der ihr würdiger als der Wollweber schiene, sich Entschädigung zu suchen dachte.

Wirklich verliebte sie sich dergestalt in einen ganz wackern Edelmann von mittlern Jahren, daß sie nachts nicht schlafen konnte, wenn sie ihn den Tag über nicht gesehen hatte. Der gute Mann aber, der keine Ahnung davon hatte, bekümmerte sich nicht um sie, und sie war zu vorsichtig, um durch weibliche Botschafter oder Briefe, die ihre Gesinnungen enthalten hätten, möglichen Gefahren sich aussetzen zu wollen. Dagegen hatte sie bemerkt, daß er häufig mit einem Pfaffen umging, der, so einfältig und ungebildet er war, wegen seines strengen Lebens doch bei den meisten für einen ganz besondern Pater galt.

Die Dame hielt dafür, dieser Geistliche könne zwischen ihr und ihrem Geliebten am besten den Mittelsmann abgeben, und ging deshalb, nachdem sie mit sich über die Art ihres Benehmens einig geworden war, in die Kirche, zu welcher er gehörte, ließ ihn rufen und sagte, sie wünsche, wenn es ihm gefällig sei, bei ihm zu beichten. Der Pfaffe zeigte sich sogleich bereitwillig; denn er sah ihr an, sie müsse eine Frau von Stande sein. Nach der Beichte sagte die Dame: „Ehrwürdiger Herr, noch muß ich Euch um Rath und Hülfe in einer Angelegenheit bitten, von der ich Euch unterrichten will. Ihr kennt aus meiner eigenen Beichte meine Familie und meinen Mann. Er liebt mich mehr als sein Leben, und kaum äußere ich irgendeinen Wunsch, so erfüllt er ihn auf der Stelle, wie er das vermöge seines Reichthums wol vermag. Dafür liebe ich ihn denn auch mehr als mich selbst, und wenn ich nur eines Gedankens, geschweige denn einer

Handlung fähig wäre, die seiner Ehre oder seinem Gefallen zuwiderliefe, so verdiente gewiß keine arge Hexe den Scheiterhaufen so sehr als ich. Nun werde ich aber von einem jungen Manne, dessen Namen mir in der That nicht bekannt ist, der aber von Stande zu sein scheint, hübsch und groß von Gestalt ist, gewöhnlich feines braunes Tuch trägt und, wenn ich mich nicht irre, viel mit Euch umgeht, vielleicht weil er mich andern Sinnes glaubt, als ich bin, förmlich belagert. Ich kann vor keine Thür und an kein Fenster treten, oder gar aus dem Hause gehen, ohne daß er gleich bei der Hand wäre; mich wundert's nur, daß er nicht schon hier ist. Mir aber ist die ganze Sache äußerst unlieb; denn solch ein Benehmen kann auch die anständigste Frau in übeln Ruf bringen. Ich hatte mir schon vorgenommen, es ihm durch meine Brüder sagen zu lassen; dann habe ich aber wieder bedacht, wie Männer solche Bestellungen so auszurichten pflegen, daß die Antwort übel ausfällt. Es gibt einen Wortwechsel, und von den Worten kommt es am Ende zu Thätlichkeiten. Darum habe ich still geschwiegen, um Unglück und Aergerniß zu vermeiden, und habe mich entschlossen, mit Euch zu reden, theils weil Ihr sein Freund zu sein scheint, theils weil es sich für Euch schickt, über dergleichen Dinge auch fremde Leute, wie vielmehr denn Euern Freund, zu ermahnen. Und so bitte ich Euch denn um Gottes willen, ihm über sein Benehmen einen Verweis zu geben und ihn zu bitten, daß er sich dessen in Zukunft enthalte. Es gibt andere Weiber genug, die wol an solchen Geschichten Gefallen finden. Die werden sich freuen, wenn er ihnen nachgafft und ihnen den Hof macht. Mir aber, die ich zu solchen Thorheiten keineswegs aufgelegt bin, ist dergleichen im höchsten Grade zur Last."

Als sie dies gesagt hatte, senkte sie den Kopf, als träten ihr die Thränen in die Augen. Unser Heiliger errieth alsbald, sie rede von dem, den sie wirklich meinte, lobte sie wegen ihres heilsamen Entschlusses und versprach

ihr, von der Wahrheit ihrer Erzählungen vollkommen überzeugt, es schon dahin zu bringen, daß dieser Mensch ihr nicht mehr lästig fallen solle. Da er wußte, sie sei reich, empfahl er ihr ferner noch Almosen und gute Werke, und trug ihr seine eigenen Bedürfnisse vor. Die Dame erwiderte: „Ich bitte Euch um Gottes willen, thut, wie Ihr gesagt habt, und sollte er etwa leugnen wollen, so sagt ihm nur, ich selbst hätte Euch alles gesagt und mich gegen Euch beschwert.“

Wie nun die Beichte vorbei war und der Mönch ihre Bußen bestimmt hatte, gedachte sie an die Ermahnungen zu guten Werken, die er ihr ertheilt hatte, drückte ihm ein reichliches Geschenk in die Hand, und bat ihn, für ihre verstorbenen Angehörigen ein paar Seelenmessen zu lesen. Darauf erhob sie sich vom Beichtstuhl und ging nach Hause.

Nicht lange darauf kam der Edelmann nach seiner Gewohnheit zu unserm ehrwürdigen Herrn, der ihn, nachdem sie einige Augenblicke über dies und jenes gesprochen hatten, beiseite nahm und ganz höflich wegen der Aufmerksamkeit und der verliebten Blicke zur Rede stellte, mit denen er, nach ihrer eigenen Erzählung, jene Dame von ihm verfolgt glaubte. Der Edelmann, der ihr niemals nachgesehen hatte und sehr selten vor ihrem Hause vorübergegangen war, wunderte sich nicht wenig, und fing an, sich zu vertheidigen. Der Pater aber ließ ihn nicht zu Worte kommen und sagte: „Stell dich nur nicht so verwundert und verliere deine Worte nicht, um zu leugnen, was du doch nicht leugnen kannst; ich rede keinem Nachbargeklatsche nach; denn sie hat, mit vielen Klagen über dich, mir alles selbst erzählt. Und obgleich sich solche Laffereien überall nicht für dich schicken, so will ich dir nur so viel sagen, daß, wenn einer diese Albernheiten zuwider sind, so sind sie's ihr. Drum rath' ich dir zu deiner eigenen Ehre und ihr zu Gefallen, bleib davon und laß sie in Frieden.“

Der Edelmann, der etwas schärfer sah, als der gute Vater, errieth bald genug die Schlauheit der Dame, that also etwas beschämt und versprach, sich nicht weiter auf die Sache einzulassen. Dann verließ er den Mönch und eilte zum Hause der Dame, die noch immer an einem kleinen Fenster aufmerksam verweilte, um ihn zu sehen, wenn er etwa vorüberginge. Als sie ihn nun erblickte, bezeigte sie sich gegen ihn so freundlich und gefällig, daß er wohl einsehen konnte, er habe die Worte des Mönchs richtig verstanden. Und so ging er denn von diesem Tage an zu seinem eigenen Vergnügen und zu großer Freude und Beruhigung der Dame vorsichtig, als ob andere Geschäfte ihn dorthin führten, täglich jene Straße entlang.

Die Dame indeß hatte sich bald überzeugt, daß sie ihm ebenso wohl, als er ihr gefalle, und voller Verlangen, ihn noch mehr zu entflammen und ihm ein sicheres Zeichen ihrer Liebe zu ihm zu geben, nahm sie die Gelegenheit wahr, zum ehrwürdigen Klosterbruder zurückzukehren, und kaum hatte sie ihm zu Füßen sich niedergelassen, so fing sie bitterlich zu weinen an. Als der Geistliche sie in Thränen sah, frug er voller Theilnahme, was sie Neues bringe. Die Dame antwortete: „Hochwürdiger, ich habe keine andern Neuigkeiten, als von Euerm verwünschten Freunde, über den ich schon neulich mich beschwerte. Wahrlich ich glaube, er ist geboren, um mich zu plagen und mich zu Dingen zu verlocken, um derentwillen ich mir ewig Vorwürfe machen und nie wieder wagen würde, vor Euch zu erscheinen." „Wie", sagte der Vater, „hat er denn nicht aufgehört, dich zu belästigen?" „Gewiß nicht", erwiderte die Dame, „vielmehr kommt er, seit ich gegen Euch mich beschwerte, gleichsam mir zum Trotz, und weil er mir übel genommen, daß ich über ihn Klage geführt habe, für einmal, das er sonst vor meinem Hause vorüberging, jetzt wenigstens siebenmal vorbei. Und, wollte Gott, er wäre beim Vorübergehen und Heraufgucken stehen geblieben; aber so verwegen, so

unverschämt ist er gewesen, daß er mir erst gestern ein Frauenzimmer mit Botschaften von ihm und mit verliebtem Geschwätze ins Haus geschickt und mir einen Gürtel und eine Tasche geschenkt hat, als ob ich nicht selber Gürtel und Taschen genug hätte. Das hab' ich ihm aber so übel genommen und nehm' es ihm auch noch so übel, daß ich ihm den Teufel über den Hals geschickt haben würde, hätte ich mich nicht der Sünde gefürchtet und Euch zu Liebe an mich gehalten. So hab' ich mir denn am Ende noch Gewalt angethan und nichts thun und nichts sagen wollen, ohne Euch zuvor davon zu benachrichtigen. Dem Frauenzimmer übrigens hatte ich Gürtel und Tasche, die sie mir gebracht hatte, schon zurückgegeben, daß sie ihm beides wiederbringen sollte, ihr auch sonst bösen Bescheid ertheilt, als mir einfiel, sie könnte vielleicht gar die Geschenke für sich behalten und ihm erzählen, ich hätte sie angenommen; denn solche Weiber sollen dergleichen wol thun. Darum rief ich sie noch zurück, und nahm ihr die Sachen voller Verdruß wieder aus der Hand, und habe sie nun zu Euch mitgebracht, auf daß Ihr sie ihm wiedergebt und ihm sagt, ich brauche seine Geschenke nicht; denn, Gott und meinem Manne sei es gedankt, Gürtel und Taschen habe ich noch so viel, daß ich ihn darunter ersticken könnte. Dann aber bitte ich Euch, denn ich ehre Euch wie einen Vater, um Verzeihung, wenn ich, sobald er mir nun keine Ruhe mehr läßt, es meinem Mann und meinen Brüdern sage, mag daraus werden, was da will. Ergeht es ihm dann übel, nun so soll mir's immer noch viel lieber sein, als wenn ich durch ihn in schlechte Nachrede komme, und damit gut!"

Wie sie das gesagt hatte, zog sie, ohne ihre Thränen zu unterbrechen, eine äußerst schöne und reichgestickte Tasche nebst einem zierlichen kostbaren Gürtel unter dem Mantel hervor und warf sie dem Mönche in den Schos. Dieser glaubte noch immer an die Wahrheit ihrer Er-

zählungen, nahm die Geschenke voller Zorn und sagte: „Mein Kind, ich wundre mich nicht, wenn diese Vorfälle dich betrüben, und kann dich deswegen nicht tadeln; vielmehr lobe ich an dir, daß du dabei meinen Rathschlägen Folge geleistet hast. Ich habe ihn neulich zur Rede gesetzt; er hat aber schlecht gehalten, was er mir damals versprach, und so denke ich ihm denn um dessentwillen, wie auch wegen seiner neuen Vergehen, dermaßen den Kopf zu waschen, daß es ihm vergehen soll, dich ferner zu beunruhigen. So lieb dir aber Gottes Segen ist, so laß dich vom Zorne nicht überwältigen, einen der Deinigen von dieser Angelegenheit zu unterrichten; es könnte zu viel Unglück daraus werden. Uebrigens sei wegen deines Rufes unbesorgt, denn ich werde deine Unschuld immerdar, vor Gott wie vor den Menschen, unwandelbar bezeugen.“

Die Dame schien sich etwas zu beruhigen, und, von dem Geize dieses wie der andern Mönche wohl unterrichtet, lenkte sie das Gespräch von jenem Gegenstande ab und sagte: „Ehrwürdiger Herr, diese letzten Nächte sind mir mehrere meiner Verwandten erschienen, die wol große Qualen erdulden müssen und nichts verlangen als Almosen; vor allen aber meine selige Mutter, die so betrübt und elend aussieht, daß es ein wahrer Jammer ist. Ich glaube gewiß, daß es ihr bitter weh thut, mich von diesem bösen Feinde so versucht zu sehen, und darum wünschte ich, Ihr läset mir für ihre Seelen die vierzig Gregoriusmessen, und sagtet dazu einige von Euern Gebeten, damit Gott sie aus den Feuerqualen befreie.“ Und mit diesen Worten drückte sie ihm einen Goldgulden in die Hand. Der ehrwürdige Vater nahm ihn voller Freuden, bekräftigte mit guten Worten und mit vielen Beispielen ihre Frömmigkeit, und entließ sie dann mit seinem Segen.

Als die Dame fortgegangen war, schickte er, immer noch ohne zu ahnen, daß man ihn zum besten habe, nach seinem Freunde, der gleich bei seinem Eintritt, als

er den Mönch zornig sah, sofort errieth, er werde Neuigkeiten von seiner Dame hören, und nun abwartete, was jener ihm sagen werde. Der Mönch wiederholte, was er ihm schon früher gesagt hatte, und schalt ihn besonders mit vielen zornigen und harten Worten wegen dessen, was er, den Reden der Dame zufolge, gethan haben sollte. Der Edelmann, der noch nicht durchschauen konnte, wo der Mönch eigentlich hinwolle, leugnete ziemlich lau, Gürtel und Tasche geschickt zu haben, damit er jenem, wenn die Dame ihm etwa die Geschenke gegeben hätte, nicht den Glauben daran benähme. Aber der Vater sagte ganz aufgebracht: „Du schlechter Mensch, wie kannst du das leugnen? Da sieh her; mit vielen Thränen hat sie selbst sie mir gebracht, und nun sage, ob du sie erkennst." Der Edelmann that gar sehr beschämt und sagte: „Freilich kenne ich diese Geschenke und bekenne, daß ich unrecht gethan habe; schwöre aber auch, weil ich sie also gesinnt sehe, daß Ihr von dieser Sache nie wieder ein Wort hören sollt." Nun wurde noch viel hin und hergeredet. Endlich aber gab Bruder Einfalt Gürtel und Tasche an den Freund heraus, und entließ ihn dann nach langen Strafpredigten und Bitten, solcher Dinge in Zukunft sich zu enthalten.

Der Edelmann ging, hoch erfreut über die Gewißheit, die er in Betreff der Liebe seiner Dame erlangt zu haben glaubte, wie über das schöne Geschenk, sobald er den Mönch verlassen hatte, mit Vorsicht an einen Ort, wo er der Dame bemerklich machen konnte, er habe das eine wie das andere erhalten. Der Dame war dies um so lieber, als sie nun an dem glücklichen Fortgange ihres Planes nicht mehr zweifelte.

Während sie nun, um ans Ziel ihrer Wünsche zu gelangen, nichts als eine gelegentliche Abwesenheit ihres Mannes erwartete, traf es sich, daß wenig später, gewisser Geschäfte willen, ihr Mann genöthigt war, nach Genua zu reisen. Kaum war er des Morgens zu Pferde

gestiegen und fortgeritten, so ging unsere Dame auch schon zum gestrengen Vater, und sagte unter Schluchzen und Thränen: „Würdiger Vater, nun erkläre ich Euch, ich kann's nicht länger aushalten. Aber, weil ich Euch neulich versprochen habe, nichts zu unternehmen, ohne Euch zuvor davon zu sagen, so komme ich, um mich zu rechtfertigen. Damit Ihr indeß einseht, wie viel Recht ich habe, zu weinen und mich zu beklagen, so will ich Euch nur erzählen, was Euer guter Freund oder vielmehr der Teufel aus der Hölle, mir heute morgen kurz vor der Frühmesse gemacht hat. Ich weiß nicht was für ein böser Geist ihm gesagt hat, daß mein Mann gestern früh nach Genua gereist ist; genug, heute morgen, um die Zeit, die ich Euch gesagt habe, kommt er in meinen Garten und klettert auf einem Baume bis an das Fenster meiner Schlafstube, die nach dem Garten hinausgeht. Schon hatte er das Fenster aufgemacht und wollte in die Kammer hereinsteigen, als ich noch aufwache und sogleich aus dem Bette springe. Eben fing ich an zu schreien, und gewiß, ich hätte geschrien, wenn er nicht, unter Nennung seines Namens, mich noch von außen um Gottes und um Euretwillen um Gnade gebeten hätte. Euch zu Liebe schwieg ich still, lief aber nackt, wie ich auf die Welt gekommen bin, ans Fenster und schlug es ihm ins Gesicht zu. Ich glaube, er ist zum Teufel gegangen, denn ich habe ihn dann nicht weiter gehört. Nun sagt mir selbst, ob das ein anständiges Benehmen ist, und ob man das wol leiden darf; ich meinestheils denke es nicht mehr so zu ertragen, denn ich habe Euch zu Liebe ihm zeither nur allzu viel nachgesehen."

Als der Mönch dies hörte, wurde er über die maßen zornig und wußte nichts zu erwidern, als daß er sie mehreremal frug, ob sie denn auch gewiß gesehen habe, daß es jener Edelmann und kein anderer gewesen sei. „Nun gottlob", antwortete die Dame, „den kann ich wol noch von einem andern unterscheiden. Ich sage Euch, er

war's; und sollte er's leugnen, so glaubt ihm nur nicht." „Meine Tochter", erwiderte darauf der Mönch, „dazu kann ich nichts sagen, als daß es eine übermäßige Frechheit und eine abscheuliche Missethat ist. Du thatest deine Pflicht, daß du ihn fortschicktest. Aber nun will ich dich noch gebeten haben, daß du, weil Gott dich vor Schande bewahrte, wie du schon zweimal meinen Rath befolgt hast, es noch diesmal thun, und, ohne gegen deine Angehörigen dich zu beklagen, mir überlassen mögest, zu versuchen, ob ich denn diesen Teufel, der aus der Hölle entsprungen scheint, und den ich für einen Heiligen gehalten hätte, nicht zu bändigen im Stande bin. Gelingt es mir, ihn von seinem viehischen Betragen abzubringen, dann ist es gut; wo nicht, so gebe ich dir jetzt mit meinem Segen das Versprechen, daß ich dich nicht wieder hindern will, zu thun, was dir in deinem Sinne gut dünkt." „Nun wohl", sagte die Dame, „ich will Euch für diesmal weder erzürnen, noch Euch ungehorsam sein; aber nun sorgt dafür, daß er sich hüte, mich ferner zu plagen; denn, wahrlich, zu Euch komme ich in dieser Angelegenheit nun nicht wieder."

Und damit ging sie, ohne weiter etwas zu sagen, als wäre sie aufgebracht, von dannen. Kaum hatte sie die Kirche verlassen, so kam auch der Edelmann des Weges. Der Mönch rief ihn an, nahm ihn beiseite, sagte ihm die größten Grobheiten, die man jemals einem andern zu hören gegeben hat, und nannte ihn einen Schelm, einen Meinidigen und einen Verräther über den andern. Dieser aber hatte schon zweimal erfahren, was das Schelten des Paters zu bedeuten habe, und suchte deswegen durch halbe Antworten ihn zum Reden zu bringen. „Würdiger Herr", sprach er, „was soll dieser Zorn? Habe ich denn Christum gekreuzigt?" „Ueber den Unverschämten!" antwortete der Geistliche, „nun höre mir einer, wie er thut; redet er doch wahrhaftig nicht anders, als wäre es ein oder ein paar Jahre her, und als könnte er sich der

langen Zeit wegen auf seine Schändlichkeiten und schlechten Streiche nicht mehr besinnen. Ist es dir von heute morgen bis jetzt schon entfallen, wen du beleidigt hast? Nun, wo warst du heute kurz vor Tage?" „Was weiß ich, wo ich gewesen bin", erwiderte der Edelmann; „Ihr müßt aber schnelle Boten haben." „Freilich", sagte der Mönch, „ist die Botschaft mir schon zugekommen; aber ich merke schon, du dachtest, weil der Mann nicht zu Hause ist, würde die gute Frau dich nur so mit offenen Armen empfangen. Hoho, der ehr- und tugendsame Herr ist ein Nachtwandler, ein Gartenschleicher, ein Baumkletterer geworden. Denkst du denn durch deine Unverschämtheit die Heiligkeit dieser Dame zu besiegen, daß du ihr in der Nacht auf den Bäumen ins Fenster kletterst? Nichts auf der Welt ist ihr so durchaus zuwider, als du es bist, und doch probirst du's immer aufs neue. Ich will gar nicht davon reden, daß sie dir's vielfach an den Tag gelegt hat; aber wahrhaftig, meine Ermahnungen hast du dir besonders zu Gemüthe gezogen. Das will ich dir indeß hiermit gesagt haben, bisjetzt hat sie, nicht etwa aus Liebe zu dir, sondern meinem Fürwort zu Gefallen, von deinem Benehmen geschwiegen; nun wird sie aber nicht mehr schweigen. Ich habe es ihr ganz freigestellt, wenn du noch irgendetwas thust, das ihr misfällig ist, ganz nach ihrem Belieben zu verfahren, und was willst du machen, wenn sie's ihren Brüdern sagt?"

Der Edelmann hatte nun alles, was er brauchte, zur Genüge erfahren; er besänftigte daher den Pater nach bestem Wissen und Vermögen mit reichlichen Versprechungen, und sagte ihm dann Lebewohl. Als aber in nächster Nacht die Zeit der Frühmesse herangekommen war, schlich er sich in den Garten, erkletterte den Baum und eilte durch das offene Fenster in die Arme seiner schönen Dame, die ihn nach sehnsüchtigem Erwarten freudigst mit den Worten empfing: „Großen Dank dem Herrn Pater, der dir den Weg zu mir so schön gezeigt hat." Nun ge-

nossen sie einander, und konnten unter Späßen und vielem Gelächter über die Einfalt des Bruder Rindvieh, und unter Spott über Spulräder, Kämme und Wollkratzer ihrem Ergötzen kein Ziel setzen. Dann aber wußten sie es so einzurichten, daß sie, ohne der Hülfe des gestrengen Pfaffen ferner zu bedürfen, in gleicher Freude noch viele Nächte verbringen konnten, zu welchem Glücke ich Gott bitte, daß er auch mir und allen andern Christenseelen, die Verlangen danach tragen, in seiner heiligen Barmherzigkeit bald verhelfe.

Vierte Geschichte.

Don Felice lehrt den Bruder Puccio, wie er durch eine Bußübung selig werden kann. Bruder Puccio übernimmt sie, und Don Felice vertreibt sich inzwischen mit dessen Frau die Zeit.

Als Philomela am Ende ihrer Geschichte war und schwieg, lobte Dioneus den Verstand der Dame nachdrücklich und mit schönen Worten, nicht minder aber auch das Schlußgebet der Philomela, worauf die Königin lächelnd sich zum Pamphilus wandte und sprach: „Wohlan denn, Pamphilus, fahre fort, durch ein lustiges Späßchen uns zu ergötzen.“ Pamphilus erwiderte sogleich, er sei gern bereit, und begann also:

Madonna, viele Leute gibt es, die, während sie selbst sich bemühen, das Paradies zu erreichen, andern unbewußt dazu verhelfen. Daß es einer unserer Nachbarinnen vor nicht gar langer Zeit so ergangen ist, werdet Ihr vernehmen können.

Wie man mir erzählt hat, wohnte nicht weit von San-Pancrazio ein guter und wohlhabender Mann namens Puccio di Rinieri, der, als er später sich ganz den

geistlichen Dingen ergab, zur Brüderschaft des heiligen Franciscus trat und Bruder Puccio genannt ward. Sein Hauswesen beschränkte sich auf seine Frau und eine Magd, und da er deshalb nicht nöthig hatte, irgendein Geschäft zu treiben, war er viel in der Kirche. Er war ein unwissender Mensch von grobem Teige, und so betete er denn seine Paternoster ab, ging in die Predigten, hörte Messen und blieb gewiß nie zu Hause, wenn die Laienbrüder Laudes zu singen hatten. Außerdem fastete er und geiselte sich, denn man wollte wissen, daß er zu den Flagellanten gehöre. Seine Frau, die Donna Isabetta hieß und erst 28 bis 30 Jahr alt, dabei munter, hübsch und roth wie ein Wachsapfel war, mußte wegen der Frömmelei und vielleicht auch wegen des Alters ihres Mannes gar sehr oft länger Diät halten, als sie gewünscht hätte. Und wenn sie schlafen oder sich mit ihm ergötzen wollte, erzählte er ihr das Leiden Christi, die Predigten des Bruder Anastasius, die Reue der Magdalena, oder andere ähnliche Geschichten.

Um diese Zeit kam ein Mönch, namens Don Felice, der in San-Pancrazio Ordensgeistlicher war, ein ziemlich junger und wohlgestalteter Mann von großem Scharfsinn und tiefen Kenntnissen, aus Paris zurück, und wurde bald mit Bruder Puccio genauer bekannt. Weil diesem der Mönch alle seine Zweifel auf das beste zu lösen wußte und außerdem, sobald er die Gesinnung Puccio's kennen gelernt hatte, äußerst gottesfürchtig sich bewies, begann Bruder Puccio, ihn zuweilen mit nach Hause zu nehmen und ihm, wenn sich's traf, mitunter ein Mittagbrot oder Abendessen vorzusetzen. Auch war Puccio's Frau, ihm zu Liebe, gegen den Mönch freundlich und that ihm gern eine Ehre an. Wie dieser nun längere Zeit in Bruder Puccio's Hause aus- und einging, und das runde und frische Aussehen der Frau beobachtete, errieth er wohl, was für ein Ding es sein möchte, an dem sie am meisten Mangel litt, und beschloß, um Bruder

Puccio die Mühe abzunehmen, ihr, wenn er könnte, damit beizuspringen. Er wußte sie einigemal gar pfiffig anzusehen, und brachte es endlich dahin, daß sich in ihrem Herzen das gleiche Verlangen entzündete. Wie er dies gewahr wurde, sagte er ihr bei der ersten Gelegenheit sein Begehren.

So sehr er sie aber auch zur Ausführung aufgelegt fand, so schwer war es doch, Mittel und Wege dazu zu finden; denn nirgends in der Welt getraute sie sich mit dem Mönche zusammenzukommen, als nur in ihrem Hause. In ihrem Hause ging es aber wieder nicht, weil Bruder Puccio niemals verreiste; worüber denn der Mönch sich sehr betrübte. Nach langer Zeit erdachte er aber doch ein Mittel, sich, ohne Verdacht zu erregen, in dem eigenen Hause der Frau, und sogar in Bruder Puccio's Anwesenheit, mit ihr zu ergötzen. Als nämlich Bruder Puccio ihn eines Tages besuchen gekommen war, sagte er zu ihm folgendermaßen: „Ich habe schon oft wahrgenommen, Bruder Puccio, daß dein ganzes Verlangen dahin gerichtet ist, selig zu werden. Mir kommt es aber vor, als ob du zu diesem Ziele auf einem weiten Wege gehest, während es doch einen ganz kurzen gibt, den der Papst und seine obersten Prälaten recht wohl kennen, sich seiner auch bedienen. Sie wollen aber nicht, daß man ihn den Leuten weise; denn auf der Stelle wäre der geistliche Stand, der doch größtentheils von Almosen lebt, zu Grunde gerichtet, und die Laien würden ihm weder Geschenke noch sonst etwas mehr zuwenden. Weil du aber mein Freund bist und mir viel Ehre angethan hast, so lehrte ich dich wol jenen Weg, wenn ich nur wüßte, daß du ihn befolgtest und keinem Menschen auf der Welt etwas davon sagtest."

Bruder Puccio, der höchst begierig nach dieser Sache geworden war, fing zuerst an, ihn mit großem Nachdruck zu bitten, daß er sie ihn lehren möchte; dann schwor er, daß er niemals jemand mehr davon entdecken würde, als

was jener ihm selbst zuvor erlaubte, und versicherte, wenn er irgend im Stande dazu sei, wolle er gewiß diesen Weg einschlagen.

„Nun", sagte der Mönch, „wenn du mir das versprichst, so will ich dich's lehren. Du mußt wissen, die heiligen Kirchenväter halten dafür, daß, wer selig werden will, folgende Buße thun muß. Aber verstehe mich recht; ich sage nicht, daß du nach der Buße nicht ebenso wol, wie jetzt, ein Sünder sein werdest; sondern es wird geschehen, daß die Sünden, die du bis zur Zeit der Buße schon begangen hast, alle abgewaschen und dir wegen dieser vergeben werden; die Sünden aber, die du nachher begehst, werden dir nicht zur Verdammung angerechnet, sondern mit dem Weihwasser abgewaschen werden, wie das jetzt bei den erlaßlichen Sünden der Fall ist. Vor allen Dingen also mußt du mit größter Gewissenhaftigkeit deine Sünden beichten, und damit nimmt diese Buße ihren Anfang. Dann mußt du strenge zu fasten und große Enthaltsamkeit zu üben beginnen, und das vierzig Tage lang, und in der Zeit nicht einmal deine eigene Frau, geschweige denn ein fremdes Weib anrühren. Außerdem mußt du dir in deinem Hause einen Ort suchen, wo du nachts den Himmel sehen kannst: da mußt du dann um die Zeit des Abendgebets hingehen und dort ein großes Bret in Bereitschaft halten, das so eingerichtet ist, daß du aufrechtstehend dich mit dem Rücken daran anlehnen kannst. Dann stellst du dich mit den Füßen auf den Boden, streckst die Arme wie ein Gekreuzigter nach beiden Seiten aus, wobei du dich, wenn du sonst willst, an ein paar Pflöckchen anhalten kannst, und verharrst in dieser Stellung bis zur Frühmesse. Verständest du lateinisch, so müßtest du inzwischen eine Anzahl Gebete hersagen, die ich dir auch gern geben würde; da du dies nun aber nicht kannst, so mußt du dreihundert Paternoster und dreihundert Avemaria zu Ehren der Dreieinigkeit hersagen, dabei den Himmel ansehen und immer

in Gedanken haben, daß Gott Himmel und Erde geschaffen hat, und während du in derselben Stellung verweilst, wie Christus am Kreuze, dich immer an sein Leiden erinnern. Sobald es dann zur Frühmesse läutet, kannst du, wenn du Lust hast, angezogen wie du bist, dich aufs Bett werfen und ein wenig schlafen, vor Tische aber mußt du noch in die Kirche gehen und wenigstens drei Messen hören, funfzig Paternoster und ebenso viel Avemaria sagen. Dann kannst du deine Geschäfte, wenn dergleichen vorkommen, mit gehöriger Ehrbarkeit verrichten und zu Mittag essen; zur Vesper aber mußt du wieder in der Kirche sein und gewisse Gebete, die ich dir aufschreiben werde, hersagen; denn ohne die geht es nun einmal nicht, und mit der Nacht kehrst du wieder an deinen Platz zurück. Thust du dies alles, wie ich es denn schon gethan habe, und thust du's mit gehöriger Andacht, so hoffe ich, du wirst, noch bevor du ans Ende dieser Buße gelangst, wunderbare Dinge von der ewigen Seligkeit verspüren." Bruder Puccio sagte darauf: „Nun das ist gar so schwer nicht und dauert auch gar nicht solange; das muß sich recht gut thun lassen, und so will ich denn in Gottes Namen nächsten Sonntag anfangen."

Darauf verließ er den Mönch, ging nach Hause und sagte, wie jener ihm erlaubt hatte, der Frau sein ganzes Vorhaben. Diese errieth aus dem unbeweglichen Stillestehen bis an den Morgen auf das beste, was der Mönch eigentlich beabsichtige, und erwiderte deshalb, dieser Weg scheine ihr besonders gut zu sein, auch sei sie hiermit, sowie mit allem andern, was er zum Heil seiner Seele thäte, völlig zufrieden, und wolle, damit Gott seine Buße ihm gedeihen lasse, zur Gesellschaft mitfasten, die andern Uebungen aber nicht mit übernehmen. Wie sie nun hierüber sich geeinigt hatten und der Sonntag herangekommen war, fing Bruder Puccio seine Buße an; der Herr Pater aber besuchte die Frau zu Stunden, wo man ihn

nicht sehen konnte, und aß meistens mit ihr zu Abend von den guten Speisen und Getränken, die er jedesmal mitbrachte. Dann ging er mit ihr zu Bette und stand erst um die Zeit der Frühmesse auf, wenn Bruder Puccio sich schlafen legte.

Der Ort, den Bruder Puccio zu seinen Bußübungen erwählt hatte, war neben der Kammer, in der die Frau schlief, und von dieser durch nichts als eine dünne Wand getrennt. Als daher der Pater einmal mit der Frau und sie mit ihm gar zu unbändig schäkerte, kam es dem Bruder Puccio so vor, als höre er die Dielen einigermaßen knacken, weshalb er nach dem ersten Hundert seiner Paternoster innehielt und, ohne sich zu bewegen, Isabetten frug, was sie denn treibe. Die Frau, die zu Späßen sehr aufgelegt war, und vielleicht eben den Gaul des heiligen Benedict oder Johann Gualbertus reiten mochte, antwortete: „Mann, ich sage Euch, ich rühre mich aus Leibeskräften." Bruder Puccio sagte darauf: „Wie rührst du dich denn? Wozu soll denn das Rühren?" Die Frau erwiderte lachend und vergnügt, denn sie war ein verwogenes Weib und mochte auch eben Grund zum Lachen haben: „Nun, wißt Ihr denn nicht, was das sagen will? Hab' ich doch tausendmal von Euch gehört: Wer fastet und wen Hunger plagt, rührt sich im Bett die ganze Nacht." Bruder Puccio glaubte nun, das Fasten sei schuld, daß seine Frau nicht schlafe und sich deshalb im Bette herumwälze, und sagte zu ihr ganz treuherzig: „Frau, ich habe dir's gleich gesagt, du solltest nicht fasten; aber weil du's nun einmal so gewollt hast, so denke nicht weiter dran und sieh, daß du schläfst. Du wirthschaftest ja in dem Bette, daß die ganze Stube schüttert." Darauf sagte die Frau: „Kümmert Euch doch darum nicht; ich weiß allein, wie ich mich zu benehmen habe. Thut Ihr nur Eure Schuldigkeit, ich werde mich schon angreifen und mein Möglichstes thun." Und so war denn Bruder Puccio stille

und nahm seine Paternoster wieder zur Hand; die Frau aber und der Herr Pater ließen sich von dieser Nacht an in einem andern Theile des Hauses ein Bett machen, und schliefen darin, so lange Bruder Puccio's Bußzeit dauerte, mit großem gegenseitigen Ergötzen bis zum Morgen, wo dann der Mönch nach Hause ging, die Frau sich aber in ihr Bett legte, um dort Bruder Puccio, wenn er von seiner Buße käme, zu erwarten.

Während dieser nun auf solche Weise seine Bußübungen, die Frau aber und der Mönch ihr Vergnügen fortsetzten, sagte sie wol öfter im Scherze zu dem letzten: „Du läßt Bruder Puccio Buße thun, und dadurch sind wir ins Paradies gekommen." Uebrigens gab ihr der Mönch alle Ursache zur Zufriedenheit, sodaß sie sich an sein Futter gewöhnte und, weil der Mann so lange sie hatte fasten lassen, auch als seine Buße zu Ende ging, sich die Gelegenheit suchte, anderwärts mit dem Mönche sich satt zu essen, und lange Zeit vorsichtig mit ihm sich zu ergötzen wußte.

So geschah es denn, damit die letzten Worte der Geschichte sich von den ersten nicht entfernen, daß Bruder Puccio, während er durch seine Buße sich ins Paradies zu bringen meinte, zwei andere hineinbrachte: den Mönch, der ihm den nächsten Weg dahin gezeigt hatte, und die Frau, die großen Mangel an dem litt, womit der Herr Pater sie nun aus christlicher Liebe reichlich versorgte.

Fünfte Geschichte.

Zima schenkt Herrn Francesco Vergellesi ein schönes Pferd und erhält dafür die Erlaubniß, mit dessen Frau reden zu dürfen; als diese schweigt, antwortet er selbst in ihrem Namen und dann erfolgt alles seinen Antworten gemäß.

Pamphilus hatte nicht ohne Lachen der Damen die Geschichte des Bruder Puccio vollendet, als die Königin würdevoll Elisen fortzufahren hieß. Sie begann in der spöttischen Weise, die weniger in ihrem eigenen Wesen, als in alter Gewohnheit lag, folgendermaßen:

Viele, die viel wissen, denken, andere Leute seien ganz unwissend, und sehen sich dann manchmal, während sie andere anzuführen denken, dem Erfolge nach selbst angeführt. Darum halte ich es denn für eine große Thorheit, wenn man ohne Noth sich darauf einläßt, die Stärke des fremden Verstandes auf die Probe zu stellen. Weil aber vielleicht nicht ein jeder meiner Meinung sein dürfte, so will ich, die für unsere Geschichten festgesetzte Ordnung befolgend, euch erzählen, was einem pistojeser Edelmann begegnet ist.

Zu Pistoja war in der Familie der Vergellesi ein Edelmann, namens Francesco, der bei großem Reichthum, bei vieler Erfahrung und hellem Verstande über die maßen geizig war. Als dieser in Mailand zum Podestà erwählt war, hatte er sich mit allem, was er dazu bedurfte, anständig versehen; nur fehlte es ihm noch an einem Pferde, das gut genug für ihn gewesen wäre, und als er immer keins finden konnte, war er darüber in einiger Verlegenheit. Nun lebte damals in Pistoja ein Jüngling, namens Ricciardo, der zwar von geringer Familie, aber

äußerst reich war, und so geschmückt und sorgfältig gekleidet ging, daß man ihn allgemein nur den Stutzer (Zima) nannte. Dieser hatte seit langer Zeit die Frau des Herrn Francesco, die von großer Schönheit und Tugend war, geliebt und ihr ohne Erfolg den Hof gemacht. Zima aber hatte eines der schönsten Pferde in Toscana, das er auch seiner Schönheit wegen sehr werth hielt, und da es offenkundig war, daß er sich um die Frau des Herrn Francesco bemühte, rieth irgendein guter Freund dem letztern, er möge dem Zima um sein Pferd ansprechen, und gewiß werde dieser aus Liebe zu der Frau es ihm schenken.

Herr Francesco ließ sich vom Geize verleiten, den Zima zu sich rufen zu lassen, und bat ihn alsdann, das Pferd ihm zu verkaufen, in der Hoffnung, Zima werde es ihm zum Geschenke anbieten. Als Zima den Antrag vernahm, freute er sich und sagte zu dem Edelmann: „Herr, schenket Ihr mir Euer ganzes Vermögen, so wäre mir mein Pferd darum nicht verkäuflich. Wenn Ihr's aber zum Geschenke von mir annehmen wollt, so könnt Ihr's haben; doch unter der Bedingung, daß ich, ehe Ihr das Pferd erhaltet, mit Eurer Erlaubniß und in Eurer Gegenwart mit Eurer Frau (so weit jedoch von jedermann entfernt, daß niemand außer ihr selbst mich hören kann) einige Worte reden darf." Der Edelmann antwortete, vom Geize bestochen und in der Hoffnung, jenen anzuführen, er sei es zufrieden und Zima möge reden, so viel er wolle.

Und so ließ er ihn im großen Saale seines Palastes, und suchte seine Frau in ihrem Zimmer auf. Hier erzählte er ihr, wie wohlfeil er zu Zima's Pferde gelangen könne, hieß sie mit ihm kommen, um Zima anzuhören, befahl ihr aber auch, sich wohl zu hüten, auf was immer Zima sagen möchte, wenig oder viel zu antworten. Die Frau misbilligte diesen Handel sehr; da sie aber einmal den Wünschen ihres Mannes folgen mußte, fand sie sich endlich bereit und folgte ihm in den Saal, um zu hören, was Zima ihr zu sagen hätte.

Als dieser den Vertrag mit dem Edelmann noch einmal richtig gemacht hatte, setzte er sich mit der Dame, fern von den Leuten, an das eine Ende des Saals und sagte: „Verehrte Dame, unzweifelhaft scheint es mir, daß Ihr in Eurer Einsicht schon seit langer Zeit im Stande gewesen seid, zur Genüge zu bemerken, wie so große Liebe für Euch Eure Schönheit, die unfehlbar jede andere, die ich in meinem Leben gesehen habe, um vieles übertrifft, in mir entzündet hat. Dabei erwähne ich noch nicht einmal Eure untadeligen Sitten und so viele besondere Vorzüge, die Ihr in solchem Maße besitzt, daß der hochgesinnteste Mann nicht im Stande wäre, ihnen zu widerstehen. Und so ist denn unnöthig, daß ich Euch mit Worten erkläre, wie diese meine Liebe die größte und glühendste ist, die je ein Mann für seine Dame empfunden hat. Auf gleiche Weise werde ich aber auch so lange fortfahren, Euch zu lieben, als mein armes Leben diese Glieder noch aufrecht erhalten wird; ja, wenn man auch jenseits so wie hier liebt, so werde ich auch in der Ewigkeit Euch ebenso lieben. Darum könnt Ihr Euch denn überzeugt halten, daß Ihr nichts besitzt, sei es Euch theuer, oder gering von Euch geschätzt, das Ihr so Euer eigen nennen und auf das Ihr unter allen Umständen so zählen könntet, als auf mich (wie gering auch mein Werth sein möge) und auf alles, was mir gehört. Um Euch einen klaren Beweis davon zu geben, versichere ich Euch, daß ich es für eine größere Gnade halten würde, wenn Ihr mir in etwas, das ich zu thun im Stande wäre, und das Euch gefiele, Eure Befehle ertheilen wolltet, als wenn die ganze Welt meinen Geboten unweigerlich gehorchte. Bin ich nun so sehr Euer eigen, wie Ihr es hört, so darf ich nicht ohne Ursache meine Bitten zu Eurer Hoheit erheben, da Ihr allein, und nichts außer Euch im Stande seid, meinen Frieden, mein Glück und mein Heil mir zu verleihen. Und so bitte ich denn als Euer demüthigster Diener, Euch, mein theures Kleinod, einzige Hoff-

nung meiner Seele (die im Feuer der Liebe nur durch Hoffen sich noch erhält), daß Ihr mir gewogen sein und die Härte, die Ihr bisher mir erwiesen habt, erweichen möget (denn ich gehöre ja nur Euch zu), auf daß ich, von Euerm Mitleiden erquickt, sagen könne, Eure Schönheit habe mich zwar in Liebe entzündet, dann aber auch das Leben mir wiedergegeben; ein Leben, das unfehlbar verlöschen wird, wenn Euer stolzer Sinn meinen Bitten nicht nachgibt, und als dessen Mörderin Ihr dann nach meinem Tode erscheinen werdet. Gereichte mein Tod aber auch nicht, wie er es thun müßte, Euch zu geringer Ehre, so glaube ich doch, Euer Gewissen würde Euch zu Zeiten Vorwürfe machen; Ihr würdet bedauern, so hart gewesen zu sein, und wol einmal in freundlicherer Gesinnung sagen: wie übel that ich doch, mit meinem Zima kein Mitleid gehabt zu haben. Dann aber würde Eure Reue zu nichts führen und Euch nur um so mehr betrüben. So laßt denn, damit Eure Reue nicht zu spät komme, sie im voraus Euch zum Erbarmen bewegen, während Ihr mir noch Hülfe gewähren könnt; denn bei Euch allein steht es, mich zum frohesten und zum betrübtesten Menschen auf der Welt zu machen. Ich hoffe, Eure Huld wird groß genug sein, um es nicht zuzulassen, daß ich als Lohn für so heiße und so lange Liebe den Tod empfange; vielmehr werdet Ihr mit freundlicher und liebevoller Antwort meine Lebensgeister beruhigen, die ganz erschrocken sind und bei Euerm Anblicke zittern."

Hierauf schwieg Zima, und während er auf eine Antwort der edeln Dame wartete, folgten seinen tiefen Seufzern einige Thränen, die von den Augen niederflossen. So wenig nun seine langen Bemühungen, seine Waffenspiele, die Morgenständchen und die vielen andern Dinge, die Zima ihr zu Liebe unternommen, sie zu bewegen vermocht hatten, so ergriffen sie doch diese liebevollen Worte, die der leidenschaftliche Liebhaber zu ihr sprach, und sie begann zu fühlen, was sie nie zuvor gefühlt hatte, was

nämlich die Liebe sei. Obgleich sie nun, um den Befehlen ihres Mannes Folge zu leisten, schwieg, konnten nichtsdestoweniger ihre verstohlenen Seufzer nicht verbergen, was sie in Worten dem Zima offenbart haben würde. Als Zima der Antwort einige Zeit gewartet hatte und immer noch keine erfolgte, wunderte er sich; dann aber begann er die List zu errathen, deren sich der Edelmann gegen ihn bedient hatte. Wie er nun ferner seiner Dame ins Gesicht schaute und ihre Augen mehr als einmal bei seinem Anblick liebevoll erglänzen sah, auch der Seufzer achtete, die sie nur mit gedämpfter Kraft aus ihrer Brust emporsteigen ließ, faßte er wieder einige Hoffnung und entschloß sich mit deren Hülfe zu einem andern Versuche. Er fing nämlich namens der Dame und während sie selbst ihm zuhörte, sich in folgenden Worten zu antworten an:

„Mein Zima, wahrlich schon seit langer Zeit bin ich inne geworden, deine Liebe zu mir sei sehr feurig und von edler Art; nun erkenne ich es in deinen Worten in noch höherm Maße und freue mich dessen, wie es recht ist. Bin ich dir übrigens bisher hart und grausam erschienen, so wünsche ich nicht, daß du glaubest, ich sei im Herzen ebenso gesinnt gewesen, als ich im Gesichte mich bezeigt habe. Ich habe dich vielmehr immer vor allen andern Männern geliebt und werth gehalten, mußte mich aber aus Furcht vor einem andern und aus Besorgniß für meinen Ruf benehmen, wie ich es that. Jetzt aber kommt die Zeit, wo ich dir deutlich werde zeigen können, ob ich dich liebe, und wie ich für die Liebe, die du zu mir gefühlt hast und noch fühlst, dich zu belohnen im Stande bin. So freue dich denn und sei getroster Hoffnung; denn Herr Francesco ist, wie du weißt, im Begriff, in wenig Tagen als Podestà nach Mailand zu gehen, wozu du ihm ja selbst mir zu Liebe dein schönes Pferd geschenkt hast. Sobald er abgereist sein wird, verspreche ich dir unfehlbar bei meiner Ehre und bei der warmen Liebe, die ich

für dich empfinde, daß du in wenig Tagen mit mir allein sein sollst, und daß wir alsdann unsere Liebe zu völligem und ergötzlichem Ziele führen wollen. Und damit ich nicht nöthig habe, noch ein anderes mal dieser Sache wegen dich zu beschicken, so sage ich dir jetzt, sobald du eines Tags zwei ausgebreitete Handtücher am Fenster meiner Schlafstube, die nach dem Garten hinausgeht, hängen siehst, so komm den Abend, wenn es dunkel ist, mit großer Vorsicht, ja von niemand gesehen zu werden, durch die Gartenthür zu mir herauf. Dann sollst du mich finden; ich werde deiner schon warten, und wir werden beide die ganze Nacht über Freude und Vergnügen aneinander haben, wie wir es nur wünschen."

Als Zima im Namen der Dame also gesprochen hatte, fing er wieder an, für sich zu reden, und antwortete: „Vielgeliebte Dame, das unendliche Entzücken über Eure gute Antwort hat alle meine Kräfte so befangen, daß ich kaum vermag, zum schuldigen Dank, den ich Euch sagen möchte, die Worte zu finden. Könnte ich aber reden, wie ich es wünschte, so ist keine Frist weit genug, um den vollen Ausdruck des Danks, meinem Gefühl und meiner Pflicht entsprechend, in sich zu fassen. So muß ich es nun Euerm verständigen Ermessen überlassen, das zu erkennen, was ich trotz meiner Wünsche in Worten nicht zu sagen vermag. Nur das erwidere ich Euch: wie Ihr mir anbefohlen habt, so denke ich unfehlbar zu thun, und wenn ich dann vielleicht mehr beruhigt bin, werde ich mir Mühe geben, für das unaussprechliche Geschenk, das Ihr mir gewährt habt, Euch nach Kräften so sehr zu danken, als ich nur immer weiß. Nun habe ich für jetzt nichts weiter zu sagen, und darum, meine geliebteste Dame, gebe Gott Euch die schönste Freude und das beste Glück, die Ihr Euch nur wünscht, und somit lebet wohl."

Zu alledem sagte die Dame kein Wort; weshalb Zima nun aufstand und zu dem Edelmanne zurückkehrte. Als dieser die Sitzung aufgehoben sah, ging er ihm ent-

gegen und sagte lachend: „Nun, was meinst du, hab' ich mein Versprechen gut gehalten?" „Nein, Herr", antwortete Zima, „Ihr verspracht mir, mich mit Eurer Frau reden zu lassen, und ich habe zu einer Marmorstatue sprechen müssen." Diese Rede war dem Edelmann äußerst willkommen; denn, wie gut auch seine Meinung von der Frau gewesen war, so wurde sie doch hierdurch noch vermehrt. „Genug", sagte er, „das Pferd gehört nun mir, das bisher dein war", worauf Zima antwortete: „Freilich, Herr; hätte ich aber gedacht, daß die Gunst, die Ihr mir gestattet habt, solche Früchte tragen würde, wie sie es gethan hat, so hätte ich, ohne sie mir erst zu erbitten, Euch lieber gleich das Pferd geschenkt. Wollte Gott, ich hätte so gehandelt; denn jetzt habt Ihr den Gaul gekauft, ich habe ihn aber nicht verkauft." Der Edelmann lachte darüber, und reiste nun, da er ein Pferd hatte, wenige Tage später ab und ging nach Mailand, Podestà zu werden.

Als die Dame nun im Hause ihre eigene Herrin war, sagte sie wol bei sich selbst, wenn sie an die Worte des Zima, an seine große Liebe zu ihr und an das Pferd dachte, das er um ihretwillen weggeschenkt hatte, und wenn sie ihn dann wieder so oft vor ihrem Hause vorübergehen sah: „Was thue ich? Warum verliere ich meine Jugendzeit? Der ist nach Mailand gegangen und kommt die nächsten sechs Monate nicht wieder. Wann wird er sie mir je ersetzen? Etwa wenn ich alt bin? Und überdies, werde ich wol irgendeinen Verehrer, wie Zima, finden? Ich bin allein und brauche mich vor niemand zu fürchten. Ich weiß nicht, warum ich die guten Tage, die ich mir machen kann, mir soll entgehen lassen. Ich werde nicht immer die Freiheit haben, die ich jetzt habe. Niemand wird etwas davon erfahren, und käme es am Ende doch heraus, so ist es doch immer besser, Genossenes zu bereuen, als zu bereuen, daß man nichts genossen hat."

Als sie nun mit sich selbst sich berathen hatte, hängte

sie eines Tags, wie es Zima gesagt hatte, zwei Handtücher zum Gartenfenster hinaus. Zima, hocherfreut, als er sie sah, ging, sobald die Nacht angebrochen war, heimlich und allein zur Thür des Gartens seiner Dame. Er fand sie offen, und als er schnell hindurchgegangen war, erwartete die Edeldame ihn schon an der Hausthür. Wie sie ihn kommen sah, ging sie ihm entgegen und empfing ihn mit dem Ausdruck der größten Freude; er aber folgte ihr unter hunderttausend Umarmungen und Küssen die Treppe hinauf. Hier gingen sie, ohne ferner zu zögern, zu Bette und eilten das letzte Ziel der Liebe zu erreichen. Dies mal war aber nicht, wie es das erste mal gewesen war, auch das letzte; denn solange der Edelmann in Mailand war und auch nach seiner Rückkehr, besuchte Zima zu großem Vergnügen beider Theile seine Dame noch vielmals.

Sechste Geschichte.

Ricciardo Minutolo liebt die Frau des Filippello Fighinolfi. Er erfährt, daß sie eifersüchtig sei, und bringt es dahin, daß sie, weil er ihr vorspiegelt, Filippello werde am andern Tage mit seiner Frau in einem Bade zusammenkommen, dorthin geht, und während sie der Meinung ist, mit ihrem Manne zusammenzusein, findet sich, daß sie dem Ricciardo sich hingegeben hat.

Elise hatte nichts mehr zu sagen, als die Königin, nachdem sie die Schlauheit des Zima gelobt hatte, der Fiammetta mit einer andern Geschichte fortzufahren gebot. Mit freundlichem Lächeln erwiderte diese: „Gern, Madonna", und begann:

Wir wollen uns ein wenig von unserer Stadt entfernen, die, wie an allen andern Dingen, so auch an Beispielen jeder Art reich ist, und, wie schon Elise es gethan hat, mit den Geschichten, die in der übrigen Welt sich zugetragen haben, uns etwas beschäftigen. So will ich mich denn nach Neapel versetzen, und euch erzählen, wie eine von den Betschwestern, die so spröde gegen die Liebe thun, durch die Schlauheit ihres Liebhabers dahin gebracht ward, eher die Früchte der Liebe zu kosten, als sie ihre Blüten erkannt hatte. Diese Geschichte wird euch zugleich für mögliche zukünftige Fälle vorsichtig machen und in Betreff der vergangenen euch ergötzen.

In der uralten Stadt Neapel, die wol ebenso anmuthig oder anmuthiger als irgendeine andere in Italien ist, lebte einst ein junger Mann, dem seine edle Abkunft Ansehen und seine großen Reichthümer Glanz gewährten, Namens Ricciardo Minutolo. Obgleich dieser nun selbst eine sehr schöne und liebenswürdige junge Frau hatte, verliebte er sich doch in eine andere, die nach allgemeinem Dafürhalten an Schönheit alle Neapolitanerinnen um vieles übertraf. Sie hieß Catella, war äußerst sittsam und mit einem jungen Manne vermählt, der Filippello Fighinolfi hieß, ebenfalls von Adel war, und sie über alles liebte und werth hielt. Ricciardo Minutolo, der in seiner Liebe zur Catella alles Mögliche that, wodurch man im Stande zu sein pflegt, die Neigung einer Dame zu erwerben, und dennoch nichts erlangen konnte, das seinen Wünschen entsprochen hätte, war der Verzweiflung nahe, und wußte, da ihm Geschick oder Kraft, von dieser Liebe sich loszumachen, fehlten, weder zu sterben, noch freute es ihn zu leben.

Während er nun in dieser Stimmung sich befand, geschah es, daß einige Frauen, die mit ihm verwandt waren, ihn nachdrücklich ermahnten: er möge diese Liebe aufgeben, seine Mühe sei doch umsonst, denn nichts auf der Welt sei der Catella werth, außer ihrem Filippello,

den sie so eifersüchtig liebe, daß sie von dem Vogel in der Luft fürchte, er möge ihn ihr entreißen.

Kaum hatte Ricciardo von Catella's Eifersucht gehört, so faßte er in Betreff seiner Wünsche sogleich einen neuen Entschluß. Er begann sich nämlich zu stellen, als gebe er die Liebe zur Catella nun auf, und als habe er sein Herz statt dessen einer andern Edeldame geschenkt, der zu Ehren er denn auch Waffenübungen und Turniere und alles andere anstellte, was er sonst zu Ehren der Catella unternommen hatte. Er hatte auch nicht lange dergleichen gethan, als bereits ganz Neapel, und Catella ebenfalls, der Meinung war, daß er nicht mehr diese, sondern jene andere Dame auf das feurigste liebte. In diesem Benehmen verharrte er so lange, bis diese Meinung von allen für unfehlbar gehalten wurde, und anderer zu geschweigen, ließ Catella selbst von einer gewissen Sprödigkeit nach, welche sie wegen der Liebe, die er ihr zu bezeigen pflegte, angenommen hatte, und grüßte ihn als ihren Nachbarn, wie sie andere grüßte, freundlich, wenn sie ging oder kam.

Nun geschah es, daß wegen der großen Hitze viele Gesellschaften von Rittern und von Damen nach neapolitanischer Sitte an den Meeresufern spazierten, um sich dort zu ergötzen und Mittag- oder Abendbrot zu genießen. Sobald Ricciardo wußte, Catella sei mit ihrer Gesellschaft dorthin gegangen, ging er mit einigen seiner Bekannten an denselben Ort. Hier wurde er nun zur weiblichen Gesellschaft der Catella eingeladen; doch nahm er die Aufforderung erst an, nachdem er sich lange hatte bitten lassen, wie wenn er keine besondere Lust hätte, dort zu bleiben. Bald fingen die Damen, und unter ihnen namentlich auch Catella, an, wegen seiner neuen Liebe ihn aufzuziehen; er aber stellte sich gar sehr entflammt, und gab ihnen dadurch nur neuen Anlaß zu spaßen. Als man indessen weiter spazierte, verlor sich, wie es an jenem Ufer zu geschehen pflegt, die eine Dame dahin und die andere

dorthin. Wie zuletzt Ricciardo sich bis auf wenige andere mit Catella allein sah, ließ er gegen sie ein Wort von einer gewissen Liebschaft ihres Mannes Filippello fallen, das sogleich ihre Eifersucht erweckte und sie vor Begierde, zu hören, was Ricciardo ihr zu sagen hätte, innerlich ganz entbrennen ließ. Eine Zeit lang suchte sie sich zu halten, endlich aber vermochte sie es nicht mehr, und beschwor den Ricciardo bei seiner Liebe zu der Dame, die ihm am theuersten sei, sie über das, was er vom Filippello gesagt habe, gefällig aufzuklären.

Jener antwortete: „Ihr habt mich bei etwas so Werthem beschworen, daß ich Euch nicht zu verweigern weiß, was Ihr von mir fordert. Und so bin ich denn bereit, Euch Auskunft zu geben, wenn Ihr mir anders zuvor versprechet, daß Ihr weder gegen Euern Mann, noch gegen sonst jemand ein Wort darüber sagen wollt, bevor Ihr Euch nicht durch die That überzeugt haben werdet, was ich Euch erzählen werde, sei wahr; und begehrt Ihr es, so will ich Euch zum letzten Gelegenheit geben." Der Dame gefiel die Forderung des Ricciardo, um derentwillen sie seine Reden für desto wahrer hielt, und sie schwor ihm, niemals davon zu reden.

Nachdem sie nun, um von andern nicht gehört zu werden, auf die Seite gegangen waren, begann Ricciardo also zu sprechen: „Madonna, liebte ich Euch noch, sowie ich einst Euch geliebt habe, so hätte ich nicht den Muth, Euch etwas zu sagen, wovon ich glaubte, es werde Euch zum Verdrusse gereichen. Nun aber, da jene meine Liebe vorüber ist, werde ich weniger ängstlich sein, Euch in allem die Wahrheit zu eröffnen. Ich weiß nicht, ob den Filippello jemals die Liebe, die ich für Euch empfand, verdrossen haben mag, oder ob er sich eingebildet hat, ich sei irgendeinmal von Euch geliebt worden; wie dem auch sein mag, gegen mich selbst hat er sich nie etwas derart merken lassen. Jetzt aber, vielleicht nachdem er so lange gewartet hat, bis er glauben mochte, ich werde am ersten

unbesorgt sein, läßt er deutlich die Absicht blicken, mir das anzuthun, was, wie ich kaum zweifle, er voraussetzt, ich habe es ihm gethan, meine Frau nämlich zu seinem Willen zu haben. Meinen Nachrichten zufolge hat er seit nicht gar langer Zeit sie ganz insgeheim häufig mit Anträgen beschickt. Ich habe sie alle sogleich erfahren, und sie hat ihm alles geantwortet, was ich selbst ihr aufgetragen hatte. Diesen Morgen erst, ehe ich hierher kam, fand ich zu Hause ein Weib heimlich mit meiner Frau reden, und dachte mir gleich, sie müsse sein, was sie hernach wirklich war. Darum rief ich meine Frau und frug sie, was jene haben wolle. «Es ist wieder das Geplage von dem Filippello, den du mir mit deinem Antwortmachen und Hoffnunggeben auf den Hals geladen hast, und nun sagt er, er will durchaus wissen, was ich zu thun denke; wenn ich wolle, könne er es einrichten, daß ich heimlich mit ihm in einem hiesigen Bade zusammenkomme, und darum bittet er mich nun gar sehr. Hättest du mich aber nicht, Gott weiß warum, gezwungen, auf diesen Handel mich einzulassen, so hätte ich ihn mir schon auf eine Weise vom Halse geschafft, daß er nie wieder nach mir hätte hinsehen sollen.» Das schien mir denn doch etwas zu weit zu gehen und sich nicht mehr dulden zu lassen, weshalb ich auch beschloß, es Euch zu sagen, damit Ihr erführet, wie Eure aufrichtige Treue, um derentwillen ich einst dem Tode nahe war, belohnt wird. Damit Ihr aber nicht etwa glauben möchtet, das seien nur Worte und Fabeln, sondern im Stande wäret, im Falle Ihr dazu Lust bekämet, die Wahrheit offenbar zu sehen und mit Händen zu greifen, hieß ich meine Frau, der Botin, die auf sie wartete, zur Antwort ertheilen, sie wäre bereit, morgen Nachmittag, wenn die Leute schliefen, in das Bad zu kommen, worauf denn diese in größter Zufriedenheit zurückkehrte. Nun denke ich, Ihr werdet wol nicht glauben, ich werde sie hinschicken; wäre ich aber an Eurer Stelle, so würde ich's so einrichten, daß er mich

an der Stelle derjenigen fände, die er dort zu finden glaubt, und wäre ich dann eine Zeit lang mit ihm zusammen gewesen, so würde ich ihm zeigen, wen er umarmt habe, und ihm die Artigkeiten sagen, die ihm gebühren. Thätet Ihr das, dann glaube ich, würde er so sehr sich schämen müssen, daß der Schimpf, den er Euch, und den er mir anthun will, zu gleicher Zeit gerächt sein würde."

Als Catella das hörte, glaubte sie auf der Stelle den Worten Ricciardo's, nach Art der Eifersüchtigen unbekümmert, wer es sei, der es ihr erzählte, und um den Betrug, der von ihm zu erwarten war, und war sogleich geschäftig, gewisse kleine Ereignisse, die früher vorgefallen waren, hiermit zusammenzureimen. So antwortete sie denn, von plötzlichem Zorne entflammt, daß sie gewiß so thun werde, daß es ihr gar nicht soviel Ueberwindung koste, so zu thun, und daß, wenn er hinkomme, sie ihn sicher auf eine Weise beschämen wolle, daß es ihm sein Leben lang, so oft er ein Frauenzimmer zu sehen bekäme, wieder einfallen solle. Ricciardo war damit sehr zufrieden, und, überzeugt, sein Plan sei gut und finde den besten Fortgang, bestärkte er sie noch mit vielen andern Worten in ihrem Vorhaben, und vermehrte dadurch ihren Glauben noch ferner. Zugleich aber bat er sie, niemals zu sagen, daß sie es von ihm erfahren habe, was sie ihm auch bei ihrer Ehre versprach.

Den folgenden Morgen ging Ricciardo zu dem dienstfertigen Weibe, das die Bäder hielt, die er der Catella genannt hatte, sagte ihr seine Absicht und bat sie, in dieser Sache ihm so hülfreich als möglich zu sein. Diese Frau, die ihm vielen Dank schuldig war, versicherte es gerne thun zu wollen, und verabredete nun mit ihm, was zu thun und zu sagen sei. Nun hatte sie in ihrem Badehause ein sehr dunkles Zimmer, dem es an einem Fenster oder anderm Lichtloch gänzlich fehlte. Dieses machte die gute Frau nach der Anweisung des Ricciardo zurecht, und stellte ein Bette, so gut sie es auftreiben konnte, hinein,

in welches Ricciardo, nachdem er gegessen hatte, um die Dame zu erwarten, sich legte.

Diese aber war, als sie die Worte Ricciardo's gehört und ihnen mehr Glauben, als sie verdienten, beigemessen hatte, voller Zorn nach Hause zurückgekehrt. Zufällig kam Filippello, gerade an dem Abend gleichfalls mit andern Gedanken beschäftigt, nach Hause und that deshalb vielleicht nicht ganz so freundlich mit ihr, als er sonst zu thun gewohnt war. Wie sie das bemerkte, wurde ihr Verdacht noch um vieles stärker, als er es schon zuvor gewesen war, und sie sagte bei sich selbst: „Wahrhaftig, der hat nur das Weib in Gedanken, mit dem er morgen sich Lust und Vergnügen verspricht; daraus soll aber gewiß nichts werden." Mit solchen Gedanken und mit Ueberlegungen, was sie ihm sagen wolle, nachdem sie sich von ihm habe umarmen lassen, beschäftigte sie sich beinahe die ganze Nacht.

Um es kurz zu machen, als es 3 Uhr war, rief Catella ihre Dienerin und ging, ohne ihren Vorsatz irgend zu ändern, nach dem Bade, das Ricciardo ihr bezeichnet hatte. Hier fand sie jene gute Frau, und frug, ob Filippello an dem Tage schon dagewesen sei. Die Frau, die von Ricciardo unterrichtet worden war, antwortete: „Seid Ihr die Dame, die herkommen soll, um mit ihm zu reden?" Catella erwiderte: „Ja, die bin ich." „Nun", sagte die gute Frau, „so geht nur zu ihm hinein." Catella, die suchte, was sie lieber nicht gefunden hätte, ließ sich zu der Stube, in der Ricciardo sich befand, führen, trat mit verschleiertem Haupte ein und schloß die Thür hinter sich zu. Als Ricciardo sie kommen sah, stand er freudig auf, nahm sie in seine Arme und sagte leise: „Willkommen, mein liebes Herz." Catella, die sich noch für eine andere, als sie wirklich war, gehalten wissen wollte, umarmte und küßte ihn und erwies ihm die größten Zärtlichkeiten, jedoch ohne ein Wort zu reden; denn sie fürchtete, wenn sie spräche, von ihm erkannt zu werden.

Das Zimmer war äußerst dunkel, womit denn beide Theile sehr zufrieden waren, und selbst durch längern Aufenthalt gewannen die Augen darin nicht größere Kraft. Ricciardo führte sie zum Bette, und, ohne die Stimme zum Verräther werden zu lassen, verweilten sie hier zu größerer Lust und Vergnügen des einen wie des andern, eine geraume Zeit.

Als es aber endlich der Catella Zeit zu sein schien, ihren gefaßten Groll loszulassen, fing sie, von glühendem Zorne entbrannt, also zu reden an: „Ach, wie elend ist doch das Geschick der Frauen, und mit welchem Unrecht wenden viele ihre Liebe ihren Männern zu. Ich Unglückliche, acht Jahre sind es nun, seit ich dich mehr als mein Leben liebe, und du Bösewicht, du schändlicher Mensch, du glühst und verzehrst dich nun, wie ich eben erfahren habe, in der Liebe zu einem fremden Frauenzimmer. Wen denkst du denn umarmt zu haben? Die hast du umarmt, die du schon seit lange mit falschen Schmeichelreden und erheuchelter Liebe betrogen hast, während du eine andere liebtest. Ich bin Catella, du ruchloser Verräther, und nicht Ricciardo's Frau. Ich bin es ganz gewiß, und du wirst mich an der Stimme wol erkennen. Ich kann es aber nicht abwarten, daß wir im Hellen sind, um dich geilen, räudigen Hund zu beschämen, wie du es verdienst. Ach, ich unglückliches Weib, wem habe ich nun so viele Jahre lang so treue Liebe bewahrt? Diesem ruchlosen Hunde, der mir jetzt, da er ein fremdes Frauenzimmer zu umarmen dachte, in den wenigen Augenblicken, die ich mit ihm zusammen war, mehr Liebkosungen und Schmeicheleien angethan hat, als während der ganzen Zeit, daß ich seine Frau bin. Ja, du abtrünniger Hund, heute hast du dich angreifen können, und zu Hause bist du gewohnt, dich so schwächlich, so matt und unbrauchbar zu stellen. Aber gottlob, du hast nicht fremden Acker, wie du dachtest, sondern deinen eigenen gepflügt. Nun wundere ich mich nicht, daß du

mich diese Nacht nicht anrührtest; du dachtest deine Ladung anderwärts abzusetzen und wolltest gern als ein wackerer Ritter ins Feld rücken. Aber, Gott und meiner Klugheit sei es Dank, diesmal ist der Fluß noch in seinem rechten Bette geblieben. Nun, was antwortest du nicht, du schändlicher Mensch? Warum bringst du keine Silbe vor? Bist du stumm geworden bei meinen Worten? Wahrhaftig, ich weiß nicht, was mich abhält, dir mit den Nägeln ins Gesicht zu fahren und dir die Augen auszureißen. Du dachtest mir diesen Streich gar heimlich zu spielen, aber, bei Gott, was einer weiß, erfährt der andere, und so ist dir's nicht gelungen. Ich hatte bessere Hunde auf deiner Fährte, als du dir denken mochtest."

Ricciardo freute sich innerlich über diese Worte, und küßte und umarmte sie immerfort, ohne ein Wort zu sagen, und that mit ihr nur noch viel schöner als zuvor. Deshalb fuhr sie in ihrer Rede fort und sagte: „Du denkst wol, mit deinen erlogenen Liebkosungen mich zu bestechen, du widerwärtiger Hund; du denkst mich wol zu beruhigen und wieder gut zu machen? Da irrst du dich aber. Nicht eher werde ich dich mit dieser Geschichte zufrieden lassen, als bis ich öffentlich in Gegenwart aller unserer Verwandten, Nachbarn und Freunde dich ausgeschimpft habe. Und bin ich denn etwa nicht ebenso schön, als Ricciardo Minutolo's Frau? Bin ich nicht von ebenso guter Familie? Warum antwortest du nicht, du garstiger Hund? Was hat sie denn vor mir voraus? Weg mit dir, und unterstehe dich nicht mehr, mich anzurühren; du hast dich heute schon zu sehr angestrengt. Ich weiß ja nun doch nur zu genau, daß du dir Gewalt anthun müßtest, wenn du mit mir was anfangen wolltest, seit du mich erkannt hast. Aber, so wahr mir Gott helfen soll, ich werde dich noch nach mir hungern lassen. Ich weiß auch nicht, was mich abhält, mir den Ricciardo holen zu lassen, der mich mehr als sich

selbst geliebt hat und sich nicht hat rühmen können, daß ich ihn einmal angesehen hätte. Wahrlich, niemand würde mich darum tadeln können. Du aber hast gedacht, seine Frau hier zu genießen, und was dich und deinen Willen betrifft, so ist es so gut, als ob es geschehen wäre. Du hättest also gewiß kein Recht, mir was vorzuwerfen, wenn ich mich mit ihm einließe."

Auf solche Weise redete die Dame lange und beschwerte sich sehr; endlich aber bedachte Ricciardo, wie großes Uebel daraus entstehen könnte, wenn er sie in dieser Meinung gehen ließe, und so entschloß er sich, ihr sich zu entdecken und sie aus dem Irrthume, in dem sie sich befand, zu reißen. Nachdem er sie also wieder in den Arm genommen hatte und so fest umschlungen hielt, daß sie sich nicht losmachen konnte, sagte er: „Zürnt nicht, mein liebes Leben; was ich durch Liebe allein von Euch nicht erlangen konnte, hat Liebe mit List gepaart mich gewinnen lassen; ich bin Euer Ricciardo."

Als Catella das hörte und an der Stimme ihn erkannte, wollte sie sogleich aus dem Bette springen, konnte sich aber nicht losmachen. Dann wollte sie schreien, aber Ricciardo verschloß ihr mit der einen Hand den Mund und sagte: „Madonna, es ist nun einmal unmöglich, das, was geschehen ist, ungeschehen zu machen, wenn Ihr auch Euer ganzes Leben lang schriet. Wollt Ihr aber doch schreien, oder sonst auf irgendeine Weise irgendjemand mittheilen, was zwischen uns vorgefallen ist, so wird das zwei Folgen haben. Die erste, und sie kann Euch unmöglich gleichgültig sein, ist, daß Eure Ehre und Euer guter Ruf zu Grunde gehen. Denn, wenn Ihr auch immerhin sagt, ich habe Euch durch List hierher gelockt, so behaupte ich, es sei nicht wahr. Ihr seiet um Geld und um Geschenke, die ich Euch versprochen, hierher gekommen, und Ihr habet diesen Lärm und diesen Zank nur deshalb erhoben, weil Ihr zornig geworden seiet, daß ich Euch jene Geschenke nicht in dem Maße gegeben, in

dem Ihr sie gehofft hättet. Und da Ihr wißt, daß die Leute immer bereiter sind, das Böse als das Gute zu glauben, wird man viel mehr meinen, als Euern Worten vertrauen. Außerdem wird aber zwischen Euerm Mann und mir eine tödliche Feindschaft daraus entstehen, und es könnte sich leicht treffen, daß ich ebenso bald ihn umbrächte, als er mich, was Euch dann wieder ebenso wenig Freude als Vortheil gewähren dürfte. Und so bitte ich denn Euch, mein liebes Herz, nicht zugleich Euch selbst zu beschimpfen und Euern Mann und mich in Gefahr und Streit zu bringen. Ihr seid nicht die erste und werdet auch nicht die letzte sein, die betrogen wird. Auch habe ich Euch nicht betrogen, um Euch das Eurige zu nehmen, sondern aus übermäßiger Liebe, die ich zu Euch hege und immer als Euer demüthiger Diener zu hegen wünsche. Denn obgleich schon seit gar langer Zeit ich und alles, was mir gehört und was ich gelte und vermag, Euch zugehört und Euerm Dienste gewidmet ist, so denke ich doch, dies alles soll von nun an noch viel mehr als je zuvor der Fall sein. Ihr seid in andern Dingen so verständig; gewiß, Ihr werdet es auch hier sein."

Catella weinte, während Ricciardo diese Worte sprach, heftig; so erzürnt sie aber war, und so sehr die Sache sie verdroß, so war sie doch vernünftig genug, den wahren Worten des Ricciardo Raum zu geben und einzusehen, es könne gar leicht sich zutragen, wie er ihr voraussagte. Deshalb erwiderte sie: „Ricciardo, ich weiß bei Gott nicht, wie ich es anfangen soll, den Schimpf und den Betrug zu erdulden, die du mir angethan hast. Hier, wo mich meine Einfalt und übermäßige Eifersucht hergeführt haben, will ich nun nicht weiter Lärm machen; aber davon halte dich überzeugt, daß ich nicht eher wieder froh werde, als bis ich auf die eine oder andere Weise mich für den Streich, den du mir gespielt hast, gerächt sehe. Darum laß mich nun endlich los und halte mich nicht mehr. Du hast deinen Zweck erreicht und mich

übel genug zugerichtet. Nun ist es Zeit, daß du mich läßt, und ich bitte dich, laß mich los."

Ricciardo sah sie in diesen Worten noch sehr gegen sich aufgebracht; er aber hatte sich vorgesetzt, sie nicht eher loszulassen, als bis sie sich zugute gegeben hätte. Deshalb fing er wieder mit den besten Worten ihr zuzureden an, und sprach und bat so lange und beschwor sie so sehr, daß sie endlich nachgeben und mit ihm Frieden machen mußte. Darauf blieben sie noch, jetzt mit beiderseitigem Willen und großem Vergnügen, eine gute Weile beisammen. Wie nun die Dame bei dieser Gelegenheit sich überzeugte, wie viel wohlschmeckender die Küsse des Geliebten, als die des Gemahls seien, verwandelte sie ihre Härte gegen den Ricciardo in süße Liebe, wandte ihm von diesem Tage an ihr ganzes Herz zu, und wußte es mit vieler Vorsicht so einzurichten, daß sie noch vielemal ihrer Liebe sich erfreuen konnte. Gott gewähre uns die Freuden der unserigen.

Siebente Geschichte.

Tedaldo verläßt Florenz im Unfrieden mit seiner Geliebten. Nach einiger Zeit kommt er als Pilger gekleidet zurück, spricht mit der Dame, bringt sie zur Erkenntniß ihres Unrechts, befreit ihren Mann vom Tode, der ihm bevorstand, weil ihm bewiesen war, daß er den Tedaldo umgebracht habe, versöhnt ihn dann mit seinen Brüdern und erfreut sich vorsichtig mit seiner Geliebten.

Schon schwieg Fiammetta, und ihre Geschichte ward von allen gelobt, als die Königin, um keine Zeit zu verlieren, schnell Emilien das Erzählen übertrug, worauf diese also begann:

Mir beliebt es in unsere Stadt, von der meine beiden Vorgängerinnen sich zu entfernen für gut fanden, wieder zurückzukehren und euch zu berichten, wie einer unserer Mitbürger seine verlorene Geliebte wiedergewonnen hat.

Es lebte nämlich in Florenz ein junger Mann von Adel, Namens Tedaldo degli Elisei, der in eine Dame, die Monna Ermellina hieß und einen gewissen Aldobrandino Palermini zum Manne hatte, über die maßen verliebt war, und durch sein musterhaftes Betragen auch wirklich, wie er es verdient hatte, an das Ziel seiner Wünsche gelangte. Diesen Freuden widersetzte sich indeß das den Glücklichen feindliche Schicksal. Was auch immer der Grund davon sein mochte, die Dame, die zuvor mit ihrer Gunst gegen Tedaldo freigebig gewesen war, weigerte sich durchaus, ihm ferner zu Willen zu sein, und wollte sogar keinerlei Botschaft ferner von ihm anhören oder annehmen. Er verfiel darüber in tiefen und mislaunigen Trübsinn; so sehr aber war seine Liebe verborgen geblieben, daß niemand die wahre Ursache seiner Traurigkeit errieth. Als er sich nun nach Kräften vielfach bemüht hatte, die Liebe wiederzugewinnen, die er ohne seine Schuld verloren zu haben glaubte, und alle seine Anstrengungen ohne Erfolg bleiben sah, beschloß er die Welt zu fliehen, um derjenigen, welche die Schuld seines Unglücks trug, nicht die Freude zu gewähren, ihn allmählich sich verzehren zu sehen. Zu dem Ende raffte er an Geld zusammen, was er konnte, und verließ Florenz insgeheim, ohne irgendeinem Freunde oder Verwandten, einen Vertrauten ausgenommen, dem er alles mittheilte, von seinem Vorhaben ein Wort zu sagen.

So gelangte er unter dem angenommenen Namen Filippo von Sandoleccio nach Ancona, wo er sich mit einem reichen Kaufmann einigte, sich als Diener bei ihm verdang und auf seinem Schiffe mit ihm nach Cypern fuhr. Sein gutes Betragen und seine einnehmenden Sitten gefielen dem Kaufmann so wohl, daß er ihm nicht

nur einen bedeutenden Lohn aussetzte, sondern ihn zu seinem Handlungsgenossen machte und ihm überdies einen großen Theil seiner Geschäfte ganz übergab. Dieser Angelegenheit nahm sich Tedaldo wieder mit solchem Eifer und so vielem Glück an, daß er nach wenig Jahren ein geschickter, reicher und berühmter Kaufmann ward. Obgleich er nun bei seinen neuen Geschäften oftmals an seine grausame Dame zurückdachte und sich noch immer schwer von der Liebe verwundet fühlte, auch sehnsüchtig sie wiederzusehen begehrte, so war er doch standhaft genug, sieben Jahre lang siegreich diesen Kampf zu bestehen. Als es aber eines Tags sich zutrug, daß er in Cypern ein Lied singen hörte, welches er früher gedichtet hatte, und in dem die Liebe zu seiner Dame und ihre zu ihm und die Freuden, die sie miteinander genossen, geschildert wurden: da däuchte es ihm unmöglich, daß sie ihn vergessen haben sollte, und er entbrannte in solchem Verlangen, sie wiederzusehen, daß er es nicht länger ertragen konnte und sich entschloß, nach Florenz zurückzukehren. Und so reiste er denn, nachdem er alle seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht hatte, mit einem einzigen Diener nach Ancona, von wo aus er seine Sachen sämmtlich nach Florenz an einen Freund seines anconitaner Handelsgenossen sendete, selbst aber heimlich in der Tracht eines vom Heiligen Grabe kehrenden Pilgers mit seinem Diener desselben Weges zog.

Wie sie in Florenz angelangt waren, kehrte er in einem kleinen Gasthofe ein, der zwei Brüdern gehörte und ganz nahe an dem Hause seiner Dame war. Nicht eher aber wollte er irgendsonst wohin gehen, bis er nicht vor ihrem Hause gewesen und sie zu sehen versucht hatte. Er fand indeß Thüren und Fenster und alles verschlossen, und besorgte, sie möchte ausgezogen, oder gar gestorben sein. Nachdenklich hierüber wandte er sich nach der Wohnung seiner Brüder, und fand sie daselbst alle vier in Trauerkleidern vor der Thür sitzen. Da ihn dies sehr verwun-

derte, und da ihm bekannt war, seine Gestalt und seine Tracht seien gegen die, welche man vor seiner Abreise an ihm gewohnt war, so sehr verändert, daß er nicht leicht wiedererkannt werden könne, ging er dreist an einen Schuhmacher heran und frug ihn, weshalb jene schwarz gingen. Der Schuster antwortete ihm: „Die gehen schwarz, weil es noch nicht vierzehn Tage her ist, daß einer ihrer Brüder, der lange fortgewesen war und Tedaldo hieß, ermordet worden ist. Und wenn mir recht ist, so habe ich gehört, sie hätten vor Gericht bewiesen, daß einer, namens Aldobrandino Palermini, der auch gefangen sitzt, ihn umgebracht habe, weil jener seiner Frau gut war, und, um bei ihr sein zu können, unerkannt zurückgekommen war.“ Tedaldo verwunderte sich ausnehmend, daß jemand so sehr ihm gleichen solle, daß er für ihn gehalten worden sei, und bedauerte das Unglück des Aldobrandino.

Wie er nun noch erfahren hatte, seine Dame sei am Leben und gesund, kehrte er, als es schon Nacht geworden war, den Kopf voll mancherlei Gedanken, in das Wirthshaus zurück, und nachdem er mit seinem Diener zu Abend gegessen hatte, wurde ihm im obersten Stock des Hauses seine Schlafstelle angewiesen. Theils aber, weil viele Gedanken ihn beunruhigten, theils wegen des schlechten Bettes, vielleicht auch, weil das Abendessen sehr spärlich gewesen war, konnte er, als schon die Hälfte der Nacht vorüber war, immer noch nicht einschlafen. Wie er nun so wachte, glaubte er vom Dache her Leute in das Haus einsteigen zu hören, und gleich darauf sah er durch die Ritzen der Kammerthür ein Licht die Treppe heraufkommen. Er stand leise auf und legte das Auge an eine Spalte, um zu sehen, was das sagen wolle. Da erblickte er, wie ein recht hübsches junges Mädchen das Licht in Händen hielt, und wie drei Männer, die vom Dache heruntergestiegen waren, auf sie zukamen. Nach gegenseitiger freundlicher Bewillkommnung sagte der eine zu dem Mädchen: „Gottlob, nun können wir ruhig sein; denn wir wissen mit

Gewißheit, daß der Mord des Tedaldo Elisei von dessen Brüdern dem Aldobrandino Palermini bewiesen und von diesem eingestanden, das Urtheil auch schon ausgefertigt ist. Das hindert aber nicht, daß wir noch ferner schweigen müssen, denn erführe man jemals, wir seien es gewesen, so hätten wir dasselbe zu fürchten, was jetzt dem Aldobrandino bevorsteht." Nach diesen Worten, über die das Mädchen die größte Freude bezeigte, stiegen sie die Treppe herunter und gingen schlafen. Tedaldo aber wurde bei dem, was er gehört hatte, aufmerksam darauf, wie vielfach und wie groß die Irrthümer seien, denen der menschliche Verstand ausgesetzt ist. Zuerst dachte er daran, wie seine Brüder einen Fremden statt seiner beweint und begraben, dann wie sie des irrigen Verdachts wegen einen Unschuldigen angeklagt und durch falsche Zeugen dessen bevorstehenden Tod herbeigeführt hätten. Ferner aber dachte er der blinden Strenge der Gesetze und der Richter nach, welche im Eifer, die Wahrheit zu erforschen, sich oft so verhärten, daß sie das Falsche sich beweisen lassen, und, während sie sich Diener Gottes und der Gerechtigkeit nennen, in der That der Unbilligkeit und des Teufels Schergen sind. Zuletzt aber richtete er seine Gedanken darauf, wie er den Aldobrandino retten könne, und beschloß, was er zu diesem Ende thun wolle.

Wie er am andern Morgen aufgestanden war, ließ er seinen Diener zurück und ging, sobald es ihm Zeit schien, allein zum Hause seiner Dame. Zufällig fand er die Thür offen, und wie er eintrat, sah er in einem Vorsaal zu ebener Erde die Dame auf dem Boden in tausend Thränen und großer Traurigkeit sitzen. Fast hätte er selbst vor Mitleid geweint; er trat aber zu ihr und sagte: „Madonna, härmt Euch nicht, der Trost ist nahe." Als die Dame diese Worte hörte, erhob sie das Gesicht und sagte weinend: „Guter Freund, du scheinst mir ein fremder Pilger; was weißt du von Trost und von meiner Betrübniß?" „Madonna", erwiderte darauf der Pilger, „ich

bin aus Konstantinopel und eben erst angelangt, von Gott hierher gesandt, Eure Thränen in Lachen zu verkehren und Euern Mann vom Tode zu befreien.“ „Wie?“ sagte die Dame, „bist du aus Konstantinopel und trafest erst eben hier ein, wie kannst du wissen, wer ich bin und wer mein Mann ist?“ Der Pilger begann nun die ganze Geschichte von Aldobrandino's Unfällen von Anfang an zu erzählen, und sagte ihr auch ihren eigenen Namen, wie lange sie verheirathet sei und eine Menge anderer ihm gar wohlbekannter Umstände, die sie betrafen.

Die Dame verwunderte sich sehr darüber, hielt ihn für einen Propheten, warf sich vor ihm auf die Knie und bat ihn um Gottes willen, wenn er zu Aldobrandino's Rettung gekommen sei, möge er sie beschleunigen; denn die Zeit sei kurz. Der Pilger, der sich als ein besonders frommer Mann geberdete, sagte: „Madonna, stehet auf und weinet nicht. Merkt vielmehr auf das, was ich Euch sagen werde. Hütet Euch aber wohl, jemand etwas davon wiederzusagen. Soviel Gott mir offenbart hat, ist die Trübsal, welche Ihr erduldet, Euch um einer Sünde willen auferlegt worden, für die Gott Euch zum Theil durch diese Eure Unfälle hat bestrafen wollen, und die Ihr im übrigen vollständig abbüßen müßt, wollt Ihr nicht in noch größeres Unglück verfallen.“

Darauf sagte die Dame: „Lieber Herr, ich habe der Sünden viele begangen und weiß nicht, welche es ist, von der Gott vorzugsweise verlangt, daß ich sie abbüßen soll. Darum sagt mir's, wenn Ihr es wißt, und ich will thun, was ich vermag, um die Buße zu vollenden.“ „Madonna“, erwiderte der Pilger, „ich weiß gar wohl, was für eine Sünde es ist, und frage Euch nicht, um es von Euch besser zu erfahren, sondern nur um Eure Gewissensbisse durch Euer Bekenntniß zu vermehren. Doch ich will zur Sache kommen. Sagt mir, erinnert Ihr Euch, jemals einen Liebhaber gehabt zu haben?“

Als die Dame dies hörte, seufzte sie tief auf und ver-

wunderte sich sehr; denn sie glaubte nicht, daß jemand etwas von dieser Liebe erfahren hätte, obwol dergleichen Reden in den Tagen, wo der vermeintliche Tedaldo ermordet war, sich wegen einiger unvorsichtiger Worte, die der Vertraute Tedaldo's, der um das Geheimniß wußte, hatte fallen lassen, in der Stadt verbreitet hatten. Sie erwiderte: „Wahrlich, ich sehe, daß Gott Euch die Geheimnisse der Menschen offenbart, und so bin ich denn auch nicht gesinnt, die meinigen Euch vorzuenthalten. Es ist wahr, ich habe in meiner Jugend den Unglücklichen, dessen Tod meinem Manne zur Last gelegt wird, auf das zärtlichste geliebt, und habe auch jetzt meinem Schmerze über diesen seinen Tod freien Lauf gelassen; denn so streng und unfreundlich ich vor seiner Abreise mich auch gegen ihn bewies, so haben doch weder die Trennung noch seine lange Abwesenheit, noch selbst sein unglücklicher Tod, in meinem Herzen sein Bild vertilgen können."

Der Pilger entgegnete hierauf: „Nicht den unglücklichen Jüngling, der jüngst getödtet ward, habt Ihr je geliebt, sondern Tedaldo Elisei; sagt mir aber, was war der Grund, um dessentwillen Ihr Euch gegen ihn erzürntet? Beleidigte er Euch denn jemals?" „Nein", sagte die Dame, „beleidigt hat er mich wahrlich nie. Meine Entfremdung wurde aber durch die Worte eines vermaledeiten Pfaffen veranlaßt, bei dem ich einmal zur Beichte ging; denn als ich ihm von meiner Liebe zum Tedaldo und von unserer Vertraulichkeit erzählte, machte er mir einen Lärm und ein Aufhebens, daß ich mich noch davor fürchte, und sagte mir, wenn ich das nicht sein ließe, würde ich in den Abgrund der Hölle und in die Feuerqualen, dem Teufel in den Rachen fahren. Darüber erschrak ich nun so sehr, daß ich mich fest entschloß, die Vertraulichkeit Tedaldo's nicht mehr zu leiden, und um der Versuchung zu entgehen, wollte ich auch keine Botschaft und keinen Brief mehr von ihm annehmen, obgleich ich vermuthe, daß, wenn er ausgeharrt hätte, statt,

wie ich glauben muß, verzweifelt davonzugehen, und wenn ich ihn dann wie den Schnee an der Sonne sich hätte verzehren sehen, ich meinen harten Entschluß aufgegeben haben würde, weil ich doch zu nichts in der Welt so großes Verlangen trug, als zu ihm."

Der Pilger sagte darauf: „Madonna, dies ist die einzige Sünde, um derentwillen Ihr Trübsal erleidet. Ich weiß gewiß, daß Euch Tedaldo auf keine Weise zur Liebe gezwungen hat. Als Ihr ihn lieb gewannet, thatet Ihr es von freien Stücken, weil er Euch wohl gefiel. Dann kam er, Euerm eigenen Willen gemäß, zu Euch und wurde mit Euch vertraut, und Ihr erzeigtet ihm in Euerm fernern Umgang in Worten und Thaten so viel Freundlichkeit, daß, wenn er Euch schon früher lieb hatte, seine Liebe sich nun wol tausendfach vermehrte. Verhielt es sich nun so, und ich weiß, daß es sich so verhalten hat, was für ein Grund durfte vorhanden sein, Euch dahin zu bewegen, daß Ihr Euch so feindlich ihm entzoget? Ueber diese Dinge hättet Ihr im voraus nachdenken und, glaubtet Ihr, sie als ein Verbrechen bereuen zu müssen, sie ganz unterlassen sollen. Ihr wurdet die Seinige, wie er der Eurige wurde. Ihr konntet ebenso, wie Ihr andere Dinge, die Euch gehören, wegwerfen könnt, allerdings nach Euerm Belieben ihn nicht mehr für den Eurigen ansehen; aber Euch ihm, dem Ihr gehörtet, entreißen zu wollen, das war, wenn er nicht seinen Willen dazu gegeben hatte, ein Raub und ein unziemliches Benehmen.

„Nun müßt Ihr wissen, ich bin selbst ein Geistlicher, und kann daher, Euch zum Frommen, etwas ausführlicher über die Sitten der Geistlichen mich auslassen; für mich ist es nicht, wie es für einen andern sein würde, unschicklich, und ich sage gern etwas darüber, damit Ihr für die Zukunft eine richtigere Meinung von ihnen haben möget, als Ihr sie bisher gehabt habt.

„Einst waren allerdings Mönche und Geistliche gar heilige und wackere Leute; aber, die man heute so nennt,

und die dafür gelten wollen, die haben nichts vom Mönche als die Kutte. Und selbst die ist keine rechte Mönchskutte mehr; denn, während diese von den Stiftern der Orden eng und ärmlich und von schlechtem Zeuge bestimmt wurde, um einer Seele zu entsprechen, welche die weltlichen Dinge gering schätzte, als der Körper sich in so niedriges Gewand hüllte, — machen die jetzigen Mönche ihre Kutten weit und reichlich von feinem glänzenden Zeuge, geben ihnen dabei eine erlesene und hohepriesterliche Form, und entblöden sich dann nicht, in Kirchen und auf den Straßen und Plätzen darin, wie die Weltleute in ihren Kleidern, herum zu stolziren. Und wie der Fischer sich bestrebt, im Flusse soviel Fische als möglich mit seinem Netze zu fassen, so sind auch sie bedacht, in die Franjen und Falten ihrer weiten Gewänder recht viele Betschwestern, Witwen und andere thörichte Weiber und Männer zu verwickeln, und kennen außer diesem keine andern Sorgen, keinen andern Beruf. Darum haben denn diese Leute in der That nicht mehr Mönchskutten, sondern nur noch die Farben der Kutten. Während ehemals die Geistlichen danach strebten, die Menschen zur Seligkeit anzuleiten, streben die jetzigen nur nach Weibern und Reichthümern, und verwenden ihre ganze Sorgfalt schon seit lange nur darauf, durch Lärmen und durch Schreckbilder die Gemüther der Thoren zu entsetzen, und ihnen vorzureden, daß die Sünden durch Almosen und Messelesen gebüßt werden, damit ihnen (welche nicht aus Frömmigkeit, sondern allein aus niedriger Gesinnung ihre Zuflucht vor Arbeit und Mühe im geistlichen Stande gesucht haben) der eine Brot, der andere Wein bringe, und der dritte für die Seelen der Verstorbenen Mahlzeiten spende. Nun ist es freilich vollkommen wahr, daß Almosen und Gebete uns helfen, die Sünden abzubüßen; sähen oder wüßten aber diejenigen, die sich ihrer befleißigen, wem sie zugute kommen, so würden sie viel lieber ihre Geschenke behalten, oder sie ebenso viel Säuen vorwerfen.

„Weil diese Mönche aber ferner recht wohl wissen, daß je geringer die Anzahl der Besitzer eines großen Vermögens ist, desto reichhaltigerer Antheil einem jeden zufällt, so geben sie sich alle Mühe, durch ihr Geschrei und durch ihre Drohungen die andern von dem entfernt zu halten, was sie mit niemand zu theilen wünschen. Sie schelten vor den Leuten die Wollust, damit diese ihr entsagen, und die Weiber ihnen allein bleiben mögen. Sie verdammen Wucher und schlechten Erwerb, damit man ihnen auftragen möge, das übel Gewonnene wiederzuerstatten, auf daß sie sich bequemere Kutten, Bisthümer und einträglichere Prälaturen mit dem Gelde erkaufen können, von dem sie versicherten, daß es seine Besitzer nothwendig ins Verderben stürze.

„Wirft man ihnen nun dies und was sie sonst noch unrecht thun, vor, so bilden sie sich ein, durch die Antwort: «Handelt nach unsern Worten und nicht nach unsern Thaten!» sich vollkommen ihrer großen Schuld zu entladen, als ob es den Schafen leichter fiele, Stand zu halten und den Feind zu schlagen, als wie dem Hirten. Auch wissen die meisten unter ihnen recht gut, wie viele von denen, die sie mit einer solchen Antwort abfertigen wollen, dieselbe ganz anders verstehen, als sie gemeint war. Die Pfaffen von heutzutage wollen nämlich, nach der Meinung dieser letzten, daß man nach ihren Reden thue, das heißt, man soll ihnen die Beutel mit Geld anfüllen, ihnen seine Geheimnisse anvertrauen, Keuschheit bewahren, geduldig sein, Beleidigungen vergeben, und des übeln Leumundes sich enthalten — lauter gute, schöne und fromme Sachen; aber warum soll man so handeln? Darum, daß sie thun können, was ihnen nicht gewährt werden würde, wenn die Laien ebenso thäten. Wem ist unbekannt, daß die Faulenzerei ohne Geld nicht bestehen kann? Gibst du nun selbst das Geld zu deinem Vergnügen aus, so wird der Pfaffe in seinem Kloster nicht faulenzen können. Bist du nicht geduldig und vergibst

du nicht Beleidigungen, so wird sich der Mönch nicht in dein Haus wagen, um die Ehre deiner Familie anzutasten. Wozu soll ich erst alles ausführen? Gewiß, so oft sie diese Entschuldigungen vorbringen, klagen sie im Auge der Verständigen sich dadurch an. Warum bleiben sie nicht zu Hause und in der Welt, wenn sie sich für unfähig halten, heilig und enthaltsam zu leben? Wollen sie aber einmal dem geistlichen Stande sich widmen, warum befolgen sie dann nicht das heilige Wort des Evangeliums: „Jesus fing an beides, zu thun und zu lehren?" Mögen sie denn erst thun und dann andere belehren. Ich habe in meinem Leben gewiß tausend gesehen, die den Hof machen, sich verlieben, und nicht nur weltliche, sondern auch Klosterfrauen besuchen, und dabei auf der Kanzel gerade den ärgsten Lärm machen. Solchen Menschen sollten wir nachleben? Nun, wer Lust hat, der mag es thun; Gott weiß aber, ob er wohl daran thut.

„Aber auch angenommen, der Mönch, der Euch schalt, habe recht gehabt, wenn er sagte, die eheliche Treue zu brechen sei eine sehr große Sünde, so frage ich, ob jemand zu bestehlen nicht eine viel größere ist? Ob es nicht eine viel größere Sünde ist, ihn zu tödten, oder ihn voller Jammer in die Welt hinauszustoßen? Das wird gewiß ein jeder zugeben. Der vertrauliche Umgang eines Mannes und einer Frau ist eine naturgemäße Sünde; aber rauben, tödten und verjagen, das entspringt aus der Bösartigkeit des Gemüths. Daß Ihr den Tedaldo beraubtet, wenn Ihr Euch, die Ihr freiwillig sein geworden waret, ihm wieder entzoget, ist Euch schon oben einleuchtend gemacht worden. Dann sage ich aber, daß Ihr ihn mordetet; denn an Euch, die Ihr Euch immer grausamer gegen ihn bezeigtet, hat es nicht gelegen, wenn er sich nicht mit eigenen Händen umgebracht hat; die Gesetze aber bestimmen, daß, wer an einem geschehenen Uebel schuld ist, demjenigen gleichsteht, der es durch seine eigene That vollbracht hat. Daß Ihr ferner an seinem Exil und

seinem siebenjährigen unglücklichen Umherirren schuld seid, das läßt sich gar nicht leugnen. Und so habt Ihr denn in einem jeden dieser drei Dinge eine viel größere Sünde begangen, als indem Ihr ihm Euern Umgang gewährtet.

„Aber verdiente nicht vielleicht Tedaldo eine solche Behandlung. Gewiß, er that es nicht! Ihr selbst habt das schon gestanden, und ich weiß auch außerdem, daß er Euch mehr als sich selbst liebte. Niemals ist ein Gegenstand so geehrt, so erhoben und so gefeiert worden, wie er es, vorzugsweise vor allen andern Damen, mit Euch that, wenn der Ort es ihm erlaubte, frei und ohne Verdacht zu wecken, von Euch zu reden. Sein ganzes Glück, seine Ehre, seine Freiheit waren allein in Eure Hände von ihm niedergelegt worden. War er nicht ein adelicher Jüngling? War er nicht schön vor andern seinesgleichen? War nicht wacker in allem, was für junge Leute sich ziemt? War er nicht geliebt, hielt man ihn nicht werth, sah ihn nicht jedermann gerne? Auch hierauf werdet Ihr mir nicht Nein antworten. Wie konntet Ihr also um des Geschwätzes eines dummen, gemeinen und neidischen Pfäffleins willen gegen ihn einen grausamen Entschluß fassen?

„Ich weiß nicht, in was für einen seltsamen Irrthum die Weiber sich befinden, wenn sie die Männer verschmähen und gering schätzen, während sie doch, wollten sie nur bedenken, was *sie* sind, und wie großer und hoher Adel vor allen andern Geschöpfen von Gott dem *Manne* gegeben ist, sich glücklich preisen sollten, wenn sie von einem geliebt werden. Ueber alles sollten sie ihn werth halten, und mit aller ihrer Sorgfalt sollten sie sich bestreben, ihm gefällig zu sein, damit er sie zu lieben nie aufhöre. Was Ihr dagegen auf die Worte eines Pfaffen hin thatet, der gewiß auch so ein Topfgucker und Pastetenfresser war, das wißt Ihr selbst. Vielleicht hatte er Lust den Platz einzunehmen, von dem er sich soviel Mühe gab, einen andern zu verdrängen.

„Dies also ist die Sünde, welche die göttliche Gerechtigkeit, die mit rechter Wage allen Handlungen ihre Folgen zutheilt, nicht hat unbestraft lassen wollen; und so ist denn auch Euer Mann um Tedaldo's willen ebenso ohne seine Schuld in Gefahr und Ihr in Angst gekommen, wie Ihr dem Tedaldo ohne dessen Schuld Euch zu entziehen bemühtet. Wollt Ihr nun aus dieser Noth befreit sein, so müßt Ihr mir Folgendes versprechen, noch vielmehr aber dereinst danach thun: geschieht es ja, daß Tedaldo von seiner langen Verbannung wieder zurückkehrt, so müßt Ihr ihm Eure Gunst, Eure Liebe, Euer Wohlwollen und Euern vertraulichen Umgang wieder gewähren und ihn ganz wieder an den Platz einsetzen, den er einnahm, bevor Ihr dem albernen Mönche, thöricht genug, Glauben beimaßet."

Der Pilger hatte seine Rede beendigt, und die Dame seine Worte auf das sorgsamste in sich aufgenommen; sie hielt die Gründe, die er vorgebracht hatte, für vollkommen wahr, und, während sie ihn reden hörte, glaubte sie mit Bestimmtheit, sie erdulde ihre Trübsale um dieser Sünde willen. Nun aber sagte sie: „Freund Gottes, ich erkenne wohl, was Ihr zu mir gesagt habt, sei die Wahrheit, und die Geistlichen, die ich bisher für Heilige gehalten habe, seien so, wie Eure Worte sie mir schildern. Auch sehe ich deutlich ein, daß ich in meinem Benehmen gegen Tedaldo sehr gefehlt habe, und, würde es mir jemals möglich, so wollte ich diesen Fehler gern auf die Weise, die Ihr mir angegeben habt, wieder gutmachen. Wie soll das aber geschehen? Tedaldo kann nie mehr wiederkommen; denn er ist todt. Und so sehe ich nicht ein, warum ich Euch versprechen soll, was doch unmöglich bleiben muß."

Hierauf antwortete der Pilger: „Madonna, Tedaldo ist, wie Gott mir offenbart, durchaus nicht todt, vielmehr lebt er, und wenn er Eure Gunst wieder erlangt, so geht es ihm wohl." Die Dame erwiderte: „Habt Acht, was

Ihr sagt, ich habe ihn vor meiner Thür mit Messerstichen ermordet gesehen; in diesen meinen Armen habe ich ihn gehalten, und ihm das todte Angesicht mit vielen Thränen benetzt, die vielleicht schuld an dem gewesen sind, was man mir seit jener Zeit deswegen Uebels nachgesagt hat." Darauf sagte der Pilger: „Madonna, was Ihr mir auch sagen mögt, ich versichere Euch, daß Tedaldo am Leben ist, und wollt Ihr versprechen und halten, was ich Euch gesagt habe, so hoffe ich, Ihr sollt ihn bald sehen." „Gerne", entgegnete die Dame, „will ich es thun und thue es hiermit; denn nichts könnte mir begegnen, das mir zu gleicher Freude gereichte, als meinen Mann unverletzt wieder frei und den Tedaldo lebend zu sehen."

Nun schien es dem Tedaldo Zeit, sich zu offenbaren und die Dame durch sicherere Hoffnung in Betreff ihres Mannes zu erfreuen. „Madonna", sagte er deshalb, „um Euch wegen Eures Mannes zu trösten, muß ich Euch ein Geheimniß mittheilen, das Ihr Euer Leben lang bewahren und niemand verrathen werdet."

Die Dame hatte schon vorher das höchste Vertrauen zu der Heiligkeit, die sie dem Pilger beilegte, gefaßt, und daher hatte sie ihn bereits in ein entferntes und einsames Zimmer geführt; so zog denn nun Tedaldo einen Ring hervor, den er mit der äußersten Sorgfalt bewahrt hatte, und den die Dame in der letzten Nacht, die er mit ihr zugebracht, ihm geschenkt hatte. Diesen zeigte er ihr und sagte: „Kennt Ihr dies, Madonna?" „Ja wohl, Herr", erwiderte die Dame, als sie den Ring sah und sogleich erkannte; „den schenkte ich einst dem Tedaldo." Darauf richtete der Pilger sich auf, warf Pilgermantel und Hut schnell von sich und sagte in florentinischer Aussprache: „Und kennt Ihr mich denn nun?" Als die Dame ihn sah und erkannte, es sei Tedaldo, erschrak sie heftig und fürchtete sich so sehr vor ihm, wie man sich vor den Leichnamen fürchtet, wenn man sie nach Art der Lebendigen umhergehen sieht. Daher eilte sie auch nicht, ihn

als den von Cypern zurückgekehrten Tedaldo zu bewillkommnen, sondern vor ihm als vor dem aus dem Grabe Erstandenen zu fliehen. Tedaldo hielt sie aber zurück, indem er sagte: „Madonna, zweifelt nicht, ich bin Euer Tedaldo, lebendig und gesund, ich starb nicht und war noch niemals todt, was Ihr und meine Brüder auch glauben möget." Die Dame faßte ein wenig mehr Muth, und als sie seine Stimme erkannte, ihn etwas länger betrachtete und sich selber überzeugte, er sei es wirklich, fiel sie ihm weinend um den Hals, küßte ihn und sagte: „Mein süßer Tedaldo, gottlob, daß du wieder da bist." Als Tedaldo Kuß und Umarmung erwidert hatte, sagte er: „Madonna, zu einem herzlichern Empfange ist jetzt nicht Zeit. Ich will nun gehen und dafür sorgen, daß Euer Aldobrandino Euch wiedergegeben werde. Ich hoffe, Ihr sollt vor morgen Abend erwünschte Neuigkeiten darüber hören. Habe ich indessen, wie ich wol denke, noch heute gute Nachrichten wegen seiner Rettung, so sollt Ihr mich diese Nacht zu Euch kommen lassen, damit ich sie Euch mit größerer Bequemlichkeit erzähle, als ich es jetzt thun könnte."

Darauf bekleidete er sich wieder mit Pilgermantel und Hut, küßte die Dame noch einmal und ging, nachdem er sie mit guten Hoffnungen getröstet hatte, dahin, wo Aldobrandino gefangen saß, und mehr der Furcht des bevorstehenden Todes als der Hoffnung der Rettung nachdachte. Tedaldo trat als ein geistlicher Tröster mit Zustimmung der Gefangenwärter ein, setzte sich neben ihn und sagte: „Aldobrandino, ich bin dein Freund; von Gott, dessen Mitleid deine Unschuld erweckt hat, gesandt, um dich zu retten, und so sollst du, wenn du mir anders aus Ehrfurcht vor ihm ein kleines Geschenk, das ich von dir fordern werde, gewähren willst, vor morgen Abend, wo du dein Todesurtheil erwartest, deine Lossprechung hören." „Wackerer Mann", erwiderte jener, „weil du zu meiner Rettung dich beeiferst, so mußt du,

obgleich ich dich nicht kenne und mich nicht erinnere, dich je gesehen zu haben, mein Freund sein, wie du sagst. In der That, die Sünde, wegen welcher, wie die Leute sagen, ich zum Tode verurtheilt werden soll, habe ich nie begangen; wol aber andere genug, die mir vielleicht meine jetzige Lage von Gott zugezogen haben. Aber ich sage dir, hat Gott jetzt ein Erbarmen mit mir, so will ich gern aus Ehrfurcht vor ihm das Größte, wie viel mehr ein Geringes, übernehmen, geschweige denn versprechen; darum fordere nur, was dir beliebt, und unfehlbar werde ich mein Wort halten, wenn ich glücklich davonkomme." Der Pilger erwiderte darauf: „Ich verlange nichts weiter, als daß du den vier Brüdern des Tedaldo vergeben sollst, daß sie dich in dem Glauben, du seiest an dem Tode ihres Bruders schuld, in eine solche Lage gebracht haben, und daß du sie, wenn sie dich um Verzeihung bitten, als deine Freunde und Brüder behandeln sollst." Aldobrandino antwortete ihm: „Niemand weiß, wie süß die Rache ist, und wie sehnlich man nach ihr verlangt, als wer selbst Beleidigungen empfing; dessenungeachtet aber will ich, damit Gott meine Rettung bewirke, ihnen gerne vergeben, und vergebe ihnen hiermit. Auch will ich, wenn ich erst lebendig aus diesem Gefängnisse heraus bin und aller Gefahr entgehe, in dieser Angelegenheit mich so benehmen, wie es dir belieben wird." Diese Antwort war dem Pilger genügend, und, ohne ihm weitere Auskunft zu ertheilen, bat er den Aldobrandino nachdrücklich, guten Muthes zu sein; denn gewiß solle er, noch ehe der nächste Tag zu Ende gehe, die bestimmtesten Nachrichten über seine Befreiung erhalten.

Darauf verließ er ihn, um auf die Signorie zu gehen, wo er insgeheim dem Edelmann, in dessen Händen die Herrschaft sich an dem Tage befand, Folgendes sagte: „Gnädiger Herr, ein jeder soll mit Freuden dazu wirken, daß der wahre Hergang einer Sache erkannt werde, vor allen aber sollen es diejenigen, die den Platz ein-

nehmen, auf den Ihr gestellt seid, damit die Strafe nicht die Unschuldigen, sondern die Schuldigen treffe. Damit dies also zu Eurer Ehre und zum Unheil derer, die es verdient haben, geschehe, bin ich hierher gekommen. Ihr wißt, wie hart dem Aldobrandino Palermini zugesetzt ist, und Ihr glaubt nun, in Wahrheit gefunden zu haben, er sei es gewesen, der den Tedaldo Elisei umgebracht hat, und seid im Begriffe ihn zu verurtheilen. Gewiß aber ist Eure Meinung falsch, wie ich Euch noch vor Mitternacht vollständig zu beweisen und die wahren Mörder Euch in die Hände zu liefern denke." Der treffliche Mann, der mit Aldobrandino großes Mitleid hatte, lieh den Worten des Pilgers ein williges Ohr, und ließ, nachdem er sich mit ihm genauer darüber besprochen hatte, auch von ihm in jenes Haus eingeführt worden war, im ersten Schlafe die beiden Brüder, die Gastwirthe waren, und ihren Diener ohne Widerstand gefangen setzen. Er wollte, um den wahren Hergang der Sache zu erfahren, sie foltern lassen; aber sie ließen es nicht dazu kommen, sondern bekannten alle einzeln, und ebenso nachher gemeinschaftlich, unverhohlen, sie seien es gewesen, die Tedaldo Elisei, ohne ihn zu kennen, getödtet hätten. Als sie um die Ursache gefragt wurden, antworteten sie, weil er die Frau des einen von ihnen, während sie nicht zu Hause gewesen seien, sehr geplagt und mit Gewalt habe nöthigen wollen ihm zu Willen zu sein.

Als der Pilger dies erfahren hatte, entfernte er sich, nicht ohne bei dem Herrn von der Signorie sich zu beurlauben, und schlich sich heimlich in das Haus der Madonna Ermellina. Hier waren alle andere, bis auf die Dame, bereits schlafen gegangen; sie aber erwartete ihn mit gleichem Verlangen, gute Nachrichten in Betreff ihres Mannes zu hören, als mit ihrem Tedaldo nun völlig sich wieder zu versöhnen. Gleich beim Eintreten sagte er zu ihr: „Freue dich, mein liebstes Herz, denn gewiß sollst du morgen deinen Aldobrandino heil und gesund wieder

hier haben", und um sie vollständiger davon zu überzeugen, erzählte er ihr nun ausführlich, was er gethan habe. Die Dame fühlte sich über zwei so unerwartete Ereignisse, als die waren, ihren Tedaldo lebendig wieder zu besitzen, den sie als unzweifelhaft todt beweint zu haben glaubte, und Aldobrandino außer Gefahr zu sehen, dessen Tod sie in wenig Tagen beweinen zu müssen dachte, unaussprechlich glücklich, und umarmte und küßte ihren Tedaldo mit der herzlichsten Liebe. Dann gingen sie miteinander schlafen, und schlossen, während sich eins am andern erfreute, ergötzlichen und anmuthigen Frieden. Wie der Morgen sich nahte, erhob sich Tedaldo, nachdem er, was er ferner zu thun gedenke, seiner Dame erklärt, und ihr zugleich aufs neue empfohlen hatte, dies ja völlig geheim zu halten, und verließ, noch immer in Pilgerkleidern, ihr Haus, um, wenn es Zeit sei, die Angelegenheiten Aldobrandino's wahrnehmen zu können.

Die Signorie glaubte hinlänglich über das Verbrechen aufgeklärt zu sein; sie befreite daher gleich am Morgen den Aldobrandino, und ließ wenige Tage darauf den Missethätern, an der Stelle, wo sie den Mord begangen hatten, den Kopf abschlagen. Wie nun Aldobrandino, zu seiner Frau und aller Freunde und Verwandten großer Zufriedenheit, frei geworden war, und alle deutlich einsahen, nur durch die Bemühungen des Pilgers sei dies gelungen, baten ihn die beiden Eheleute, solange in ihrem Hause zu wohnen, als es ihm gefallen würde, in der Stadt zu verweilen, und hier konnten beide nicht satt werden, ihm Liebe und Ehre anzuthun, besonders aber die Frau, die wohl wußte, wen sie vor sich hatte.

Dem Tedaldo aber schien es nach [illegible]igen Tagen Zeit zu sein, seine Brüder mit Aldobrandino wieder zu versöhnen; denn er hörte, sie fühlten sich nicht allein durch dessen Freilassung beschimpft, sondern hätten sich auch aus Furcht bewaffnet. Er erinnerte also den Aldobrandino an die Erfüllung seines Versprechens, zu welcher dieser

sich auch gern bereit erklärte. Der Pilger hieß ihn darauf, zum folgenden Tage ein schönes Gastmahl herrichten, bei dem er verlangte, daß Aldobrandino mit seinen Vettern und den weiblichen Familiengliedern die vier Brüder und deren Frauen bewirthen sollte; er selbst, fügte er hinzu, werde sie sogleich im Namen des ersten zum Gastmahl und zur Versöhnung einladen. Aldobrandino war mit allem zufrieden, was der Pilger wünschte; dieser ging alsbald zu den vier Brüdern, und brachte es nach vielem Hin- und Widerreden, wie es zu ihrer Aufklärung nöthig war, am Ende mit unbesiegbaren Gründen ziemlich leicht dahin, daß sie sich bereit erklärten, um Verzeihung zu bitten und Aldobrandino's Freundschaft wieder zu suchen. Darauf lud er sie sammt ihren Weibern auf den andern Tag zum Mittagsessen bei Aldobrandino ein, und sie nahmen im Vertrauen auf ihn die Einladung willig an.

Am andern Morgen um die Essensstunde gingen zuerst die vier Brüder des Tedaldo, in Trauer wie sie waren, mit einigen ihrer Freunde in das Haus des Aldobrandino, der sie erwartete; hier warfen sie in Gegenwart aller, die von Aldobrandino geladen waren, ihnen Gesellschaft zu leisten, die Waffen auf den Boden, und lieferten sich selbst dem Aldobrandino aus, indem sie ihn zugleich wegen alles dessen, was sie gegen ihn unternommen hatten, um Verzeihung baten. Aldobrandino war zu Thränen gerührt, und nahm sie liebevoll auf; er küßte einen jeden auf den Mund, und vergab mit wenig Worten jede ihm widerfahrene Beleidigung. Hierauf kamen ihre Schwestern und ihre Frauen, alle in Trauer, und wurden von Madonna Ermellina und den andern Damen auf das freundlichste empfangen. Bei Tische wurden alle, Männer sowie Damen, auf das anständigste bewirthet, und nichts bei diesem Gastmahl war anders als löblich; allein eine gewisse Schweigsamkeit abgerechnet, welche der noch neue Schmerz veranlaßte, der sich in den dunkeln Kleidern der Angehörigen Tedaldo's aussprach. Um dieser Trauer willen war

auch das ganze Unternehmen des Pilgers sammt dem Gastmahl von mehreren getadelt worden, wie er dies selbst recht wohl bemerkt hatte. Als es ihm aber Zeit schien, diese Trauer, wie er schon früher bei sich beschlossen hatte, zu vertreiben, stand er auf, während die Uebrigen noch die Früchte genossen, und sagte: „Nichts hat uns gefehlt, um dies Gastmahl fröhlich zu machen, als Tedaldo, den ich euch nun zeigen will, da ihr ihn solange unter euch gehabt habt, ohne ihn zu kennen." Und damit warf er Pilgermantel und was sonst zur Pilgertracht gehörte von sich, und stand nun in einem Jäckchen von grünem Zindeltaffet vor ihnen. Sie aber betrachteten ihn mit großer Verwunderung lange Zeit, und erkannten ihn erst allmählich, ehe einer sich unterstand, zu glauben, er sei es wirklich. Wie Tedaldo dies bemerkte, erzählte er ihnen ausführlich von ihrer Verwandtschaft, von einer Menge sie betreffender Vorfälle und von seinen eigenen Schicksalen. Da eilten die Brüder und übrigen Männer unter Freudenthränen ihn zu umarmen, und auch die Frauen, verwandte wie fremde, Donna Ermellina allein ausgenommen, thaten ein Gleiches. Als Aldobrandino dies bemerkte, sagte er: „Was soll das, Ermellina, warum bezeigst du nicht, wie die andern Frauen, dem Tedaldo deine Freude über seine Rückkehr?" Die Dame aber antwortete ihm vor allen Anwesenden: „Keine unter allen hätte ihn lieber freundlich bewillkommnet, als ich, die ich ihm mehr als irgendeine Dank schuldig bin, weil ich durch seine Hülfe dich wiedererlangt habe; aber das unschickliche Gerede, mit dem man sich getragen hat, als wir den beweinten, den wir für Tedaldo hielten, hält mich davon ab." Aldobrandino erwiderte ihr: „Ei, was; denkst du denn, ich werde den Kläffern glauben? Dadurch, daß er meine Rettung bewirkte, hat er deutlich genug die Unwahrheit jenes Geschwätzes, an das ich ohnedies nicht glaubte, bewiesen. Steh' nur auf und mach' schnell, daß du ihn umarmest." Die Dame, die nichts anderes

wünschte, zögerte nicht, ihrem Manne hierin Folge zu leisten; vielmehr erhob sie sich sogleich, und umarmte ihn und hieß ihn willkommen, wie die andern es gethan hatten. Dieses adeliche Benehmen des Aldobrandino gefiel den Brüdern Tedaldo's und allen andern gegenwärtigen Männern und Frauen gar sehr, und jener kleine Makel, der wegen der frühern Reden etwa noch in dem einen oder andern Gemüthe gehaftet hatte, wurde dadurch völlig getilgt.

Während nun jeder dem Tedaldo seine Freude bezeigte, riß er selbst seinen Brüdern die schwarzen, und seinen Schwestern und Schwägerinnen die braunen Gewänder vom Leibe, und verlangte, sie sollten gleich sich andere Kleidungsstücke kommen lassen. Wie sie nun alle sich umgekleidet hatten, ergötzten sie sich mit Gesang und Tanz und andern Lustbarkeiten gar lange Zeit, sodaß dies Gastmahl, das einen stillen Anfang gehabt hatte, laut und fröhlich endete. Dann gingen sie, voller Freude wie sie waren, alle in Tedaldo's Haus und aßen dort zu Abend; die Feste aber dauerten auf gleiche Weise noch mehrere Tage lang fort.

Die Florentiner betrachteten den Tedaldo geraume Zeit lang, wie einen von den Todten erstandenen Menschen, als ein Wunder, und viele, sogar die Brüder selbst, zweifelten innerlich noch einigermaßen, ob er es denn auch sei, oder nicht. Sie hielten es noch immer nicht für gewiß, und hätten so vielleicht noch eine Weile gethan, hätte nicht ein Vorfall sich zugetragen, der sie darüber aufklärte, wer der Ermordete gewesen sei; und das war folgender: Soldaten aus der Gegend von Luni gingen eines Tages vor Tedaldo's Hause vorbei, und als sie diesen vor der Thür stehen sahen, gingen sie auf ihn zu und sagten: „Möge es dir wohl gehen, Faziuolo." Tedaldo antwortete ihnen in Gegenwart der Brüder: „Ihr verwechselt mich mit einem andern." Wie die Soldaten ihn reden hörten, schämten sie sich und baten ihn um Ver-

zeihung: „Wahrlich", sagten sie, „Ihr gleicht, mehr als wir je zwei Leute sich gleichen sahen, einem Kameraden von uns, Namens Faziuolo aus Pontremoli, der vor ungefähr vierzehn Tagen, oder nicht viel längerer Zeit hierher gekommen ist, ohne daß wir irgend weiter hätten erfahren können, was aus ihm geworden sei. Freilich wunderten wir uns wol über Euern Anzug; denn jener war Soldat, wie wir es sind." Der älteste Bruder des Tedaldo trat bei diesen Worten vor und frug sie, wie Faziuolo gekleidet gewesen sei. Sie gaben darüber Auskunft, und es fand sich, daß ihre Beschreibung dem Anzuge des Ermordeten genau entsprach, wodurch sie, in Verbindung mit andern Zeichen, sich überzeugten, dieser sei Faziuolo und nicht Tedaldo gewesen, und so schwand denn jeder Verdacht aus der Seele der Brüder. Tedaldo aber, der nun sehr reich geworden war, fuhr in seiner Liebe fort, ohne sich je wieder mit seiner Dame zu veruneinigen; vielmehr genossen sie bei vorsichtigem Benehmen noch lange ihrer Neigung. Gott gewähre uns die Freuden der unserigen.

Achte Geschichte.

Ferondo wird, nachdem er ein gewisses Pulver gegessen hat, für todt begraben; der Abt aber, der sich inzwischen mit seiner Frau ergötzt, holt ihn aus dem Grabe, setzt ihn ins Gefängniß und bildet ihm ein, er sei im Fegefeuer. Dann wird er auferweckt und erzieht einen Sohn, den der Abt mit seiner Frau erzeugt hat, als den seinigen.

So lang die Geschichte der Emilie gewesen war, so hatte sie um dessentwillen doch niemand misfallen, vielmehr hielten alle dafür, Emilie habe in Betracht der Mannich-

faltigkeit der vorgetragenen Ereignisse noch sehr kurz erzählt. Nun aber bezeigte die Königin der Lauretta ihr Verlangen durch einen bloßen Wink und veranlaßte sie dadurch, also zu beginnen:

Ihr lieben Mädchen, ich besinne mich eben auf eine wahre Geschichte, die ich euch zu erzählen Lust habe, die aber, so wenig sie es ist, doch gar sehr einer Lüge gleich sieht. Sie ist mir wieder eingefallen, weil ich eben hörte, wie einer für den andern betrauert und begraben worden ist, während ich euch erzählen werde, wie ein Lebender für todt begraben ward, und wie er sich nachher selbst, mit vielen andern, nicht für fortlebend, sondern für erweckt von den Todten und aus dem Grabe erstanden, gehalten hat, wie aber derjenige, der um deswillen eher als ein Schuldiger hätte verdammt werden sollen, gleich einem Heiligen angebetet ward.

In Toscana nämlich war, und ist noch heutzutage eine Benedictinerabtei, sowie man deren viele sieht, an einem wenig besuchten Orte gelegen, in der ein Mönch zum Abte geworden war, der in jeder Beziehung, allein den Umgang mit Weibern abgerechnet, ein sehr heiliger Mann genannt werden konnte. Diesen Umgang aber wußte er so insgeheim zu betreiben, daß bei seinem Rufe der Strenge und Heiligkeit beinahe niemand dergleichen ahnete, geschweige denn erfahren hätte. Nun traf es sich, daß ein besonders reicher Bauer, Namens Ferondo, mit dem Abte näher bekannt ward und bei seiner unmäßigen Einfalt und Albernheit vom Abte, der sich zuweilen an seinen Narrheiten ergötzen mochte, gern gesehen ward. Inzwischen wurde indeß der Abt gewahr, daß Ferondo ein wunderschönes Weib zur Frau habe, und verliebte sich so sehr in diese, daß er bei Tag und bei Nacht an nichts anderes dachte und fast verzweifeln wollte, als er erfuhr, Ferondo, der in allem übrigen so thöricht und so dumm war, sei vollkommen vernünftig, sobald es sich darum handle, seine Frau zu lieben und zu bewachen. Dennoch

war er geschickt genug, den Ferondo so weit zu bringen, daß er zuweilen mit seiner Frau heraufkam, sich im Klostergarten einige Zeit zu ergötzen. Hier sprach er ihnen dann mit vieler Salbung von der Seligkeit, vom ewigen Leben und von den heiligen Werken vieler verstorbener Männer und Weiber so lange vor, bis die Frau Lust bekam, bei ihm zur Beichte zu gehen, und die Erlaubniß dazu von ihrem Manne, wie sie ihn darum ansprach, sogleich erhielt.

Zu großer Freude des Abts kam die Frau nun wirklich ihm zu beichten, setzte sich zu seinen Füßen und begann, noch ehe sie etwas anderes redete: „Hochwürdiger Herr, hätte mir Gott einen andern oder auch gar keinen Mann gegeben, so würde es mir vielleicht nicht schwer fallen, unter Eurer Anleitung den Weg, der nach Euern Reden den Menschen zum Paradiese führt, zu gewinnen. Wenn ich aber bedenke, was Ferondo für ein Mensch und wie übermäßig seine Albernheit ist, so muß ich in dieser Hinsicht mich eine Witwe nennen, während ich doch wieder insofern verheirathet bin, als ich bei seinen Lebzeiten keinen andern Mann nehmen darf. Dabei ist er nun in seiner Einfalt, ohne irgendeinen Grund, so übertrieben eifersüchtig auf mich, daß ich um dessentwillen nicht anders als in Noth und Elend mit ihm leben kann. Deshalb bitte ich denn, bevor ich zur fernern Beichte schreite, Euch auf das demüthigste, mir in dieser Sache mit einigem Rathe gefällig sein zu wollen; denn erlange ich dadurch nicht erst die Möglichkeit gut zu thun, so wird übrigens das Beichten so wenig helfen als die Buße."

Diese Rede gefiel dem Abte in seiner Seele gar wohl, und ihn däuchte, das Glück habe ihm den Weg, seinen sehnlichsten Wunsch zu erlangen, bereits gebahnt. „Meine Tochter", antwortete er, „wol glaube ich, daß es einer so schönen und gefühlvollen Frau, wie Ihr es seid, sehr lästig sein mag, einen Blödsinnigen zum Manne zu haben; noch beschwerlicher aber muß ein Eifersüchtiger fallen. Da

Ihr nun zugleich den einen und den andern habt, so glaube ich Euch gerne, was Ihr von Euern Leiden erzählt. Für diese aber weiß ich, gerade herausgesagt, nur einen Rath und nur ein Mittel: nämlich ihn von seiner Eifersucht zu heilen. Die Arznei, die ihn zu heilen vermag, weiß ich recht wohl zu machen; wenn Ihr Euch nur getraut, was ich Euch sagen werde, gewißlich geheim zu halten."

Die Frau erwiderte: „Zweifelt nicht, ehrwürdiger Vater, eher will ich mein Leben lassen, als ich jemand das wiedersagte, was Ihr zu sagen mir verboten habt. Wie sollte aber das geschehen?" „Wollen wir", antwortete der Abt, daß er geheilt werde, so muß er nothwendig ins Fegefeuer." „Wie", sprach die Frau, „kann er denn bei lebendigem Leibe dahin kommen?" Der Abt sagte: „Er muß sterben und so hinkommen; wird er dann so viel Qualen erlitten haben, daß er von dieser seiner Eifersucht geheilt ist, so werden wir in gewissen Gebeten den lieben Gott bitten, daß er ihn wieder lebendig macht, und das wird dann auch geschehen." „Soll ich denn eine Witwe werden?" entgegnete die Frau. „Ja", sagte der Abt, „auf einige Zeit, während welcher Ihr Euch aber wohl hüten müßt, Euch an niemand anders verheirathen zu lassen; Gott würde es Euch sehr übel nehmen, und Ferondo, wenn er wiederkäme, und Ihr dann zu ihm zurück müßtet, eifersüchtiger sein, als je zuvor." Die Frau antwortete: „Wird er nur von diesem Uebel befreit, und brauche ich nur dann nicht immer wie im Gefängniß zu sitzen, so bin ich mit allem zufrieden. Thut nach Euerm Gefallen."

„So will ich es denn übernehmen", sagte der Abt; „wodurch wollt Ihr mich aber für einen solchen Dienst belohnen?" „Hochwürdigrr Herr", erwiderte die Frau, „fordert, was Ihr wollt, wenn ich es anders zu leisten vermag. Was kann aber ein armes Weib, wie ich bin, einem so vornehmen Herrn anbieten, das seiner würdig

wäre?" Darauf sagte der Abt: „Madonna, Ihr könnt für mich nichts Geringeres thun, als was ich für Euch zu unternehmen im Begriffe stehe. Denn, sowie ich zu Euerm Glück und zu Eurer Zufriedenheit zu wirken denke, so seid Ihr im Stande, mein Leben und meine Ruhe mir wiederzugeben." „Ist das der Fall", entgegnete die Frau, „so bin ich bereit." „Wohl denn", sagte der Abt, „so schenkt mir Eure Liebe und gewährt mir Euern Leib; denn nur für Euch glühe ich und verzehre mich im Feuer."

Als die Frau diese Worte hörte, sagte sie voller Schrecken: „Um Gottes willen, ehrwürdiger Vater, was begehrt Ihr da von mir. Ich dachte, Ihr wäret ein Heiliger. Ziemt sich's nun wol für heilige Männer, die Frauen, die sich bei ihnen Raths zu erholen kommen, um dergleichen Dinge anzusprechen?" Der Abt antwortete ihr: „Mein süßes Herz, verwundert Euch nicht darüber; die Heiligkeit wird darum nicht geringer; denn sie wohnt in der Seele, und das Verlangen, das ich Euch entdeckt habe, ist eine Sünde des Körpers. Wie dem aber auch sei, Eure holde Schönheit übt solche Gewalt über mich aus, daß die Liebe mich zwingt, zu thun, wie ich gethan habe. Dabei könnt Ihr Euch denn Eurer Schönheit mehr als andere Weiber rühmen, wenn Ihr bedenken wollt, daß sie den Heiligen wohlgefällt, die doch gewohnt sind, die Schönheiten des Himmels zu betrachten. Uebrigens bin ich ein Mensch, wie sehr ich auch Abt bin, und, wie Ihr seht, noch nicht alt. Und so soll es Euch nicht leid sein, zu thun, wie ich Euch gesagt habe, vielmehr sollt Ihr es selber wünschen; denn während Ferondo im Fegefeuer ist, werde ich Euch nachts Gesellschaft leisten und Euch die Unterhaltung gewähren, die er Euch zu bieten hätte. Auch wird es niemals jemand gewahr werden; denn ein jeder denkt von mir so gut und vielleicht noch besser, als Ihr es eben vorhin thatet. Verschmähet nicht die Gnade, die Euch von Gott geboten wird; denn viele sind, die sehnlich begehren, was

Ihr haben könnt und haben werdet, wenn Ihr vernünftig genug seid, meinem Rathe zu vertrauen. Ueberdies habe ich manchen schönen und kostbaren Schmuck, der meinem Willen nach niemand anders als Euch gehören soll. So thut denn, süße Hoffung meines Herzens, für mich, was ich gerne für Euch thue."

Die Frau schlug die Augen nieder und wußte nicht, wie sie dem Abt seine Bitte abschlagen sollte; sie ihm zu gewähren, schien ihr aber nicht gut gethan. Als dieser bemerkte, sie zögere mit der Antwort, nachdem sie ihn doch angehört hatte, glaubte er sie schon halb bekehrt, und wirklich gelang es ihm, durch viele Worte, die er den ersten noch hinzufügte, noch ehe er ausgeredet hatte, ihr in den Kopf zu setzen, was er verlange, sei wohlgethan. Deshalb sagte sie ihm denn ganz verschämt, sie sei bereit, jedem seiner Befehle zu gehorchen; früher aber könne sie nicht, als bis Ferondo im Fegefeuer sein würde. Der Abt erwiderte ihr voller Freuden: „Nun, so wollen wir ihn denn gleich hinschicken; richtet es nur ein, daß er morgen, oder in diesen Tagen zum Besuche zu mir heraufkomme." Mit diesen Worten drückte er ihr verstohlen einen wunderschönen Ring in die Hand und entließ sie.

Die Frau war vergnügt über das Geschenk; denn sie hoffte, daß noch andere folgen sollten, und nachdem sie ihre Freundinnen wieder aufgesucht hatte, erzählte sie ihnen auf dem Heimwege Wunderdinge von der Frömmigkeit des Abts. Wenige Tage darauf ging Ferondo ins Kloster. Sobald der Abt ihn zu sehen bekam, nahm er sich vor, ihn ins Fegefeuer zu schicken. Zu diesem Ende suchte er ein Pulver von wunderbarer Kraft hervor, das er im Orient von einem mächtigen Fürsten mit der Versicherung erhalten hatte, der Alte vom Berge pflege sich desselben zu bedienen, wenn er jemand im Schlaf in sein Paradies oder wieder herausbringen wolle. Es schläfere dasselbe, in größerer oder geringerer Menge gegeben, denjenigen, der es genieße, ohne ihm irgend zu schaden, auf kürzere oder

längere Zeit dermaßen ein, daß, solange seine Kraft dauere, niemand einem solchen einen Funken von Leben beimessen könne. Von diesem Pulver nahm er so viel als nöthig war, um einen dreitägigen Schlaf hervorzubringen, und gab es dem Ferondo, mit einem Glase jungen und noch trüben Weins, in welches er dasselbe unbemerkt gethan hatte, auf seiner Zelle zu trinken. Dann führte er ihn in den Klostergang und fing an, mit einigen andern Mönchen an seinen Thorheiten sich zu ergötzen. Es dauerte indeß nicht lange, so wirkte das Pulver und den Ferondo überfiel eine so plötzliche und unüberwindliche Müdigkeit, daß er noch im Stehen einschlief und schlafend umfiel. Der Abt stellte sich erschrocken über den Vorfall, ließ ihm die Kleider lösen und kaltes Wasser bringen, um ihn damit zu bespritzen; auch versuchte er noch viele andere Mittel, wie wenn er glaubte, die Lebensgeister, die von übeln, aus dem Magen oder sonst aufgestiegenen Dünsten eingenommen seien, auf diese Weise mit dem Bewußtsein zurückzurufen. Als nun der Abt und die Mönche sahen, daß er bei alledem sich nicht erholte, und als sie den Puls, nach dem sie ihm fühlten, regungslos fanden, zweifelte keiner mehr daran, daß er todt sei. Deshalb ließ man es seiner Frau und seinen Angehörigen sagen, die alle schnell herbeikamen und ihn eine Weile gemeinschaftlich beweinten, worauf der Abt ihn, angezogen wie er war, in eine Gruft beisetzen ließ. Die Frau kehrte heim und erklärte, von einem Kinde, das er mit ihr erzeugt hatte, sich nie trennen zu wollen, und so blieb sie im Hause, allein beschäftigt, dem Vermögen, das Ferondo hinterlassen hatte, und der Erziehung ihres Söhnleins vorzustehen.

Der Abt indessen stand des Nachts mit einem bologneser Mönch, der an demselben Tage angekommen war, und zu dem er großes Vertrauen hatte, in aller Stille auf; beide nahmen den Ferondo aus seinem Begräbniß und legten ihn in ein anderes Gewölbe, worin man gar

kein Licht sah, und das zum Strafgefängniß für die Mönche bestimmt war. Hier zogen sie ihm seine Kleider aus, kleideten ihn statt dessen wie einen Mönch, setzten ihn auf ein Bündel Stroh und ließen ihn allein, bis er wieder zu sich kommen würde. Inzwischen wartete der bologneser Mönch, der vom Abte gehörig unterrichtet war, ohne Mitwissen irgendeines andern, daß Ferondo sich erholen sollte.

Der Abt ging am andern Tage mit einigen seiner Mönche wie zum Besuche in das Haus der Frau, die er ganz in Trauerkleidern und sehr betrübt fand. Nachdem er sie eine Weile getröstet hatte, erinnerte er sie leise an ihr Versprechen. Da die Frau sich nun frei und weder von Ferondo noch sonst von jemand belästigt fühlte, auch an des Abtes Finger schon einen zweiten schönern Ring bemerkt hatte, sagte sie, sie sei bereit, und verabredete mit ihm, daß er die nächste Nacht kommen solle. Wirklich ging er, sobald es Nacht geworden war, in den Kleidern des Ferondo und von seinem Mönche begleitet zu der Frau, bei der er bis zum Morgen unter Scherz und Freuden verweilte, bevor er zu seiner Abtei zurückkehrte. Oft genug machte er denselben Weg in gleicher Absicht, und wurde von einigen, die beim Kommen oder Gehen ihm begegneten, für den Geist des Ferondo gehalten, der, um Buße zu thun, in der Gegend umgehen müßte. Darüber erzählten denn die abergläubischen Leute in dem Dörfchen viele Geschichten, die auch zu den Ohren der Frau kamen, welche indeß wohl wußte, was es damit für eine Bewandtniß habe.

Der bologneser Mönch aber trat, als Ferondo in dem dunkeln Gefängniß erwachte, ohne zu wissen, wo er sich befinde, mit einer fürchterlichen Stimme hinein, und gab ihm mit einigen Ruthen, die er in der Hand hielt, eine gute Tracht Schläge. Ferondo frug unter Weinen und Schreien in einem fort: „Wo bin ich?“ „Du bist im Fegefeuer“, antwortete der Mönch. „Wie“, sagte Ferondo,

„so bin ich denn todt?“ „Ja wohl“, erwiderte der Mönch. Darauf begann Ferondo, sich selbst, seine Frau und sein Söhnlein bitterlich zu beweinen und sagte dabei die unerhörtesten Albernheiten. Indessen brachte ihm der Mönch etwas zu essen und zu trinken. Als Ferondo das sah, rief er aus: „Mein Himmel, essen denn die Todten?“ „Ja“, sagte der Mönch, „und was ich dir jetzt bringe, ist dasselbe Essen, welches die Frau, die ehemals dir zugehörte, heute Morgen der Kirche geschickt hat, um für deine Seele eine Messe lesen zu lassen. Das kommt dir nun, auf unsers Herrgottes Befehl, hier zugute.“ Darauf sagte Ferondo: „Ach, du meine Güte! Na, Gott gebe ihr ein vergnügtes Jahr. Ich bin ihr freilich vor meinem Tode immer gar zu gut gewesen, und hab' sie immer die ganze Nacht im Arm gehabt, und habe nichts anderes gethan als sie geküßt, und habe auch was anderes gethan, wenn ich die Lust kriegte.“ Dann fing er, hungerig und durstig wie er war, zu essen und zu trinken an. Da ihm aber der Wein nicht allzu gut vorkam, sagte er wieder: „Herrgott, gib ihr Unglück, sie hat dem Priester doch nicht von dem Fasse an der Wand geschickt.“

Als er nun gegessen und getrunken hatte, kriegte ihn der Mönch wieder vor und schlug ihn mit denselben Ruthen aufs neue ganz mürbe. Nachdem Ferondo lange genug gejammert hatte, sagte er zu ihm: „Mein Gott, warum thast du denn das?“ Der Mönch sagte: „Darum, weil unser Herrgott befohlen hat, daß dies alle Tage zweimal so geschehe. „Aus was für einer Ursache denn?“ sagte Ferondo. Der Mönch erwiderte: „Weil du eifersüchtig warest, obgleich du das beste Weib zur Frau hattest, die weit und breit zu finden ist.“ „Ach Gott ja“, sagte Ferondo, „und das honigsüßeste, viel verzuckerter als Marzipan. Aber ich wußte nicht, daß unser Herrgott es übel nähme, wenn ein Mann eifersüchtig ist; sonst wäre ich's nicht gewesen.“ Der Mönch antwortete: „Das hättest du bedenken und dich bessern sollen, während du

noch in jener Welt warest. Und sollte sich's treffen, daß du wieder hinkämst, so gib nur Acht, daß du in Gedanken behältst, was ich dir jetzt anthue, und daß du nie wieder eifersüchtig bist." „Ei", sagte Ferondo, „kommt denn jemals einer zurück, der gestorben ist?" „Freilich", entgegnete der Mönch, „wen Gott wieder hinbringen will!" „Ach Gott", sagte Ferondo, „wenn ich jemals zurückkäme, so wollte ich der beste Mann von der Welt sein; ich wollte sie niemals schlagen, niemals schelten, außer wegen des Weins, den sie heute Morgen geschickt hat. Sie hat aber auch kein bischen Licht gegeben, und ich habe im Dunkeln essen müssen." Der Mönch antwortete: „Wol hat sie Licht geschickt, aber man hat es zu den Seelenmessen verbrannt." „Ja", sagte Ferondo, „da wirst du recht haben. Und gewiß, wenn ich wieder hinkomme, da will ich sie thun lassen, wozu sie Lust hat. Aber, sag' mal, wer bist denn du, der du so mit mir umgehst?" Der Mönch erwiderte: „Ich bin auch todt, und war aus Sardinien, und weil ich im Leben meinen Herrn wegen seiner Eifersucht häufig gelobt habe, bin ich von Gott zu der Strafe verurtheilt, daß ich dir so lange zu essen und zu trinken geben und dich solcher Weise schlagen muß, bis Gott über dich und mich anders beschließen wird." Ferondo sagte: „Ist denn niemand hier, als nur wir beide?" „Ja wohl", sagte der Mönch, „zu Tausenden; aber du kannst sie so wenig hören und sehen, als sie dich." Darauf sagte Ferondo: „Wie weit sind wir denn wol von uns zu Hause?" „Oho", antwortete der Mönch, „du bist hier noch Meilen weit hinter Schön-Kackenhausen." „Ei der Kukuk!" sagte Ferondo, „das ist einmal weit; meinem Bedünken nach ist das so weit, daß wir schon aus der Welt raus sein sollten?"

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen wurde Ferondo bei Essen und Schlägen an die zehn Monate gehalten, während welcher der Abt, der sich gar glücklich fühlte, oft genug die hübsche Frau besuchte und sich mit

ihr den schönsten Zeitvertreib von der Welt machte. Wie aber die Unfälle mitunter zu kommen pflegen, so wurde die Frau schwanger und sagte es dem Abt, da sie es noch früh genug gemerkt hatte. Darum schien es denn nun beiden gerathen, daß Ferondo unverzüglich vom Fegefeuer zurückkommen und wieder ins Leben gerufen werden solle, auf daß sie, nachdem sie wieder beisammen gewesen wären, vorgeben könne, von ihm schwanger zu sein. Zu diesem Ende ließ der Abt in der nächsten Nacht den Ferondo in seinem Kerker mit verstellter Stimme anrufen und ihm Folgendes sagen: „Ferondo, sei guten Muthes, Gott beliebt es, dich in die Welt zurückzuschicken. Wenn du wieder hingekommen bist, wird deine Frau dir einen Sohn gebären, den sollst du Benedict nennen; denn Gott erzeigt dir diese Gnade um der Gebete deines heiligen Abts und deiner Frau willen, und aus Liebe zum heiligen Benedict.“ Als Ferondo das hörte, wurde er sehr froh und sagte: „Na, das ist mir lieb; Gott möge es unserm Herrgott lohnen, und dem Abte und dem heiligen Benedict und meiner honigsüßen, candirten, mit Käse bestreuten Frau ebenfalls.“ Darauf ließ ihm der Abt im Weine, den er ihm zu trinken gab, so viel von jenem Pulver reichen, daß er etwa vier Stunden lang davon schlafen mußte, und legte ihn, nachdem er wieder mit den alten Kleidern angethan war, mit Hülfe seines Mönchs aufs neue in die Gruft, in welche er zuerst begraben worden war.

Am andern Morgen kam Ferondo, wie der Tag anbrach, wieder zu sich, und sah durch einige Spalten der Gruft das Licht wieder, das er wol seit zehn Monaten nicht gesehen hatte. Da es ihm nun so vorkam, als sei er lebendig, so fing er an zu rufen: „Macht auf, macht auf“, und stemmte sich selbst mit solcher Kraft gegen die Decke der Gruft, daß er, weil sie leicht zu heben war, sie lüftete. Er war noch damit beschäftigt, sie ganz abzuwerfen, als einige Mönche, die eben ihr Morgengebet ge-

sprochen hatten, herbeiliefen, die Stimme des Ferondo erkannten und ihn aus dem Grabe steigen sahen. Voller Schrecken über die unerhörte Begebenheit entflohen sie und eilten zum Abte. Dieser that, als stände er eben vom Gebete auf, und sagte: „Kinder, fürchtet euch nicht. Nehmt Kreuz und Weihwasser und folgt mir nach, damit wir sehen, was die göttliche Allmacht uns offenbaren will.“ Und so thaten sie.

Ferondo war indessen, ganz bleich von der langen Zeit, während welcher er den Himmel nicht gesehen hatte, aus der Gruft herausgestiegen. Sobald er den Abt erblickte, eilte er zu seinen Füßen und sagte: „Ehrwürdiger Vater, Eure Gebete nebst denen des heiligen Benedict und meiner Frau haben mich, wie mir offenbart worden ist, den Strafen des Fegefeuers entnommen und ins Leben zurückgerufen. Ich bitte Gott, daß er Euch dafür ein gutes Jahr und gute Tage heute und allezeit bescheren möge.“ Der Abt antwortete: „So sei denn die göttliche Allmacht gelobt! Gehe, mein Sohn, da Gott dich zurückgesandt hat, und tröste deine Frau, die, seitdem du von hinnen schiedest, immer in Thränen geschwommen hat; gehe und sei von nun an Gottes Freund und Diener.“ Ferondo sagte: „Hochwürdiger Herr, so ist mir wol gesagt worden. Laßt mich nur machen; denn wie ich hinkomme, küsse ich sie auch gleich, so gut bin ich ihr.“

Der Abt blieb mit seinen Mönchen zurück und bezeigte viele Verwunderung über diese Begebenheit, weswegen er denn in großer Demuth das Miserere singen ließ. Ferondo kehrte indeß ins Dorf zurück, wo jeder, der ihn sah, vor ihm floh, wie man es vor entsetzenswerthen Dingen zu thun pflegt. Er aber rief sie zurück und versicherte, er sei auferweckt worden. Die Frau fürchtete sich ebenfalls vor ihm, bis endlich die Leute etwas mehr Zutrauen zu ihm faßten, sich überzeugten, daß er lebendig sei, und ihn um vielerlei aus jener Welt befrugen. Er antwortete allen, als ob er vernünftiger zurück-

gekehrt sei, erzählte ihnen Neuigkeiten von den Seelen ihrer Angehörigen und erfand sich selber die schönsten Fabeln von der Welt über die Einrichtungen des Fegefeuers; auch erzählte er vor allem Volke die Offenbarung, die ihm durch den Mund des Herzbengel Gabelgürg vor seiner Wiedererweckung gemacht worden sei. Unterdessen kehrte er mit der Frau in sein Haus zurück, nahm von seinem Vermögen wieder Besitz und schwängerte sie, wenigstens seiner Meinung nach. Zum Glücke traf es sich, daß die Frau gerade zu der Zeit, welche nach der Meinung der Thörichten, die sich einbilden, die Weiber trügen genau neun Monate lang die Kinder im Leibe, die richtige war, von einem Knaben genas, der Benedict Ferondo getauft ward.

Die Rückkehr Ferondo's und seine Reden vermehrten dem Abte seinen Geruch der Heiligkeit um vieles; denn fast jedermann glaubte, jener sei wirklich vom Tode erweckt. Ferondo aber, der wegen seiner Eifersucht so viele Schläge bekommen hatte, war nun gänzlich von ihr geheilt, und plagte, wie der Abt versprochen hatte, von nun an die Frau nie mehr damit. Diese war darüber sehr erfreut und lebte wie zuvor mit ihm in allen Ehren, ohne jedoch zu versäumen, wenn es sich schicklich thun ließ, mit dem heiligen Abte sich zu sehen, der so gut und so sorgfältig sie in den wichtigsten Angelegenheiten bedient hatte.

Neunte Geschichte.

Gillette von Narbone heilt den König von Frankreich von einer Fistel und verlangt dafür Bertrand von Roussillon zum Manne. Dieser heirathet sie wider Willen und geht aus Verdruß nach Florenz. Hier verliebt er sich in ein junges Mädchen, die er zu umarmen glaubt, während er Gillette beschläft. Diese gebiert ihm zwei Söhne, um derentwillen er sie lieb gewinnt und als Frau behandelt.

Da die Königin dem Dioneus sein Vorrecht nicht rauben wollte, so kam die Reihe des Erzählens, als Laurettens Geschichte geendigt war, an niemand anders als an sie selbst. Deshalb begann sie denn, ohne eine Aufforderung der Uebrigen abzuwarten, fröhlich also zu reden:

Wer könnte wol eine Geschichte erzählen, die Beifall gewänne, nachdem wir die von Lauretten gehört haben? Wahrlich, es ist gut für uns, daß sie nicht die erste war, sonst würden wenige der andern uns gefallen haben. Denen, die heute noch mitgetheilt werden sollen, wird es, wie mich dünkt, freilich so ergehen; wie dem aber auch sei, will ich immerhin erzählen, was mir in Bezug auf den vorgeschriebenen Gegenstand eben einfällt.

Im Königreich Frankreich lebte ein Edelmann, namens Isnard Graf von Roussillon, der, weil er kränklich war, immer einen Arzt bei sich hatte, der Gerard von Narbonne hieß. Der genannte Graf hatte einen einzigen kleinen Sohn, mit Namen Bertrand, der von großer Schönheit und guten Sitten war. Mit ihm wurden mehrere Kinder seines Alters erzogen, unter denen sich eine Tochter des erwähnten Arztes, namens Gillette, befand. Diese fühlte

für den jungen Bertrand eine unendliche Liebe, die viel glühender war, als es für ihr zartes Alter gehörte. Bertrand aber mußte, als der Graf gestorben war und in seinem Testamente ihn den Händen des Königs anvertraut hatte, nach Paris ziehen, worüber das junge Mädchen unbeschreiblich trostlos war. Wie nun bald darauf auch ihr Vater starb, wäre sie, wenn sie einen schicklichen Vorwand gewußt hätte, gar gerne auch nach Paris gegangen, um Bertrand wiederzusehen. Da sie aber um des Reichthums willen, der ihr nun allein geblieben war, von vielen beachtet ward, so wußte sie keine anständige Auskunft. Inzwischen hatte sie, bereits zu mannbaren Jahren gekommen, da sie noch immer den Bertrand nicht vergessen konnte, ohne den Grund davon anzugeben, schon viele, mit denen ihre Verwandten sie hatten verheirathen wollen, zurückgewiesen.

Nun geschah es, daß sie, mehr als je in Liebe zu Bertrand entbrannt, der, wie ihr berichtet ward, ein schöner Jüngling geworden war, zufällig vernahm, der König von Frankreich sei infolge eines Geschwürs, das er auf der Brust gehabt hatte und das von den Aerzten schlecht geheilt war, mit einer Fistel behaftet, die ihm große Unbequemlichkeit und heftige Schmerzen verursache. Auch habe sich noch kein Arzt gefunden, so viele sich schon daran versucht hätten, der im Stande gewesen wäre, ihn zu heilen, vielmehr hätten alle das Uebel verschlimmert. Darum wolle denn der König, der jetzt an der Heilung verzweifle, von niemand mehr Rath oder Hülfe annehmen. Das Mädchen war hoch erfreut hierüber; denn nun glaubte sie nicht nur einen genügenden Vorwand gefunden zu haben, um nach Paris zu reisen, sondern sie hoffte auch, wenn diese Krankheit wirklich dieselbe wäre, die sie vermuthete, es leicht dahin bringen zu können, daß sie Bertrand zum Manne bekomme. Deshalb fertigte sie, von ihrem Vater in ärztlichen Dingen vielfach belehrt, aus gewissen Kräutern, die für die Krankheit dienlich waren,

welche sie beim Könige voraussetzte, ein Pulver an, stieg damit zu Pferde und reiste nach Paris.

Hier war ihr erstes Geschäft, daß sie Bertrand zu sehen suchte, und erst als ihr dies gelungen war, trat sie vor den König, und bat es sich von ihm als Gnade aus, daß er sein Uebel ihr zeige. Der König konnte es bei ihrer Jugend, Schönheit und Anmuth ihr nicht abschlagen, und zeigte ihr seinen Schaden. Sobald sie ihn gesehen hatte, faßte sie ein festes Zutrauen, ihn heilen zu können, und sagte: „Gnädiger Herr, wenn es Euch beliebt, so hoffe ich zu Gott, ohne Euch irgend Schmerzen oder Beschwerde zu machen, in acht Tagen von dieser Krankheit Euch befreit zu haben.“ Der König lachte im Stillen über ihre Worte, und sagte zu sich: „Wie sollte ein junges Mädchen zu bewirken wissen, was die größten Aerzte der Welt nicht vermocht und nicht verstanden haben?“ Darum dankte er ihr für ihren guten Willen, antwortete aber, er habe bei sich beschlossen, keinen ärztlichen Rath weiter zu befolgen. Darauf erwiderte das Mädchen: „Gnädiger Herr, Ihr verschmäht meine Kunst, weil ich ein Weib und noch jung bin. Ich erinnere aber dagegen, daß ich nicht durch meine Wissenschaft, sondern durch Gottes Beistand und durch die Wissenschaft des Meisters Gerard von Narbonne, der mein Vater und ein berühmter Arzt war, zu heilen verstehe.“

Der König sagte darauf in seinen Gedanken: „Vielleicht ist dies Mädchen mir von Gott gesandt; warum versuche ich nicht, was sie zu thun weiß, da sie mir doch verspricht, mich ohne Beschwerde in kurzer Zeit zu heilen?“ Und so sprach er, entschlossen, es mit ihr zu versuchen: „Jungfrau, wenn Ihr uns nicht heilt, im Falle wir um Euretwillen unserm Entschlusse zuwiderhandelten, was wollt Ihr dann, daß mit Euch geschehe?“ „Gnädiger Herr“, erwiderte das Mädchen, „laßt mich bewachen und, wenn ich Euch in acht Tagen nicht heile, so laßt mich verbrennen. Was soll ich aber für Lohn erhalten, wenn

ich Euch heile?" Darauf antwortete der König: „Ihr scheint uns noch unverheirathet. Wenn Ihr das thut, so werden wir Euch einen guten und angesehenen Mann geben." „Gnädiger Herr", sagte das Mädchen, „wahrlich, mir ist es lieb, wenn Ihr mich verheirathen wollt; ich begehre aber den zum Mann, den ich mir von Euch erbitten werde, wobei ich keinen Eurer Söhne und keinen aus dem königlichen Hause fordern will." Der König versprach ihr alsbald, nach ihrem Wunsche zu thun.

Das Mädchen begann nun ihre Heilung und hatte binnen kurzem, noch vor der bestimmten Frist, den König wiederhergestellt. Wie sich dieser nun geheilt fühlte, sagte er: „Jungfrau, Ihr habt Euch den versprochenen Mann wohl verdient." „Gut, gnädiger Herr", sagte das Mädchen, „so habe ich denn Bertrand von Roussillon verdient, den ich schon in meiner Kindheit zu lieben anfing und seit der Zeit immer von ganzem Herzen geliebt habe." Dem König schien es ein Großes, ihr diesen geben zu sollen; da er es aber einmal versprochen hatte und sein Wort nicht brechen wollte, so ließ er ihn zu sich rufen und sprach zu ihm: „Bertrand, Ihr seid nun erwachsen und hinlänglich ausgebildet. Wir wollen, daß Ihr nun zurückkehrt, Eure Grafschaft selbst zu regieren; auch sollt Ihr ein Mädchen mit Euch heimführen, das wir Euch zur Frau bestimmt haben." Bertrand antwortete: „Und wer ist das Mädchen, gnädiger Herr?" „Dieselbe", antwortete der König, „die mit ihren Heilmitteln unsere Gesundheit wiederhergestellt hat." Bertrand hatte sie bereits gesehen und erkannt, und obwol auch er sie gar schön fand, sagte er dennoch in dem Gefühle, daß sie von keinem Geschlechte sei, welches seinem hohen Adel gezieme, ganz zornig: „Gnädiger Herr, wollt Ihr mir eine Quacksalberin zur Frau geben? Das möge doch Gott verhüten, daß ich mir jemals solch ein Frauenzimmer nehme." Der König antwortete: „So wollt Ihr denn, daß wir unserm Worte untreu werden, welches wir, um unsere

Gesundheit wiederzuerlangen, dem Mädchen gaben, das nun Euch, als Lohn, zum Manne begehrt hat?" „Gnädiger Herr", sagte Bertrand, „Ihr könnt mir alles nehmen, was ich besitze, und mich als Euern Vasallen verschenken, an wen es Euch beliebt; das aber versichere ich Euch, daß ich mich wegen dieser Heirath niemals zufrieden geben werde." „Ihr werdet schon", sagte der König; „denn das Mädchen ist hübsch und verständig, und liebt Euch sehr. Deshalb hoffen wir, daß Ihr mit ihr viel glücklicher leben werdet, als Ihr es mit einer Dame von höherer Abkunft gethan haben würdet."

Bertrand schwieg und der König ließ große Zurüstungen zum Hochzeitfeste machen. Als nun der festgesetzte Tag herangekommen war, vermählte sich Bertrand, so ungern er es auch that, in Gegenwart des Königs mit dem Mädchen, das ihn mehr als sich selbst liebte. Sobald dies aber geschehen war, beurlaubte er sich, wie er schon zuvor beschlossen hatte, beim König unter dem Vorwande, daß er in seine Grafschaft zurückkehren und dort erst die Ehe vollziehen wolle. Damit stieg er zu Pferde und reiste nicht in seine Grafschaft, sondern kam nach Toscana. Als er hier vernahm, daß die Florentiner mit den Sienesern im Kriege begriffen seien, entschloß er sich, zu ihren Gunsten am Streite theilzunehmen. Er ward mit großer Freude und Ehrenbezeigungen von ihnen empfangen, und, als sie ihn zum Anführer einer Abtheilung ihrer Kriegsleute gemacht und bedeutenden Sold ihm ausgesetzt hatten, blieb er eine gute Weile in ihren Diensten.

Die junge Frau war über diesen Hergang nicht sehr erfreut, reiste indeß in der Hoffnung, durch ihr gutes Benehmen ihn in seine Grafschaft zurückzurufen, nach Roussillon, und ward daselbst von allen als ihre Gebieterin aufgenommen. Weil nun während der langen Abwesenheit des Grafen alle Geschäfte verwahrlost waren, brachte sie dieselben, vermöge ihres großen Geschickes, mit vieler Mühe und Fleiß wieder in die beste Ordnung, worüber

die Unterthanen sich gar sehr freuten und ihr besonders zugethan wurden, auch den Grafen, dem sie nicht recht war, lebhaft tadelten.

Als sie nun alles im Lande wieder in guten Stand gesetzt hatte, gab sie dem Grafen durch zwei Edelleute Nachricht davon, und bat ihn, wenn er um ihretwillen zögere, in seine Grafschaft zu kommen, so möge er sie davon unterrichten und sie werde alsdann, ihm zu Gefallen, die Gegend verlassen. Der Graf antwortete ihnen äußerst hart: „Mag sie thun, wozu sie Lust hat; was mich aber betrifft, so werde ich nicht eher heimkehren, um mit ihr zu leben, als bis sie diesen Ring am Finger und ein Kind, das ich mit ihr gezeugt habe, auf dem Arme trägt.“ Eben den Ring aber hielt er sehr werth, und trennte sich auch wegen einer gewissen Kraft, die, wie man ihn überredet hatte, demselben beiwohnte, niemals von ihm.

Die Edelleute fühlten wol die Härte der Bedingung, die von zwei fast unmöglichen Dingen abhängig gemacht war; da sie aber sahen, daß sie ihn durch ihre Worte von seinem Vorsatze nicht abbringen konnten, so kehrten sie zu der Dame zurück und erzählten ihr des Grafen Antwort. Sie wurde darüber gar sehr betrübt, entschloß sich indeß nach langer Ueberlegung, zu versuchen, ob sie nicht vielleicht jene Forderungen erfüllen könne. Um nun auf solche Weise in Zukunft ihren Gemahl wiederzugewinnen, versammelte sie, sobald sie mit sich einig geworden war, was sie thun solle, einige der ältesten und tüchtigsten Männer aus der Grafschaft, und erzählte ihnen ganz der Ordnung nach, mit kläglichen Worten, was sie alles aus Liebe zum Grafen gethan und was für einen Lohn sie dafür erhalten habe. Zuletzt eröffnete sie ihnen ihre Absicht, nicht durch ihr längeres Verweilen des Grafen ewiges Exil zu veranlassen, sondern vielmehr den Rest ihres Lebens allein zu Pilgerfahrten und mitleidigen Werken zum Heil ihrer Seele zu verwenden. Deshalb bat sie jene Männer, daß sie Wache und Verwaltung

der Grafschaft übernehmen und den Grafen in Kunde setzen möchten, wie sie den Besitz frei und ledig gelassen habe, und in der Absicht, nie wieder nach Roussillon zu kommen, fortgezogen sei. Während sie also sprach, vergossen die guten Leute viele Thränen, und baten sie dringend, ihren Entschluß aufzugeben und bei ihnen zu bleiben. Alles indeß war vergebens.

Die Dame empfahl sich dem göttlichen Schutze, und trat in Begleitung eines ihrer Vettern und einer Dienerin in Pilgerkleidern und mit Geld und kostbaren Steinen wohl versehen, ohne daß jemand gewußt hätte, wohin sie gingen, die Reise an, und verweilte auch nicht eher, als bis sie in Florenz angelangt war. Hier kehrte sie, vom Zufall geleitet, in einem kleinen Gasthof ein, der einer guten Witwe gehörte, und gab sich, voller Verlangen, von ihrem Herrn Nachricht zu erhalten, für eine arme Pilgerin aus. Nun traf es sich, daß sie schon am andern Tage den Bertrand mit seinem Gefolge vor dem Gasthofe vorüberreiten sah. Obgleich sie ihn gar wohl erkannte, fragte sie doch die gute Wirthin, wer es sei. Diese erwiderte: „Er ist ein fremder Edelmann, der sich Graf Bertrand nennt, ein gefälliger, freundlicher Herr, den man in unserer Stadt ausnehmend gerne sieht, und der in eine meiner Nachbarinnen, ein armes Edelfräulein, über alle maßen verliebt ist. Das ist ein gar sittsames und wackeres Mädchen, die nur um ihrer Armuth willen noch nicht verheirathet ist, und mit ihrer Mutter, einer verständigen und wackern Frau, zusammenlebt. Aber wer weiß, was sie diesem Grafen nicht schon zu Gefallen gethan hätte, wenn ihre Mutter nicht wäre?"

Die Gräfin nahm den Inhalt dieser Worte sorgfältig in sich auf, erkundigte sich noch genauer nach allen Umständen, und faßte ihren Entschluß, sobald sie von allen unterrichtet war. Zu diesem Ende ließ sie sich Namen und Wohnung jener Frau und ihrer Tochter, in welche der Graf verliebt war, bezeichnen, und ging eines Tags,

ohne jemand etwas davon zu sagen, in Pilgerkleidung zu ihnen. Sie fand Mutter und Tochter recht ärmlich aussehend, begrüßte sie und sagte der ersten, wenn es ihr gefiele, wünschte sie mit ihr zu reden. Die Edelfrau stand auf und sagte, sie sei bereit zu hören, und so gingen sie in eine Nebenstube, wo die Gräfin, als sie sich niedergelassen hatten, so zu sprechen anfing: „Madonna, Ihr gehört, wie es mir scheint, sowol als ich, zu den Feinden Fortunens; wenn Ihr aber wolltet, so könntet Ihr wol Euch und mich glücklich machen.“ Die Dame antwortete, sie wünsche nichts so sehr, als ihre Lage auf anständige Weise zu verbessern. Die Gräfin fuhr fort: „Ich bedarf Eurer Verschwiegenheit. Verlasse ich mich auf sie, und verrathet Ihr mich dennoch, so schadet Ihr Euch ebenso wol als mir.“ „Vertrauet mir ruhig“, erwiderte die Edeldame, „was Euch immer gefällt; gewiß werdet Ihr nie von mir betrogen werden.“ Darauf erzählte ihr denn die Gräfin auf so bewegliche Weise, wer sie sei und was sich alles zugetragen habe, seit sie zuerst sich in den Grafen verliebte, daß die Edeldame, welche diese Begebenheiten zum Theil schon von andern gehört hatte, ihren Worten Glauben beimaß und sie zu bemitleiden anfing.

Als die Gräfin mit ihrer Erzählung fertig war, fuhr sie fort: „Ihr habt gehört, was für zwei Dinge ich, zu meinem übrigen Unglück, besitzen muß, wenn ich meinen Mann erlangen will. Ist es nun wahr, was ich vernehme, daß der Graf Eure Tochter auf das zärtlichste liebt, so sehe ich ein, daß niemand außer Euch mir diese Dinge verschaffen kann.“ Die Edeldame antwortete ihr: „Madonna, ob der Graf meine Tochter liebe, das weiß ich nicht; aber sein Benehmen ist ganz danach. Was kann ich aber deshalb thun, um Euch zu verschaffen, was Ihr wünschet?“ „Madonna“, erwiderte die Gräfin, „gleich will ich es sagen; zuvor aber sollt Ihr hören, was Euch für ein Vortheil daraus erwachsen wird, wenn Ihr hierin mir dienet. Ich sehe, Eure Tochter ist schön und alt

genug zum Heirathen; auch muß ich aus dem, was ich gehört habe und selbst zu bemerken glaube, schließen, daß Ihr sie nur aus Mangel an einer anständigen Ausstattung noch im Hause behaltet. So denke ich denn zum Dank des Dienstes, den Ihr mir leisten sollt, Eurer Tochter von meinem Gelde eine Mitgabe auszusetzen, wie Ihr selbst sie angemessen glauben werdet, um sie ehrenvoll zu verheirathen.“ Der Dame, die bedürftig war, gefiel das Anerbieten sehr; dennoch aber antwortete sie zufolge ihrer adelichen Gesinnung: „Madonna, sagt mir, was ich für Euch thun kann? Ziemt es sich für mich, so soll es gern geschehen, und Ihr mögt nachher thun, was Euch belieben wird.“

Darauf sagte die Gräfin: „Zu meinen Absichten ist es nöthig, daß Ihr durch jemand, auf den Ihr Euch verlassen könnt, dem Grafen, meinem Manne, sagen lasset, Eure Tochter sei gesonnen, ihm allen Willen zu thun, wenn sie nur gewiß sei, daß er sie wirklich so lieb habe, wie er vorgibt. Das könne sie aber nicht anders glauben, als wenn er ihr den Ring schicke, den er immer am Finger trägt, und der ihm, wie sie gehört habe, so theuer sei. Schickt er ihr den Ring, so werdet Ihr ihn mir geben und dem Grafen sagen lassen, daß Eure Tochter bereit sei, alle seine Wünsche zu erfüllen. Dann müßt Ihr ihn heimlich hierher kommen lassen, und mich unvermerkt anstatt Eurer Tochter ihm zur Seite legen. Vielleicht gewährt mir Gott die Gnade, daß ich von ihm empfange, und dann werde ich, seinen Ring am Finger und sein Kind auf dem Arme, ihn wiedergewinnen und mit ihm leben können, wie es Mann und Frau geziemt, und das werde ich dann Euch verdanken.“

Der Edeldame schien es ein bedenkliches Ding, und sie fürchtete sehr, daß große Schande für ihre Tochter daraus entspringen könne. Wie sie aber wieder bedachte, es sei löblich, dazu mitzuwirken, daß die gute Frau ihren Mann wiederbekomme, und es sei auch eine löbliche Absicht, die

sie also zu thun bewog, versprach sie nicht nur, im Vertrauen auf ihre gute und ehrbare Gesinnung, das Gewünschte zu thun, sondern sie erhielt auch auf dem angegebenen Wege in wenig Tagen mit geheimer Vorsicht jenen Ring, obgleich es dem Grafen schwer fiel, sich von ihm zu trennen, und legte mit großer Geschicklichkeit die Gräfin statt ihrer Tochter dem Grafen zur Seite.

In diesen ersten Vereinigungen, die vom Grafen inbrünstig gewünscht waren, empfing, nach Gottes Willen, die Dame zwei männliche Kinder, wie sich zur gehörigen Zeit bei der Entbindung zeigte. Auch gewährte die Edelfrau der Gräfin die Umarmungen ihres Gemahls nicht nur einmal, sondern vielemal, wobei sie so vorsichtig zu Werke ging, daß nichts von diesem Verhältnisse verlautete und der Graf fortwährend der Meinung war, nicht seine Frau, sondern die, welche er liebte, genossen zu haben. Deshalb schenkte er ihr morgens, wenn er sie zu verlassen hatte, schöne und kostbare Edelsteine in Menge, welche die Gräfin sämmtlich sorgsam verwahrte.

Als diese von ihrer Schwangerschaft überzeugt war, wollte sie der Edeldame nicht weiter mit diesen Diensten beschwerlich fallen, sondern sagte ihr: „Madonna, Gott und Euch sei Dank, ich habe erlangt, was ich wünschte, und so ist es Zeit, daß ich nun nach Euerm Verlangen thue, um dann wieder abzureisen.“ Die Edelfrau erwiderte, es sei ihr lieb, wenn die Gräfin irgendetwas nach ihren Wünschen erreicht habe. Was sie selbst aber gethan, sei nicht in Hoffnung irgendeines Lohnes geschehen, sondern allein weil sie gemeint habe, sie müsse so handeln, wenn sie Gutes thun wolle. „Madonna“, erwiderte die Gräfin, „ich lobe diese Gesinnung an Euch, und denke selber nicht, was Ihr von mir verlangen werdet, Euch als einen Lohn zu schenken, sondern allein um Gutes zu thun, wie man meiner Meinung nach es thun soll.“ Hierauf bat die Edeldame nothgedrungen und voller Scham um hundert Goldgulden zur Ausstattung ihrer Tochter.

Die Gräfin bemerkte wohl ihre Scham und die Bescheidenheit ihrer Bitte, und schenkte ihr deshalb fünfhundert Gulden nebst schönem und kostbarem Geschmeide, das leicht ebenso viel werth sein mochte. Die Edelfrau war darüber hoch erfreut, und dankte der Gräfin, wie sie nur immer wußte und konnte. Diese aber verließ sie und kehrte in ihren Gasthof zurück.

Um für die Zukunft dem Bertrand allen Anlaß zu nehmen, ihr Haus zu beschicken, oder zu besuchen, zog die Edelfrau bald darauf nebst ihrer Tochter zu ihren Anverwandten aufs Land. Bertrand kehrte indeß, von den Seinigen zurückberufen, wie er erfuhr, die Gräfin sei davongegangen, selbst in seine Heimat zurück. Die Gräfin war sehr erfreut, als sie hörte, er sei von Florenz abgereist und in seine Grafschaft heimgekehrt, und verweilte dort noch bis zu ihrer Niederkunft, in der sie von zwei Knaben, die ihrem Vater äußerst ähnlich sahen, entbunden ward. Sie ließ die Kinder mit vieler Sorgfalt stillen, machte sich, als es ihr an der Zeit schien, auf den Weg, und langte, ohne von jemand erkannt zu sein, glücklich in Montpellier an. Hier ruhte sie sich einige Tage lang aus, und erfuhr infolge ihrer Erkundigungen nach dem Grafen und seinem Aufenthalt, er werde am nächsten Allerheiligentage in Roussillon ein großes Gastmahl für Damen und Ritter geben. Zu diesem ging sie nun, immer noch in ihrer gewohnten Pilgertracht, und eilte, ohne sich umzukleiden, ihre beiden Kinder im Arm, hinauf in den Saal des gräflichen Palastes, wo, wie sie hörte, Damen und Ritter versammelt waren, um zu Tische zu gehen.

Mitten durch die Leute drängte sie sich dahin, wo sie den Grafen sah, warf sich ihm zu Füßen und sagte weinend: „Mein Gebieter, ich bin deine unglückliche Gattin, die, um dich deiner Heimat zurückzuführen und zu erhalten, lange Zeit im Elend umhergegangen ist. Ich beschwöre dich bei Gott, daß du mir jetzt die Bedingungen

hältst, die du mir durch die zwei Edelleute auferlegt hast. Siehe hier in meinen Armen nicht ein, sondern zwei deiner Kinder und siehe hier deinen Ring. Nun ist es nach deinem eigenen Versprechen Zeit, daß ich als deine Frau von dir aufgenommen werde." Als der Graf dies hörte, erschrak er sehr; denn er erkannte den Ring und die Kinder, so ähnlich waren sie ihm; doch sagte er: „Wie sollte denn das geschehen sein?" Hierauf erzählte die Gräfin zu großer Verwunderung des Grafen und aller Uebrigen, die gegenwärtig waren, der Ordnung nach, was und wie es sich zugetragen hatte. Wie der Graf sich hierdurch überzeugte, sie rede die Wahrheit, und wie er ihre Ausdauer und ihren Verstand bedachte, und dann auch wieder die zwei schönen Kinder sah, legte er seinen hartnäckigen Stolz, nicht nur um seinem Worte treu zu bleiben, ab, sondern auch den Seinigen, Männern wie Frauen, zu Gefallen, die ihn alle baten, er möge sie nun als seine rechtschaffene Gattin aufnehmen und ehren. So hieß er denn die Gräfin aufstehen, küßte und umarmte sie, erkannte sie als seine rechtmäßige Gemahlin und die Kinder als die seinigen an. Dann ließ er sie mit Gewändern, die ihrem Stande geziemten, bekleiden, und feierte zu großer Freude aller Gegenwärtigen, wie auch seiner sämmtlichen Vasallen, die es erfuhren, nicht nur diesen, sondern noch mehrere andere Tage lang ein glänzendes Fest, und liebte sie von dem Tage an mit aller seine Gattin und Ehefrau gebührenden Achtung auf das herzlichste.

Zehnte Geschichte.

Alibech wird Einsiedlerin und der Mönch Rusticus lehrt sie, den Teufel in die Hölle heimschicken. Dann kehrt sie zurück und wird die Frau des Neerbal.

Dioneus, der die Erzählung der Königin mit vieler Aufmerksamkeit angehört hatte, hub, als sie vollendet war und er einsah, daß ihm allein zu reden obliege, ohne einen Befehl abzuwarten, lächelnd also zu sprechen an:

Holde Damen, ihr hörtet vielleicht noch niemals, wie man den Teufel in die Hölle heimschickt, und so will ich es euch denn erzählen, ohne mich groß von der Aufgabe zu entfernen, von der ihr heute den ganzen Tag über geredet habt. Wenn ihr es gelernt habt, könnt ihr dadurch vielleicht noch einmal eure Seele retten; auch werdet ihr aus dieser Geschichte erfahren, daß die Liebe, wenngleich sie lieber die heitern Paläste und die wollüstigen Gemächer bewohnt, es dennoch nicht verschmäht, zuweilen ihre Kräfte auch in den dichten Wäldern, den starren Alpen und den Höhlen der Wüste fühlbar zu machen. Daraus läßt sich denn entnehmen, daß ein jegliches Ding ihr unterworfen ist.

Um nun zur Sache zu kommen, sage ich, daß in der Stadt Capsa in der Berberei vor Zeiten ein gar reicher Mann lebte, der unter mehreren andern Kindern eine schöne und wohlgestaltete Tochter hatte, die Alibech hieß. Weil sie keine Christin war und von den vielen Christen, die in der Stadt lebten, den christlichen Glauben und Gottesdienst sehr loben hörte, frug sie eines Tags den einen von ihnen, wie man denn eigentlich Gott die-

nen könne, und am leichtesten dazu gelange. Dieser antwortete ihr, man diene Gott am besten, je mehr man den weltlichen Angelegenheiten entfliehe, wie es besonders diejenigen thäten, die in die Einöden der Thebaischen Wüste gegangen wären.

Das Mädchen mochte etwa vierzehn Jahre alt sein und war gar einfältig; daher machte sie sich, nicht aus vernünftigem Antriebe, sondern aus einer gewissen kindischen Lust, ohne irgendjemand etwas davon wissen zu lassen, am andern Morgen heimlich und ganz allein nach der Thebaischen Wüste auf den Weg, und gelangte, weil ihre Lust anhielt, mit großer Anstrengung nach einigen Tagen bis in jene Einöden. Hier ging sie auf die erste Hütte zu, die sie aus der Ferne sah, und fand einen heiligen Mann an der Thüre stehen, der ganz verwundert, sie hier zu erblicken, sie frug, was sie suchen gehe. Sie antwortete ihm, sie suche, auf Eingebung Gottes, wie sie ihm diene und jemand finden könne, der sie darin unterrichte. Wie der wackere Mann ihre Jugend und Schönheit betrachtete, fürchtete er, es möge der Teufel ihn wol betrügen, wenn er sie bei sich behielte. Darum lobte er ihren guten Vorsatz, gab ihr einige Kräuterwurzeln, wilde Aepfel und Datteln zu essen und Wasser zu trinken, und sagte dann: „Meine Tochter, nicht weit von hier wohnt ein heiliger Mann, der ein weit besserer Lehrmeister dessen ist, was du begehrst, als ich es bin; geh' du zu dem!“ und damit brachte er sie auf den Weg.

Wie sie nun zum zweiten kam und von ihm dieselbe Antwort erhielt, ging sie noch weiter und kam zur Zelle eines jungen Einsiedlers, eines recht frommen und guten Menschen, der Rusticus hieß, und richtete an ihn dieselbe Frage, die sie schon an die andern gethan hatte. Rusticus dachte eine große Probe seiner Festigkeit anzustellen und schickte sie deshalb nicht wie die andern weg, sondern behielt sie bei sich in seiner Zelle und machte ihr, wie es

Nacht ward, ein Bettchen von Palmenlaub und hieß ihr, sich darauf niederzulegen.

Als dies geschehen war, säumten die Versuchungen nicht eben lange, die Standhaftigkeit des Einsiedlers zu bekämpfen. Wie dieser sich aber von jener gar bald völlig im Stiche gelassen sah, wandte er, ohne viel Angriffe abzuwarten, dem Feinde den Rücken und ergab sich als besiegt. So ließ er denn die heiligen Gedanken, die Gebete und Geiselungen ganz beiseite liegen, rief sich dafür die Jugend und die Schönheit des jungen Mädchens ins Gedächtniß, und fing zugleich an, darüber nachzudenken, was für Mittel und Wege er ergreifen solle, um zum Ziele zu gelangen, damit sie nicht gewahr werde, er strebe, als ein unkeuscher Mensch, nach dem, was er von ihr begehrte. Zu dem Ende richtete er allerhand Fragen an sie, durch die er erfuhr, sie habe noch nie einen Mann gekannt und sei so einfältig, als sie aussah. Deshalb beschloß er, unter dem Scheine des Gottesdienstes sie seinen Wünschen folgsam zu machen.

Zuerst setzte er ihr mit vielen Worten auseinander, ein wie arger Feind des lieben Gottes der Teufel sei, und wie man durch nichts Gott so lieb werden könne, als wenn man den Teufel heim in die Hölle schicke, in die unser Herrgott ihn verbannt habe. Das Mädchen frug ihn, wie man das anfange. Rusticus antwortete ihr darauf: „Das sollst du bald erfahren, und darum thue, was du mich thun siehst.“ Und damit fing er an, die wenigen Kleidungsstücke, die er trug, sich auszuziehen, und warf sich, als er ganz nackt war, während das Mädchen ihm in allem nachahmte, auf die Knie, als wolle er beten. Das Mädchen ließ er sich gegenüber knien, und wie er in dieser Stellung verweilend beim Anblick ihrer entblößten Schönheiten mehr als je in seiner Begierde entbrannte, zeigte sich die Auferstehung des Fleisches. Als Alibech diese gewahr ward, wunderte sie sich und sprach: „Rusticus, was ist denn das für ein Ding, was ich an

dir so vorne 'raus kommen sehe und das ich gar nicht habe?" „Ach, meine Tochter", sagte Rusticus, „das ist eben der Teufel, von dem ich dir gesprochen habe. Siehst du, jetzt gerade plagt er mich so sehr, daß ich es kaum aushalten kann." „Nun Gott sei Lob", sagte das Mädchen darauf, „so sehe ich, daß mir's besser geht, als dir, denn ich für mein Theil habe keinen solchen Teufel." Rusticus sagte: „Du sprichst die Wahrheit, du hast aber ein anderes Ding, das ich wieder nicht habe, und das ist ebenso schlimm." „Warum nicht gar!" sagte Alibech. Rusticus antwortete ihr: „Du hast die Hölle, und ich sage dir, ich glaube, Gott hat dich zum Heil meiner Seele hierher gesandt; denn wenn du dich meiner erbarmen und mir erlauben willst, daß ich, so oft dieser Teufel mich so sehr plagt, ihn in die Hölle heimschicken darf, so wirst du mir große Erleichterung gewähren, Gott aber einen ausbündigen Dienst und Gefallen erzeigen, wenn du anders in der Absicht, die du mir gesagt hast, hierher gekommen bist." Die Dirne erwiderte in gutem Glauben: „Ehrwürdiger Vater, da ich einmal die Hölle habe, so kann's geschehen, wenn Ihr wollt." Darauf antwortete Rusticus: „Sei gesegnet, meine Tochter; so laß uns denn gehen und ihn heimschicken, auf daß er künftig mich in Frieden lasse." Und mit diesen Worten führte er das Mädchen zu dem einen ihrer Betten und lehrte sie, wie man sich stellen müsse, um diesen Verfluchten Gottes einzukerkern.

Die Dirne, die noch niemals einen Teufel heim in die Hölle geschickt hatte, spürte beim ersten mal einiges Ungemach und sagte deshalb zum Rusticus: „Wahrlich, mein Vater, der Teufel muß ein abscheuliches Ding und ein rechter Gottesfeind sein, denn er thut selbst der Hölle, geschweige denn andern Dingen weh, wenn er hineinkommt." Rusticus sagte: „Meine Tochter, das wird nicht immer so sein." Und um es dahin zu bringen, schickten sie, bevor sie sich vom Bettchen erhoben, ihn an sechsmal heim in

die Hölle, sodaß sie ihm für diesmal den Hochmuth aus dem Kopfe brachten und er ruhig in Frieden blieb. Als er sich aber später dennoch öfters wieder in Stolz erhob und das Mädchen sich immer willig zeigte, ihn zu demüthigen, geschah es, daß sie an dem Spiele Gefallen fand und zum Rusticus also sagte: „Nun sehe ich wohl, daß die wackern Leute in Capsa recht hatten, wenn sie sagten, Gott zu dienen sei ein so süßes Ding. Denn wahrlich, ich erinnere mich nicht, je etwas gethan zu haben, das mir so viel Lust und Vergnügen gewährt hätte, als den Teufel in die Hölle heimzuschicken. Und so halte ich dafür, daß jeder, der sich nicht anstrengt Gott zu dienen, ein unvernünftiges Thier ist.“ Aus diesem Grunde kam sie oft zum Rusticus und sagte: „Ehrwürdiger Vater, ich bin hierher gekommen, um Gott zu dienen und nicht um müßig zu gehen; so kommt denn und laßt uns den Teufel heim in die Hölle schicken.“ In dieser Beschäftigung sagte sie auch wol zuweilen: „Rusticus, ich weiß gar nicht, warum der Teufel aus der Hölle wieder 'rausgeht; denn wäre er so gerne drinne, als die Hölle ihn gern aufnimmt und festhält, so würde er immer drinne bleiben.“

Während die Dirne auf solche Weise den Rusticus oft zum Gottesdienste einlud und ermunterte, hatte sie ihm allmählich die Wolle so aus der Jacke gezupft, daß er fror, wenn ein anderer geschwitzt hätte. Deshalb sagte er nachgerade zu dem Mädchen, man müsse den Teufel nur dann züchtigen und in die Hölle heimschicken, wenn er sein Haupt in Hochmuth erhebe. „Wir aber“, fügte er hinzu, „haben ihn durch Gottes Hülfe so entlarvt, daß er Gott bittet, in Frieden bleiben zu dürfen.“ Dadurch brachte er das Mädchen auf einige Zeit zum Schweigen; da sie aber sah, wie Rusticus sie gar nicht weiter aufforderte, den Teufel in die Hölle heimzuschicken, sagte sie ihm eines Tags: „Rusticus, ist dein Teufel nun abgestraft und plagt er dich nicht mehr, so läßt mich

meine Hölle nicht in Ruhe. Und darum wirst du ein gutes Werk thun, wenn du mit deinem Teufel die Wuth meiner Hölle bändigen hilfst, wie ich mit meiner Hölle geholfen habe, deinem Teufel den Stolz zu vertreiben." Rusticus, der von Kräuterwurzeln lebte, war genöthigt, in diesem Spiele oft zu passen, und sagte ihr, um die Hölle zu beschwichtigen, brauche man einen ganzen Haufen Teufel; doch wolle er für sie thun, was er irgend im Stande sei. So erfüllte er denn zuweilen noch ihre Wünsche; doch geschah es so selten, daß es nicht mehr sagen wollte, als wenn man einem Löwen eine Bohne in den Rachen wirft. Auch war die Dirne, die Gott nicht ihren Wünschen gemäß zu dienen glaubte, damit gar nicht zufrieden.

Während aber dieser Streit zwischen dem Teufel des Rusticus und der Hölle der Alibech wegen übermäßigen Verlangens und geringer Kräfte noch fortdauerte, geschah es, daß in Capsa ein Feuer auskam, und Alibech's Vater mit allen seinen Kindern und sonstiger Familie im eigenen Hause verbrannte, sodaß nun Alibech die Erbin des ganzen Vermögens ward. Deshalb begab sich ein junger Mann, Namens Neerbal, der alle sein Geld in Großthuereien durchgebracht hatte, wie er hörte, sie sei noch am Leben, auf den Weg, sie zu suchen, und fand sie zu Rusticus großer Freude, noch bevor die Gerichte das Vermögen, das ihrem Vater gehört hatte, als erbloses Gut eingezogen hatten. Er führte sie gegen ihren Willen nach Capsa zurück, heirathete sie und nahm mit ihr das ganze Vermögen hin.

Als aber die Frauenzimmer sie, bevor sie noch bei Neerbal geschlafen hatte, befrugen, wodurch sie denn in der Wüste Gott gedient habe, antwortete sie, durch Heimschicken des Teufels in die Hölle, und Neerbal habe eine große Sünde begangen, sie solcher Verrichtung zu entziehen. Die Weiber frugen weiter, wie man denn den Teufel heim in die Hölle schicke, und die Dirne zeigte es

ihnen halb mit Worten und halb mit Zeichen. Darüber mußten jene so sehr lachen, daß sie gar nicht aufhören konnten, und sie sagten: „Liebes Kind, sei deshalb unbesorgt, das kann man auch hier bei uns recht gut thun, und Neerbal wird auf dieselbe Weise unserm Herrgott fleißig mit dir dienen." Dann erzählte eine der andern in der Stadt die Geschichte, und es wurde dort zum Sprichwort, der lustigste Gottesdienst sei, den Teufel heim in die Hölle zu schicken. So ist denn diese Redensart übers Meer gekommen, und dauert noch heute fort.

Drum, meine jungen Damen, müßt auch ihr, denen die Gnade Gottes gar noth thut, lernen, wie man den Teufel in die Hölle heimschickt, denn solche Uebungen sieht der liebe Gott gern, die Parteien ergötzen sich daran, und vieles Gute kann dadurch erzeugt werden und auf die Welt kommen.

Tausendmal und öfter hatte die Geschichte des Dioneus die sittsamen Mädchen zum Lachen erregt, so spaßhaft kamen ihnen seine Worte vor. Als er aber zum Schlusse kam und die Herrschaft der Königin nun ihr Ende erreicht hatte, nahm sie sich den Lorberkranz vom Haupt, setzte ihn mit vieler Anmuth dem Philostratus auf und sagte: „Nun werden wir sehen, ob der Wolf besser verstehen wird, die Schafe zu führen, als bisher Schafe die Wölfe geführt haben." Als Philostratus dies hörte, sagte er lächelnd: „Wäre es auf mich angekommen, so hätten die Wölfe den Schäflein ebenso gut gelehrt, den Teufel in die Hölle heimschicken, als Rusticus der Alibech. Und so nennt uns denn nicht Wölfe, da ihr euch nicht als Schäflein benommen habt. Da mir indeß das Regiment übertragen wird, so will ich mein Reich regieren." Neiphile antwortete ihm: „Höre, Philostratus, statt uns belehren zu wollen, hättet Ihr lieber, wie Masetto aus Lamporecchio, von den Nonnen Klugheit lernen und die

Sprache nicht eher wiederbekommen sollen, als bis die Knochen ohne Lehrmeister pfeifen gelernt hätten.“ Philostratus merkte wohl, daß für jeden seiner Pfeile eine Sichel zur Hand war, er gab deshalb das Witzeln auf und begann statt dessen, sich mit der Regierung des nun ihm übertragenen Reichs zu beschäftigen. Deshalb ließ er sich den Seneschall rufen und sich von ihm berichten, wie weit alles gediehen sei; dann ordnete er mit vielem Verstande für die Dauer seiner Herrschaft an, was ihm ziemlich und für das Vergnügen der Gesellschaft förderlich erschien, und wandte sich, als dies geschehen war, mit folgenden Worten zu den Damen:

„Liebevolle Damen, seitdem ich Gut und Böse zu unterscheiden wußte, war ich zu meinem Unglück, wegen der Schönheit der einen oder andern unter euch, dem Amor immer unterworfen. Daß ich demüthig und gehorsam war, und in allem, was ich wußte, aus vollen Kräften seiner Weise nachlebte, hat mir nichts geholfen; vielmehr hat man mich zuerst um eines andern willen verlassen, und nachher ist es mir immer schlecht und schlechter gegangen, und so wird es mir auch wol gehen bis an meinen Tod. Deshalb will ich denn, daß nichts anderes der Gegenstand unserer morgenden Geschichten sei, als was meinem eigenen Lose entspricht, nämlich

die Schicksale derjenigen, deren Liebe übeln Ausgang hatte.

Denn auch den Ausgang der meinigen erwarte ich, wenn es lange so fortdauert, höchst betrübend, und allein um dessentwillen hat mir einer, der wohl wußte, was er that, den Namen beigelegt, bei dem ihr mich ruft.“ Mit diesen Worten stand er auf und beurlaubte einen jeden bis zum Abendessen.

Der Garten war so schön und so ergötzlich, daß keiner aus der Gesellschaft es vorzog, ihn zu verlassen, um anderwärts größeres Vergnügen zu finden. Vielmehr unterhielten sie, da die schon kühlere Sonne sie nicht mehr

daran hinderte, den Rehen, Kaninchen und andern Thieren nachzueilen, die, während sie saßen, mehr als hundertmal zwischen ihnen durchgesprungen waren und sie gestört hatten, sich nun damit, das eine oder andere derselben zu verfolgen. Dioneus und Fiammetta fingen an, von Wilhelm und der Dame von Verju zu singen. Philomena und Pamphilus spielten Schach, und so vertrieben sie sich, der eine hiermit, der andere damit die Zeit, bis, kaum erwartet, die Stunde des Abendessens herankam. Die Tafeln waren bei dem schönen Springquell gedeckt, und sie aßen in großer Fröhlichkeit zu Abend. Darauf forderte Philostratus, um nicht von denen abzuweichen, die vor ihm Königinnen gewesen waren, Lauretten auf, einen Tanz zu beginnen und ein Lied zu singen. „Herr", erwiderte sie, „fremde Lieder weiß ich nicht, und von den meinigen kann ich keines auswendig, das einer so fröhlichen Gesellschaft hinlänglich entspräche. Wollt ihr es aber, so wie ich es habe, so will ich gern eines sagen." Der König antwortete darauf: „Nichts, was du gemacht hast, kann anders als schön und gut sein, und deshalb sage uns eins, wie du es im Gedächtniß hast." Da fing Laurette mit gar sanfter Stimme und in etwas schwermüthiger Weise, während die übrigen antworteten, also an:

Niemand hat Leid empfunden,
Mit so viel Grund zu klagen,
Als ich, die ich von Schmerzen bin umwunden.
Der Herr, auf dessen Wink die Himmel weichen,
Hat mich zu seiner Lust gemacht,
So schön, anmuthig, reizend ohne gleichen,
Daß, wer hienieden himmelwärts gedacht,
Der Schönheit säh' ein Zeichen,
Die droben stets vor seinem Auge lacht;
Allein die Erdennacht
Begriff nicht meine Reize,
Hat mich verschmäht und nimmer schön gefunden.

Wol war ein Jüngling einst, der voll Verlangen,
Weil zart ich war und klein,
Mit Arm und mit Gedanken mich umfangen:
Aus meinen Augen sog er Flammen ein;
Die Zeit, die schnell vergangen,
Verwandt' er nur, gefällig mir zu sein.
Hingebend ward ich sein,
Und fand ihn meiner würdig;
Jetzt aber, ach, ist solches Glück entschwunden.
Drauf hat ein andrer liebend mich erkoren,
Voll keckem Uebermuth,
Weil er sich tapfer dünkt und hochgeboren.
Der hält voll Eifersucht mich streng in Hut,
Leiht falschem Wahn die Ohren;
Ich aber fühl', in herber Thränenflut,
Verzweifelnd nur zu gut,
Daß ich, zum Heile vieler
Geboren, nun an einen mich gebunden.
Mein widriges Geschick muß ich verklagen,
Das mich bethöret, ach,
Des Kleiderwechsels willen, ja zu sagen.
Im dunkeln Kleid' einst froh, muß Ungemach
Ich nun im hellen tragen
Und überdies des bösen Leumund Schmach.
O, arger Hochzeitstag,
Was bin ich nicht gestorben,
Bevor ich deine Bitterkeit empfunden;
Geliebter Freund, den ich mit Lust besessen,
Der keine jemals glich,
Du weilst dort oben, in dem Anschaun dessen,
Der uns erschaffen hat; erbarme dich
Der Frau, die zu vergessen
Dich nie vermag, und überzeuge mich,
Die Flamm' entzünde sich
Aufs neu', in der ich glühte;
Wo nicht, so kürze dieses Lebens Stunden.

Hier endete Laurette ihr Lied, das von allen überdacht, von verschiedenen aber verschiedentlich verstanden ward. Die einen meinten, es komme auf das mailändische Sprichwort hinaus: „Besser eine fette Sau, als wie eine schöne Frau“; andere aber erkannten darin einen erhabenern, tiefern und richtiger aufgefaßten Sinn, von dem indeß zu reden jetzt nicht an der Zeit ist. Dann wurden auf des Königs Befehl Wachsfackeln in Menge angezündet, und auf dem Rasen und den Blumen mehr andere Lieder noch gesungen, bis alle Sterne sanken, die im Aufsteigen gewesen waren. Nun erst meinte der König, es sei Schlafenszeit, und hieß deshalb einen jeden mit der Gutennacht sich in sein Zimmer zurückziehen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.